Supplementband

zu der

Geschichte der letzten 40 Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Geschichte

der

neuesten Zeit

(1856—1860).

von

Wolfgang Menzel.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorrede.

Die „Geschichte der letzten vierzig Jahre" hat sich einer so großen Anerkennung und Verbreitung zu erfreuen gehabt, daß es der Verfasser für seine Pflicht hält, einen Supplementband nachzuliefern, in welchem nicht nur die Geschichte Europas bis zur Gegenwart fortgesetzt, sondern auch durch die Geschichte der übrigen Welttheile ergänzt wird. Dieser Band enthält demnach zunächst eine zusammenhängende Darstellung der europäischen Verwicklungen vom Frieden von Paris im Jahr 1856 an bis zum Einzug Garibaldi's in Neapel und Lamoriciere's Niederlage, sodann eine umfassende Uebersicht über die mit den Schicksalen Europas mehr oder weniger eng verflochtenen Ereignisse, welche sich in den letzten vierzig Jahren in Asien, Amerika, Afrika und Australien zugetragen haben und in den beiden Bänden der Geschichte der letzten vierzig Jahre noch nicht enthalten waren. Hauptsächlich die Ausbreitung der russischen Macht in Asien, den Verfall des Islam im ganzen Orient, die große Revolution in Ostindien, den Opiumkrieg der Engländer in China und die christliche Revolution in diesem Reiche, die erste Eröffnung Japans, den Aufschwung

der Vereinigten Staaten von Nordamerika und das Sinken der südamerikanischen, die Civilisirung Neuhollands und Neuseelands ꝛc.

War die Zeit der französischen Revolution und des ersten Napoleonischen Kaiserreichs von einer erstaunlichen Großartigkeit und dagegen die nachherige Zeit der Restauration von ermattender Langweiligkeit und Kleinlichkeit, so zeichnet sich die neueste Zeit durch ganz neue, eben so überraschende Scenerien, als kunstreiche Verwicklungen aus und wir glauben uns mitten in ein fast märchenhaftes, wunderbar spannendes Drama versetzt, ohne noch dessen Ausgang zu ahnen. Dem Deutschen aber sollte die Stimme seines nationalen Gewissens zuflüstern: das Opfer in diesem welthistorischen Trauerspiele bist vielleicht du selbst, der du jetzt noch ruhig zusiehst. Denn wie einst in unserer herrlichen Kaiserzeit vom deutschen Volk in Europas Mitte alle Macht und Bewegung ausging, so ist jetzt die Macht an die europäischen Extremitäten vertheilt und alle Bewegung gegen jene Mitte, gegen das krank gewordene und zerrissene Herz Europas gerichtet.

Inhalt.

Erstes Buch.

Deutschlands Selbstschwächung.

Napoleon III. hatte in Frankreich die Hydra der Anarchie überwunden und hielt seit 1851 die Zügel der monarchischen Gewalt straff in eiserner Hand. Drei Jahre später ging er mit England und der Pforte, bedingungsweise auch mit Oesterreich eine Allianz im Interesse des europäischen Gleichgewichts ein, um weitere Uebergriffe des schon allzumächtig gewordenen Rußland zu hindern. Seine ganze äußere wie innere Politik hatte mithin einen wesentlich conservativen Charakter.

Und doch hatte der Neffe des Onkels die „napoleonischen Ideen" nie vergessen und schien nur erst im Sattel der Gewalt und des Ansehens fest sitzen zu wollen, um das Werk, in welchem der Oheim unterbrochen worden war, wieder anzufangen und das bei Leipzig und Waterloo Verlorene wiederzuerobern. Wir sehen ihn schon im Krimmkriege sein Auge auf Italien werfen und hier mit Sardinien Verbindungen anknüpfen, welche Oesterreich ver-

derblich werden sollten. Es handelte sich darum, zunächst in Italien den Einfluß, wo nicht die unmittelbare Herrschaft zurückzuerobern, welche Napoleon I. dort besessen hatte. Die Gelegenheit aber war für ihn die günstigste von der Welt, denn mit England stand er in engem Bündniß, Rußland ließ sich gern von ihm gewinnen und Preußen, welches damals immer noch zu viel auf die russischen Rathschläge horchte, war wenigstens leicht zur Neutralität zu bewegen, so daß Oesterreich völlig isolirt blieb, wenn Frankreich über dasselbe herfallen wollte.

In der Uneinigkeit und dadurch bedingten Selbstschwächung Deutschlands lag die Stärke Rußlands vor dem Krimmkriege und wieder die Stärke Frankreichs nach dem Krimmkriege.

Zwischen den mächtigen und einigen Reichen der Slaven und Romanen sollte das germanische Reich eben so mächtig und einig stehen, nach beiden Seiten hin nicht passiv, sondern activ, offensiv, wie es das alte Wappen unseres Reichs, der doppelte Adler, vorbildet. Die große deutsche Nation hat nun auch wirklich ein Bewußtseyn dieses ihres Berufs, aber man bilde sich ja nicht ein, daß die Trennung der Nation unter verschiedene Dynastien, welche einseitig ihr Sonderinteresse verfolgen, das einzige Hinderniß der Vereinigung sey; die Schwierigkeit dieser Vereinigung ist vielmehr durch den confessionellen Gegensatz seit der Reformation und durch einen noch älteren Gegensatz der ober- und niederdeutschen Stämme bedingt.

Die seltene, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit für Deutschland, mit seinem germanischen Bruder (England) und mit der Hauptmacht der romanischen Welt (Frankreich) vereinigt, den slavischen Coloß (Rußland) zu überwältigen und Mittel- und Westeuropa vom Drucke dieses Alps zu befreien, war von den deutschen Mächten während des Krimmkriegs versäumt worden. Das Ergebniß war eine Verständigung Frankreichs mit Rußland auf Kosten der deutschen Mächte. Es handelte sich jetzt nur noch darum, Preußen und die Mittelstaaten von Oesterreich zu trennen, und

dann über das vereinzelte Oesterreich herzufallen und es zu verkleinern, Preußen und den Mittelstaaten aber den traurigen Trost zu lassen, daß ihnen ein gleicher Ueberfall erst später zugedacht ist, und daß sie dann, von Oesterreich verlassen, ihre und die Geschicke des gesammten deutschen Volks von der Gnade Frankreichs und Rußlands erbitten können.

In der Mitte eingekeilt zwischen den russischen Coloß und das mit unwiderstehlicher Elasticität sich durch neue Eroberungen ausdehnende Frankreich bietet die deutsche Nation, obgleich der französischen in der Seelenzahl, der russischen in der Bildung und jeder von beiden sogar in der Zahl ihrer Bajonette überlegen, doch nur ein lockeres Conglomerat dar, wie gemacht, um vollends zerstoßen und zertheilt zu werden. Denn der tapfere Deutsche steht in Metz und Straßburg, in Rendsburg und Riga gegen sich selber Schildwacht, und die deutschen Heere, welche noch nicht ausländische Uniformen tragen, bewachen sich eifersüchtig eins das andere, schon mehr als einmal bereit, grimmig über einander herzufallen (zum letztenmal bei Bronzell). Lothringen und Straßburg haben wir an die Franzosen, Schleswig und Holstein an die Dänen, die deutschen Ordenslande an Rußland verloren. In Belgien will man sich gar nicht mehr besinnen, daß man deutsch sey. In Holland und der Schweiz, kerndeutschen Staaten, besteht eine affectirte Verachtung des „Muff" und „Tütschländers," und man macht dort gern mit England und Frankreich oder mit Rußland Politik gegen Deutschland. Der noch übrige Rumpf der deutschen Nation, der noch nicht an's Ausland verloren und verkauft ist, sondern noch einheimische Herrn hat, ist in drei Gruppen vertheilt, welche beständig gegen einander gravitiren, Oesterreich, Preußen und die Mittelstaatengruppe. Oesterreich und Preußen sind die feindlichsten Länder von der Welt, weil hier alle Gegensätze des dynastischen Interesses, der Confession, des Stammcharakters, des bisherigen Systems und ein tiefeingewurzelter und traditioneller Haß zusammenwirken. Die Mittelstaatengruppe aber hat sich immer gegen Oesterreich und

Preußen gestemmt und sich dabei des französischen oder russischen Schutzes erfreut. Sie verdient am meisten Mitleid, weil in dieser Gruppe gerade die ächtgermanischen Stämme (nicht mit Slaven vermischt, wie in Oesterreich und Preußen) enthalten sind, die am wenigsten mit dem Ausland buhlen sollten. Welche unglückselige Spaltung deutscher Nation in die drei Gruppen, ungeschickter und unnatürlicher, als man sich denken könnte, wenn es nicht wirklich wäre! Jede patriotische oder Nationalpartei aber, welche zwischen diesen drei Gruppen bisher sich hervorarbeitete und an die Stelle des specifisch österreichischen, preußischen oder mittelstaatlichen Interesses endlich einmal ein deutsches setzen wollte, verfehlte ihr Ziel und wurde als revolutionär oder unpraktisch wieder beseitigt. Ein Zustand nun, wie der im noch immer sogenannten deutschen Bunde, forderte die Intrigue und Anmaßung ausländischer Mächte ohne Zweifel heraus und entschuldigte sie. Wir haben uns über keinen bösen Nachbar zu beklagen, da wir, wenn wir ferner unterliegen, ferner beraubt, ferner verachtet und verspottet werden, ganz allein selber Schuld sind, denn wenn wir unsere Kräfte zusammenhalten wollten, wären wir stark genug, um alle unsere bösen Nachbarn zu schrecken und zu schlagen.

In Oesterreich lebte man nach dem Krimmkriege in einem gewissen Behagen, als habe man in der auswärtigen Politik einen großen Sieg und zwar ohne Opfer erfochten. Sich auf neue schwere Kämpfe gefaßt zu machen, sich der deutschen Sympathien zu versichern, Preußen auf seine Seite zu ziehen und zugleich im Innern eine bessere Ordnung herzustellen und den verderblichen Unterschleifen zu steuern, die früher oder später zum Staatsbankerott führen mußten, dachte man nicht. In Frankfurt am Main lebte der österreichische Präsidialgesandte, Graf Rechberg, mit dem preußischen Bundestagsgesandten von Bismark auf dem gespanntesten Fuß und wenn einer ja sagte, dann sagte der andere gewiß nein. Am 18. Juni 1857 wurde das Stiftungsfest des Maria Theresienordens (die Schlacht bei Collin) mit großer Pracht gefeiert.

Von der Kirche scheint damals der Staat Oesterreich eine namhafte Aushülfe erwartet zu haben. In Folge des Concordats trat am 6. April 1856 zu Wien ein österreichisches Nationalconcil zusammen, um über die Inslebenführung des Concordats nach allen Modalitäten zu berathen; 51 Bischöfe fanden sich ein, der Kaiser hatte den Erzbischof von Wien zum Vorsitzenden bestimmt, der Papst kam ihm aber zuvor und bestimmte seinen Nuntius, den Cardinal Viale Prela, für den Vorsitz. Das Concordat machte Oesterreich, je eifriger es sich desselben annahm, um so mehr und erbittertere Feinde nicht allein unter den Protestanten, sondern auch unter den religiös Indifferenten und insbesondere unter den Bureaukraten. Die Gehässigkeit steigerte sich, als in demselben Frühjahr in Oesterreich verboten wurde, Protestanten auf katholischen Kirchhöfen zu begraben,*) und als die Bischöfe in Mailand und Venedig die Verbreitung schlechter Bücher verboten. Wie sehr auch dieses bischöfliche Vorgehen gerechtfertigt, ja pflichtmäßig erscheint, wenn man erwägt, mit welcher Gattung von gottlosen und unsittlichen Büchern die romanische Welt von Frankreich aus überschwemmt wird, so faßten die Feinde Oesterreichs die bischöfliche Censur doch nur als Eingriff in die heilige Preßfreiheit auf. Mit mehr Recht hätte man den Eiferern für das Concordat zum Vorwurf machen können, daß sie den Thron, ehe sie ihn so nahe an den Altar rückten, nicht zuvor reinigten von dem Schmutz der ihn in nächster Nähe umdrängenden Börsenschwindler, Unterschleifgeber und Staatsbetrüger, wie auch der Juden, welche trotz des Concordats noch immer vorzugsweise die offizielle Presse besorgten und die Vermittler des Staatsgedankens blieben. Auch die Hauptgläubiger des Staats waren und blieben Juden. Um auch noch

*) Gleiche Intoleranz von Seiten der herrschenden Protestanten kam zu Fürstenwalde in Preußen und zu Great Torrington in England vor, wo die Leichen von Katholiken und Dissenters auf den Kirchhof nicht zugelassen wurden. Keine Partei hat sich darin von der andern beschämen lassen.

die letzte Schranke ihrer Gier niederzureißen, erschöpften sie sich in scheinheiliger Winselei um Gewissensfreiheit und Humanitätsrücksichten, d. h. um das Recht, liegende Güter erwerben zu dürfen, welches sie in den Stand setzen würde, die vom Staat entäußerten Domainen von 150 Mill. Gulden Werth in ihren Rachen hineinzuziehen. Dem mit eiserner Faust entgegenzutreten, wäre die Aufgabe eines neuen christlichen Staatsthums gewesen. Endlich setzte das Concordat auch eine Durchdringung des niederen Klerus und des Volkes mit Begeisterung und überhaupt mit Geist voraus, welcher aber ausblieb. Oesterreich hatte auch damals noch keinen Montalembert unter seinem Adel und noch keinen Görres unter seinen Professoren, nicht einmal einen Lacordaire unter seinen Predigern.

Als die Luft in Italien schwül zu werden begann und die ausländische Intrigue auch bereits auf Ungarn ihr Auge warf, hielt es Kaiser Franz Joseph für gerathen, die Treue der Unterthanen durch große Gnadenaustheilungen auf einer Rundreise zu befestigen. Begleitet von seiner Gemahlin und seiner jungen Tochter Sophie besuchte er im Winter auf 1857 die Lombardei und dann im Frühjahr Ungarn, von wo er aber rasch zurückkehrte, als die kleine Erzherzogin erkrankte und in Ofen starb. Alle politischen Verbrecher sowohl in Italien als Ungarn erhielten damals eine unbedingte Amnestie. Und doch dauerte die Unzufriedenheit und die Neigung zum Aufruhr fort, weil durch alle Gnaden des Kaisers die unnatürliche Lage und der verfassungslose Zustand unter einer dem Finanzschwindel verfallenen Administration nicht gebessert wurden.

Der alte Feldmarschall Radetzki schloß seine müden Augen zu rechter Zeit am 5. Jan. 1858 zu Mailand, nachdem er vorher wegen eines Beinbruchs noch ein langes Siechthum überstanden hatte, im 91. Jahre seines Alters. In demselben Jahre (22. August) wurde dem Kaiser sein erster Sohn geboren, den er Rudolf nannte, mahnend an den ersten Habsburger.

In Preußen zeigten sich nach dem Krimmkriege die ersten Symptome einer langsam zunehmenden Schwäche des edeln Königs, ohne daß noch jemand geahnt hätte, welche schwere körperliche und geistige Leiden denselben erwarteten. Ministerpräsident von Manteuffel hatte sich während des Krieges mit vieler Klugheit und zuweilen auch mit Energie gegen die russische Partei behauptet. Die Spannung aber dauerte fort. Im Winter von 1855 zu 1856 kamen schlimme Gerüchte in die Presse. Dem zur Camarilla des Königs gehörigen, ihm engvertrauten General von Gerlach und dem Geheimsecretair des Königs, Niebuhr, kamen wichtige Depeschen abhanden, die ein gewisser Testen gestohlen und theils dem Ministerpräsidenten mitgetheilt, theils aber auch in Abschriften einem Angehörigen der französischen Gesandtschaft verkauft haben sollte. Ein gewisser Lindenberg stattete in einem aufgefangenen Briefe dem General Gerlach geheimen Bericht über den Prinzen von Preußen ab ꝛc. Diese Enthüllungen führten übrigens zu nichts, als zur Verurtheilung des Diebes. Das Publikum sah nicht klar in der Sache. Noch im Jahre 1856 fiel Niebuhr in Irrsinn.

Die Zügel der Regierung waren sichtbar schlaffer geworden. Der Polizeidirector v. Hinkeldey in Berlin war 1855 genöthigt gewesen, eine adelige Spielhölle im Hotel du Nord daselbst, an welcher besonders Mitglieder des s. g. Jockeiklubs thätig gewesen, kraft seiner Amtspflicht, im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit und im speciellen Auftrage des Königs, der das systematische Sichselbstruiniren der jungen Edelleute streng mißbilligte, aufzulösen. Bei dieser Auflösung soll sich ein subalterner Polizeibeamter, Namens Damm, nicht höflich genug gegen die vornehmen Sünder benommen haben. Das mußte nun Hinkeldey entgelten, den man durch wiederholte Beleidigungen zwang, den jungen Lieutenant a. D. v. Rochow-Plessow zu fordern. Ein Vater von sieben Kindern, und hochgeachteter Beamter, welcher nur gegenüber einem gesetzwidrigen Spielerklub seine Pflicht gethan hatte, konnte deshalb (so tief demoralisirt war man) für ehrlos erklärt werden und sah sich wirklich im Mittel-

punkt eines constitutionellen Rechtsstaates genöthigt, seine Ehre mit der Pistole in der Hand gegen einen jungen Menschen zu vertheidigen, der ihm in der Kunst zu schießen weit überlegen war und ihn am 10. März 1856 niederschoß. Der König, der das Duell hatte verhindern wollen, dessen Beauftragte aber zu spät kamen, war sehr traurig. Rochow erhielt ein paar Jahre Festungsarrest.

Der Sittenzustand der niedern Classen in Preußen, zunächst in Berlin, konnte sich nicht verbessern, sofern das Fabrikwesen und das damit unzertrennlich verbundene Elend immer noch im Zunehmen war. Aus statistischen Tabellen ergab sich, daß bei der Recrutirung von 100 Webern im Durchschnitt nur 28 dienstfähig befunden wurden, von 100 Maschinenspinnern gar nur 20. Das Fabrikwesen erzeugte hier dieselben Uebelstände wie in England, klägliche Abschwächung der Race, Sterblichkeit in jungen Jahren, Prostitution und Demoralisirung aller Art. *)

In der früheren Aufklärungsperiode war in den Ehescheidungsmaximen in Preußen eine solch laxe Observanz eingerissen, daß sie der schmählichsten Lüderlichkeit Vorschub leistete. Ehebrecherinnen konnten ohne Anstand, wenn sie sich kaum vom rechtmäßigen Mann getrennt hatten, den Verführer heirathen. Leichtsinnige Eheverbindungen wurden geknüpft und gelöst, wie man Kleider wechselt. In einem Salon zu Berlin sah man einen Herrn Whist spielen mit drei Damen, die alle drei von ihm geschieden waren. Den ärgsten Mißbrauch bezeichneten die s. g. Louisheirathen. Um nämlich in Berlin bürgerliche Rechte zu erhalten und nicht mehr ausgewiesen werden zu können, heiratheten öffentliche Dirnen einen s. g. Louis, irgend einen Berliner Gamin oder Bruder Lüderlich, um sich nachher gleich wieder von ihm scheiden zu lassen. Manche

---

*) In Dr. Helwings trefflicher Flugschrift über die Abnahme der Kriegstüchtigkeit heißt es: „Es fällt uns nicht ein, der vorzugsweise industriellen Entwicklung der Neuzeit den Krieg zu erklären, aber wir wollen warnen vor den Gefahren, welche diese Entwicklung begleiten.“

Louis machten ein Geschäft daraus, heiratheten immerfort und schieden sich immerfort. Als nun das Ministerium Raumer ein strengeres Ehegesetz an die Kammer brachte, brach ein heftiger Meinungskampf aus, den die Presse fortsetzte. Die rationalistische und liberale Mehrheit schrie über pfäffische Reaction und nahm die Lüderlichkeit in Schutz. Der gute König trat nun nach seiner Art wieder mildernd dazwischen und decretirte am 8. Juli 1857, es solle Paaren, die sich scheiden und sich mit einem andern verheirathen wollten, frei stehen, von dem die Scheidung oder Wiedertrauung verweigernden Geistlichen an das Consistorium zu appelliren. Sehr viele Geschiedene fanden es jedoch bequemer, indeß auf der Eisenbahn nach Gotha zu reisen, wo der aufgeklärte Hofprediger Schwarz sie nach der alten laxen Observanz, die in dem thüringischen Fürstenthum fortbesteht, gerne traute.

Die evangelical alliance hielt am 12. September 1857 eine große „Versammlung evangelischer Christen aus allen Ländern" ab, welcher auch der König beiwohnte. Es fehlte jedoch auch nicht an Protesten der Strenggläubigen, welche die feste Krystallisation des kirchlichen Dogma's nicht in den christianismus vagus zerfließen lassen wollten. Die evangelische Allianz hatte noch weit unbestimmtere Umrisse wie die Union. Die Versammlung konnte den bestehenden Kirchen gegenüber keine eingreifenden Beschlüsse fassen und führte zu nichts, als zu einem lächerlichen Bruderkuß zwischen einem französischen Pietisten und einem deutschen Freigemeindler.

In der Metropole der Intelligenz bekämpfte sich der unkirchliche und frivole Geist immer noch mit dem streng lutherischen. Die Regulative, durch welche der Cultminister von Raumer 1854 dem Diesterweg'schen System, der Volksschule alle mögliche unnütze und verderbliche Halbwisserei aufzudrängen, ein Ende machte und den Volksunterricht auf das Nothwendige zurückführte, fand eine fanatische, jedoch nicht mehr ausreichende Opposition. Die Hegelsche

Philosophie war fast vergessen, nur der Humboldtcultus*) noch in voller Blüthe. Alexander von Humboldt, der hochgefeierte Greis, der tägliche Umgang der königlichen Familie, von ihr mit Gnaden aller Art überhäuft, spottete damals über den König hinter dessen Rücken.**) Die Intelligenz, welche Humboldt vertrat, hatte eben so wenig sittlichen Gehalt, wie die, welche Hegel vertreten hatte, und gehörte nur mit zu dem Rost, der die eiserne Monarchie anfraß.

Eine politische Verwicklung der unangenehmsten Art wurde für Preußen der mißlungene Aufstand seiner Anhänger in Neuenburg (Neufchatel) im Herbst 1856. Wir werden in der Schweizergeschichte, in die er eigentlich gehört, ausführlich auf ihn zurückkommen und bemerken hier nur, daß die Krone Preußen, deren Recht auf Neufchatel mit so brutaler Gewalt von Seiten des Schweizer Radicalismus verletzt worden war, jetzt sich gar noch verleumden lassen mußte, als habe sie jenen mißlungenen Aufstand gegen die factisch bestehende Regierung in Neuenburg angezettelt. Preußen wollte sich mit den Waffen in der Hand Genugthuung verschaffen, da sie ihm von der Schweiz verweigert wurde. Die Schweiz konnte aber ganz sicher nicht blos auf Frankreichs, sondern auch auf Oesterreichs Schutz

---

*) Humboldts „Kosmos" wurde von der Diesterweg'schen Schulpartei ausdrücklich der Bibel entgegengesetzt als das Buch der Bücher. In dieser Darstellung des Naturganzen wird der Schöpfer nicht geehrt, noch erwähnt, sondern die Natur erscheint als eine gleichgültige Substanz, die erst Bedeutung gewinnt, indem der Mensch sie erkennt und benutzt. Auf den Schöpfer und das Wesen der Dinge kommt es Humboldt nie an, immer nur auf die Entdecker, Erklärer und Erfinder und nur den forschenden Menschengeist preist er, ganz im Sinne der Philosophie Hegels, welcher Gott selbst nur so weit existiren läßt, als er vom Menschen gedacht wird. Unter Humboldts Einfluß machte die deutsche Naturwissenschaft mit wenigen Ausnahmen Front gegen das Christenthum.

**) Humboldt starb 1859. Bald nach seinem Tode erschienen seine Briefe an Varnhagen von Ense im Druck, von einer Jüdin herausgegeben. Sie wimmeln von undankbaren Spöttereien.

rechnen. Oesterreich wollte den Durchzug preußischer Truppen durch Süddeutschland nicht dulden. Von dieser Seite aber so gar wenig unterstützt, wandte sich der König von Preußen an Frankreich und nahm dessen Vermittlung an, welche darin bestand, daß den Schweizern gesagt wurde: ihr seyd völlig im Unrecht, ihr habt gegen die Verträge von 1815 Neuenburg dem König geraubt, aber — ihr sollt Neufchatel behalten und der König wird so großmüthig seyn, darauf zu verzichten.

Nachdem Friedrich Wilhelm IV. noch diese fatale Auseinandersetzung mit der Schweiz gegen Neufchatel hatte durchmachen müssen, nahm seine Abmagerung zu, und von Marienbad in Böhmen heimkehrend bekam er plötzlich am 8. October 1857 Congestionen gegen das Gehirn, die ihn von dieser Zeit an Leib und Geist dergestalt schwächten, daß schon am 24. sein königlicher Bruder, Wilhelm, Prinz von Preußen, als Stellvertreter die Regierung für ihn übernehmen mußte. Der Prinz that es mit der größten Pietät, ohne am bisherigen Regierungssystem etwas zu ändern, und begnügte sich auch, daß ihm die königliche Vollmacht nur auf drei Monate, und später wieder auf drei und so nach und nach viermal auf drei Monate ausgestellt wurde. Man hoffte nämlich einerseits, der König könne vielleicht wieder genesen, und die bisherige Camarilla fühlte andrerseits, das System könne sich ändern und ihr Einfluß aufhören, wenn der Prinz erst definitiv die Regentschaft übernähme. In dieser Interimszeit vermählte sich des Prinzen Sohn, Friedrich Wilhelm, bei der Kinderlosigkeit des Königs Preußens Thronerbe, mit Victoria, der ältesten Tochter der Königin von England, 25. Januar 1858. Da sich inzwischen der Zustand des Königs nicht verbesserte und der Pietät ausreichend Genüge geschehen war, erforderte nach Ablauf eines vollen Jahres die Staatsrücksicht gebieterisch eine definitive Regelung der Regentschaft. Am 8. October 1858 übertrug der kranke Monarch dem Prinzen von Preußen die Rechte eines unumschränkten Regenten und die Kammern stimmten ihm am 20. zu.

Der Prinzregent, weniger in geistreicher Rede übersprudelnd als sein Bruder, der König, übertraf ihn dagegen in ruhigem Nachdenken und männlicher Festigkeit und folgte einem anderen, mehr liberalen, dem strengen Lutherthum nicht mehr so warm ergebenen System. Allein er wollte keinen allzuraschen und auffallenden Wechsel. Die alten Minister wurden nach und nach entlassen und an ihre Stelle trat der (katholische) Fürst Anton von Sigmaringen als Ministerpräsident, Auerswald als Staatsminister, der früher wegen seiner antirussischen Politik entlassene General von Bonin als Kriegsminister, v. Schleinitz eben so wieder als Minister des Auswärtigen, der gelehrte und auf den evangelischen Kirchentagen populär gewordene v. Bethmann-Hollweg als Cultminister, Flottwell (später der liberale Graf Schwerin) als Minister des Innern. In seiner Anrede an die Minister am 8. November erklärte der Regent, er wolle 1) keine liberale Ueberstürzung, 2) die Rechte der katholischen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derselben dulden, 3) in der evangelischen Kirche der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten und die Union, die dadurch gefährdet worden sey, aufrecht erhalten, 4) Schule und Wissenschaft in größter Freiheit pflegen, damit Preußen an der Spitze der Bildung bleibe, und 5) das preußische Heerwesen in gutem Stand erhalten.

Der kranke König reiste vier Tage nach Einsetzung der Regentschaft, am 12. October mit seiner ihn in aufopfernder Treue überall begleitenden Gemahlin nach Italien, um hier in milderer Luft zu genesen, fand aber die Gesundheit nicht wieder und mußte im folgenden Jahre dem Kriege dort ausweichen und zurückkehren. Am 27. Januar 1858 wurde dem Sohne des Prinzen Regenten, dem Prinzen Thronfolger Friedrich Wilhelm, von seiner englischen Gemahlin der erste Sohn geboren.

Das neue Ministerium und die Mehrheit in der zweiten Kammer hielten zusammen und folgten dem Programm des Regenten. Die Hauptopposition concentrirte sich im Herrenhause. Die katho-

lische Fraction in der zweiten Kammer nahm häufig eine neutrale Stellung ein. Mehrere Häupter der Kreuzzeitungspartei (Stahl, Hengstenberg) schieden aus den höhern geistlichen Verwaltungsämtern, Bethmann-Hollweg hielt jedoch die Raumer'schen Schulregulative gegen die Anstürmungen Diesterwegs aufrecht, der in die Kammer gewählt worden war. Dagegen wurden den Juden immer mehr Rechte eingeräumt. Der kerndeutsche und Gott sey Dank auch noch christliche Adel sträubte sich, güterbesitzende Juden in seine Mitte aufzunehmen, was aus einem richtigen Gefühl entsprang und ihm von liberaler Seite nicht so sehr hätte verübelt werden sollen in einem Staate, in welchem eine reiche Judenschaft schon zu lange und zu üppig vom Arbeitsschweiße der christlichen Bevölkerung schwelgt. Im Uebrigen hatte man mit eben so viel Recht dem Adel vorgeworfen, er habe zu viel Branntweinhelme unter seine Helme aufgenommen und Industrien begünstigt, die den Kern der ländlichen Bevölkerung eben so schädlich angreifen, wie die jüdische Speculation. Auch schadete dem Adel, daß er während des Krimmkrieges zu sehr zu Rußland hingeneigt hatte. Indem nun die confessionellen, ständischen und politischen Gegensätze im Innern Preußens keineswegs ausgeglichen waren, behauptete der preußische Staat doch den unschätzbaren Vorzug einer gewissenhaften Verwaltung, eines blühenden Finanzzustandes und noch sehr zahlreicher und tüchtiger Ackerbauer, in denen die Racenkraft und Wehrhaftigkeit trotz alles Verkommens der Industriebevölkerung erhalten blieb, und hatte überdem sowohl in seinen evangelischen als katholischen Gebieten an Religiosität offenbar wieder gewonnen und stand in dieser Beziehung nicht mehr auf einem so niedrigen Niveau, wie im Anfang des Jahrhunderts.

Die tiefe Kluft zwischen der österreichischen und preußischen Cabinetspolitik konnte der Bundestag in Frankfurt a. M. nicht ausfüllen. Hier trat überall nur die Uneinigkeit zu Tage und die Bundesverfassung nöthigte sogar zu Erklärungen, die besser unterblieben wären, weil sie immer nur gegenseitige Negationen ent-

hielten. Ueber die Organisation des Bundeskriegsheeres, über die Wahl eines Bundesfeldherrn herrschte unversöhnlicher Streit. Die Bundesfestungen waren zum Theil vernachläßigt, in Mainz,*) wo die österreichische und preußische Besatzung fast immer mit einander haderten, fehlte manches, in Kehl das Fort, von Germersheim nach Bruchsal eine Eisenbahn, wogegen durch Bau einer Rheinbrücke bei Kehl den Franzosen der Uebergang von Straßburg her möglichst erleichtert wurde. Auch Rastadt und Ulm waren noch immer nicht in völligem Stande.

Um die Mittel- und Kleinstaaten zu einem einigermaßen compacten Ganzen neben Oesterreich und Preußen zusammenzugießen, waren von Bayern und Sachsen durch die Minister von der Pfordten und Beust schon mannigfache Anläufe genommen worden. Wir kennen schon die Bamberger, Darmstädter, Münchener Tage. Sie wiederholten sich noch später, blieben aber immer nur Collectivproteste in einer Tagesfrage, ohne dauernde Verbindlichkeit.

In Bayern bestand ein perennirender Kampf zwischen dem Ministerium von der Pfordten und den theils liberalen theils klerikalen Elementen der Kammern. Als Dr. Weis von der Kammer wieder zu ihrem Vicepräsidenten gewählt wurde, erfolgte die Auflösung der Kammer, Dr. Weis wurde jedoch wieder in die Kammer und auch wieder zum Vicepräsidenten gewählt, 1858. Noch tiefer griff der Gegensatz zwischen den vom König unmittelbar begünstigten norddeutschen und protestantischen Professoren (den s. g. Nordlichtern) und den katholischen Altbayern. Ein Versuch des evangelischen Consistoriums in Bayern, die Privatbeichte einzuführen und die Kirchenzucht zu verschärfen, scheiterte am Widerstand der Gemeinden, des Ministeriums und des Königs, 1856.

*) Am 18. Nov. 1857 flog hier ein Pulvermagazin in die Luft und zerstörte einen Theil der oberen Stadt. Der österreichische Unteroffizier Wimmer wollte aus Haß die in der Nähe versammelten Offiziere umbringen, verfehlte aber den Zeitpunct und flog selbst mit in die Luft, während sie verschont blieben.

In Württemberg war der Streit über das neue Concordat von 1857, wobei in Betreff einiger Puncte die ständische Competenz vorbehalten wurde, bei weitem nicht so heftig als der in Baden, wo sich die Parteien viel länger und viel schroffer gegenüberstanden. Als auch hier am 28. Juni 1859 ein Concordat geschlossen wurde, protestirten dagegen die Stände und eine in Durlach improvisirte Versammlung, und der Großherzog sah sich veranlaßt, deshalb sein Ministerium zu ändern. Die neuen Minister legten der Kammer einen Gesetzesentwurf vor, welcher der Kirche dort alle die Rechte wieder nahm, die ihr das Concordat gegeben hatte. Der Erzbischof und der Landesklerus aber protestirten, 1860. Wenn einerseits die der Kirche überhaupt feindseligen Tendenzen hier nicht stimmfähig sind und die Regierung eines Volkes, dessen Mehrheit katholisch ist, die Pflicht hat, auch den Katholiken gerecht zu werden, so ist andererseits die protestantische Partei im Nachtheil, so lange die evangelische Kirche Deutschlands nicht als corpus evangelicorum, wie ehemals im Reich, eine compacte Einheit darstellt, um als solche mit der katholischen Kirche zu tractiren. Einzelne protestantische Staaten können immer nur zum Nachtheile der protestantischen Sache mit Rom unterhandeln, und schaden sich noch mehr, wenn sie in ihren Concessionen nicht einmal übereinstimmen. Deshalb ist das Mißtrauen der Protestanten, die ihre gemeinsame Sache ohne gemeinsame Vertretung sahen, gerechtfertigt. Die Protestanten können aber nicht gemeinsam handeln, weil sie nicht einmal im eigenen Glauben einig sind, weil die ärgsten Schreier gegen Rom den Glauben Luthers und Calvins eben so hassen, wie den katholischen. Wenn die Protestanten ihre eigene Kirche zu zerstören so rührig sind, kann ihnen dieselbe auch nicht mehr zum Bollwerk gegen Rom dienen. — Die Hauptagitation gegen das badische Concordat ging von Heidelberg aus, wo man sich des ungeheuersten Fortschritts *) rühmte.

---

*) Auf dieser Universität, die wegen einiger berühmter Rechtslehrer

Der Prinzregent Friedrich von Baden vermählte sich am 6. September 1856 mit der Prinzeß Louise, Tochter des Prinzen von Preußen, und nahm bei diesem Anlaß den Titel Großherzog an. Sein älterer Bruder Ludwig starb an seiner Geisteskrankheit den 22. Januar des folgenden Jahres.

Die kurhessische Verfassung von 1831 gewährte den Ständen so sichere Rechte, daß sie im Sturm von 1848 keiner etwa noch liberaleren Umgestaltung bedurfte, eben deshalb aber von Hassenpflug, als derselbe 1850 wieder hessischer Minister wurde, aufs lebhafteste angefochten wurde, wobei ihm die Niederlage der preußischen Politik in Olmütz und die Reaction in Oesterreich sehr zu Statten kam. Der Bundestag erklärte am 27. März 1852 die kurhessische Verfassung von 1831 für nicht vereinbar mit den Bundesgesetzen und beauftragte den Kurfürsten, eine neue Verfassung zur ständischen Verabschiedung zu bringen. Dies geschah, Hassenpflug berief nur eine Rittercurie und keine zweite Kammer, aber auch diese Ritter verwarfen seine Verfassung. Er versuchte 1855 noch einmal eine Vereinbarung, aber eben so vergeblich. Die Verfassung von 1852 blieb eine einseitig octroyirte. Auch nach Hassenpflugs Entfernung änderte sich hierin nichts. Als beide Kammern 1857 die Verfassung von 1831 reclamirten, wurden sie wieder abschlägig beschieden und

---

und wegen ihrer schönen Lage besonders von reichen und adeligen Studenten besucht wurde, blühten damals die Corpsverbindungen, verwilderten aber arg. Bei einem Ausflug nach Ladenburg am 11. Juli 1856 brachen die betrunkenen Corpsburschen in die Häuser ein, mißhandelten die amtlichen Personen und wer sich ihnen in den Weg stellte und übten Brutalitäten an unbescholtenen Frauen und Mädchen, so daß Sturm geläutet werden mußte und die von der Feldarbeit herbeilaufenden Bürger die vornehmen Buben endlich hinausprügelten. Die Corps benahmen sich hinfort auch noch in Heidelberg selbst so trotzig gegen die akademische Autorität, daß Militair einrücken mußte. Der engere Senat hob die Corps auf, aber es fehlte auch unter den Professoren nicht an Stimmen, welche wegen der Frequenz Heidelbergs (d. h. wegen der Collegiengelder) eine so tiefe Demoralisirung entschuldigten.

als die Frage 1859 beim Bundestag zur Berathung kam, erklärte sich zwar Preußen energisch für die Rechte des hessischen Volks und die Verfassung von 1831, Oesterreich und die Mehrheit aber entschied für den Kurfürsten.

In Hannover änderte der blinde König Georg 1855 einseitig die Verfassung von 1848 ab und führte auch die alte Wahlordnung wieder ein, was Reclamationen veranlaßte, die den alten kurhessischen sehr ähnlich sahen. Sehr zum Nachtheil des monarchischen Princips, welches sich zu befestigen meint, indem es sich dem Herzen des Volkes entfremdet.

Im Nov. 1857 brach in Hamburg eine schwere Handelskrisis aus. Die durch ihre Solidität berühmte Kaufmannschaft hatte sich vom Schwindelgeist der Zeit fortreißen lassen und ihren Credit überspannt, während sie ungeheure Waarenmassen (ein einziges Haus z. B. 400,000 Kisten Kaffee) aufhäufte, um den Preis desselben hoch halten zu können. Man half indeß schnell durch Anleihen zur Discontirung guter Wechsel. Senat und Bürgerschaft von Hamburg liehen 5 und 10 Mill. Mark. Auch von außen kamen große Summen, um den wichtigen Platz zu halten, der österreichische Kaiserstaat schickte 10 Mill. Ein Gesuch Hamburgs an die preußische Regierung wurde jedoch abschlägig beschieden mit Hinweisung auf die Immoralität und Verschuldung der betreffenden Schwindler. Sehr mit Recht. Alles dachte damals nur an den Verlust, nicht an die Schuld, und anstatt die Schuldigen zu brandmarken, hätschelte man sie vielmehr. Dem Unglück in Hamburg ging ein Fall der Curse vorher, der es veranlaßte, weil es den Hamburger Waarenbesitzern die Anschaffung des Geldes erschwerte. Große Bankbrüche in Nordamerika machten den Anfang, Paris gab die Fortsetzung, denn hier sanken die Actien des Credit mobilier von 1980 auf 680. Die deutschen Börsen folgten nach und so ging den Hamburgern das Geld plötzlich aus.*) — Das große Postdampfschiff Austria,

*) „Zahllose Vermögensleichen lagen schon auf dem Rückweg der

welches von Hamburg nach New-York fährt, gerieth am 12. Sept. 1858 auf offener See in Brand und von 538 Personen, die sich darauf befanden, konnten sich nur 89 retten.

In den deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein blutete die offene Wunde fort und fort. Schleswig wurde mit dänischen Beamten überschwemmt, sollte den Gebrauch der deutschen Sprache verlieren 2c. und konnte nicht einmal, wie Holstein und Lauenburg, den Schutz des deutschen Bundes anrufen, weil es nicht zum deutschen Bunde gehörte. Der Minister Oersted genügte den Danomanen mit einem neuen Verfassungsentwurf für den dänischen Gesammtstaat (1854) nicht und erst durch einen zweiten von 1855, mußte aber doch dem noch viel fanatischeren Dänen von Scheele weichen, der sofort sämmtliche Domainen der deutschen Herzogthümer

---

eigentlichen Börsenspeculation, als das Ungewitter über die Handelskreise hereinbrach. Das Strafgericht für die Waarenspeculation war verdient. Wenn man die Preiscourante von Anfang 1856 bis Herbst 1857 verfolgt, so bemerkt man unausgesetztes gleichmäßiges Steigen aller Preise im Durchschnittsbetrag von wenigstens 30—40 Procent. Keine gute Ernte wollte helfen, es schien, als wäre der Natursegen für die Speicher und Zolllager statt für die Menschen bescheert. Der kaufmännische Waarenstapel, dessen Eigenthümlichkeit eben die Störung der natürlichen Preisbewegung durch künstliche Verminderung des Angebots der Nachfrage gegenüber ist, ging in's Ungemessene. In den Entrepots und Zollspeichern der Seestädte läßt er sich am deutlichsten verfolgen. In New-York kamen in den ersten zehn Monaten 1857 für etliche 70 Mill. Dollars Waaren auf Entrepot gegen 20 Mill. Doll. im Jahr 1855, in Hamburg lagen Ende December 34 Mill. Pfund Kaffee gegen 12—18 Mill. in den Vorjahren, von Wildhäuten lagen 120,000 Stück gegen 6000 im vorigen Jahr auf Speicher. Zur Preisbeherrschung aber durch Waarenlagerung gehört wie zum Kriege dreierlei; Geld und Geld und abermals Geld. Eigenes Vermögen nun läßt sich nicht aus den Fingern saugen, das bereite Mittel aber, um Geld zu machen, ist der Credit in allen Formen. An der Maschine des Credits hat sich die Ueberspeculation des Kaufmanns fortbewegt. Die endlose Schraube, an welcher diese Fortbewegung erfolgte, war vor Allem der Wechselcredit. So lange nur mit Grund oder Ungrund das Publikum glaubt, ein Kaufmann sey zahlungsfähig, und

als Staatseigenthum Dänemarks verkaufte, um dänische Staatsschulden damit zu tilgen. Die schleswig-holsteinischen hatten den Werth von 11,600,000, die von Lauenburg den von 4,500,000 Thlrn. Die Stände der Herzogthümer legten vergebens Protest ein, die dänische Regierung vertraute auf die Zustimmung Frankreichs und Rußlands und sah daher auch nur mit ironischer Miene den neuen Demonstrationen des deutschen Bundes entgegen. Um dem deutschen Rechte und der öffentlichen Meinung in Deutschland zu genügen, nahmen sich sowohl Oesterreich als Preußen, jedes aber für sich und ohne Zuziehung des deutschen Bundes, der Herzogthümer an und verlangten von Dänemark Einstellung des Domainenverkaufs und Ungültigkeit der Verfassung von 1855, bis sie den holstein-lauenburgischen Ständen zur ständischen Verabschiedung werde vor-

---

nichts ist zäher und wird weniger revidirt, als der einmal begründete Credit einer Firma, so kann es gelingen, Capital aus dem Stegreif fast in's Unendliche zu machen durch Wechsel, deren gesetzlich formelle Executionsstrenge dem sie als Geld annehmenden Publikum als letzter Rückhalt erscheint. Wenn der eine Wechsel verfallen ist, wird es nicht schwer, ihn durch Ausstellung neuer Wechsel zu decken. Diese Schaffung und Forterhaltung fiktiver Capitalien durch den Gebrauch der Wechselform, die Wechselreiterei im weiteren Begriff aller ihrer Arten, ist unglaublich stark betrieben worden. Alte und große Firmen, namentlich in Hamburg mit seinem auf langjährige Solidität und seinen Welthandel begründeten Platzcredit, fügten mittelst Creditgebrauchs in Wechselform ihrem eigenen Vermögen das fünf- bis sechsfache hinzu und steckten Alles in Waaren und setzten es oft auf die Karte eines einzigen Artikels. Andere machten aus dem Credit ihrer Firma, deren Unterschrift jedem Wechsel Cours durch den ganzen Norden gab, eine feilgebotene Waare, welche sie mitunter durch eigene Voyageurs bereisen ließen. Andere trieben die Wechselreiterei complottmäßig, complottmäßig wurden die Unterschriften (Indossemente) insolventer Leute auf die Wechsel gebracht, um ihnen scheinbare Bürgschaften hinzuzufügen, provisionsweise wurden ausgestellte Zahlungsversprechen acceptirt, wie man den Fall in den Zeitungen las, daß ein Zwickauer Kistenmacher ohne Vermögen für 1 Million Mark Banco Wechsel acceptirte, Stück für Stück 6 Schilling Banco Provision!"

gelegt und berathen worden seyn, so daß diese Stände Gelegenheit fänden „sich über den damaligen Verfassungszustand in so weit zu äußern, als die früheren ständischen Rechte durch denselben Modificationen erlitten hätten“. Die dänische Regierung entgegnete, Oesterreich und Preußen hätten den dänischen Gesammtstaat anerkannt und gegen dessen Verfassung nicht protestirt; jetzt hinterdrein könne die Gesammtverfassung Dänemarks durch den Widerspruch der Provinziallandtage nicht mehr ungültig gemacht werden. Oesterreich und Preußen brachte die Sache endlich am 22. Oct. 1857 an den deutschen Bund.*) Dieser ließ sich nun in einen weitläufigen Notenwechsel mit Dänemark ein, welches am 15. Juli 1858 zugab, die Gesammtverfassung solle einstweilen für Holstein unverbindlich seyn, bis die Schwierigkeiten, die der Vereinbarung entgegenständen, commissarisch ausgeglichen seyn würden. Der Bund mußte nun erst wieder fragen, wie weit die Grenzen jener Unverbindlichkeit zu ziehen seyen, namentlich in Bezug auf das Ministerium ꝛc. Endlich hörte Dänemark die Vorschläge der holsteinischen Stände in der Versammlung (seit 3. Jan. 1859) an, worüber aber wieder Beseler in einer eigenen Schrift sich ereiferte, weil sie dadurch die Gesammtverfassung doch anerkannt hätten, was sie auch nicht bedingungsweise hätten thun sollen. Im Frühling 1859 reclamirte der Erbprinz von Augustenburg in einer öffentlichen Erklärung sein Recht auf das schleswig-holsteinische Erbe, welches seinem Vater widerrechtlich durch die Londoner Beschlüsse von 1852 entrissen worden sey. Am 18. Febr. 1860 beschloß der Bundestag nachträglich, Dänemark solle ohne Zustimmung der Stände von Holstein und Lauenburg keine Gesetze für diese Länder geben. Die schleswig'sche Ständeversammlung wurde am 19. März 1860 plötzlich und willkürlich durch den dänischen Minister geschlossen. Im Juni

*) Damals tagten die holsteinischen Stände zu Itzehoe und der Abg. Bargum von Kiel sagte: der deutsche Bund und die Großmächte werden uns nicht helfen. Sie haben uns auch früher nicht geholfen, sondern nur entwaffnet.

reclamirte Preußen noch einmal energisch die Rechte Schleswigs, sofern die alte Verbindung dieses Herzogthums mit Holstein wenigstens 1) seine Nichteinverleibung in den Gesammtstaat Dänemark und 2) die Gleichstellung der deutschen mit der dänischen Sprache bedinge.

Scheele mußte 1857 dem äußern Sturm weichen und der s. g. eiderdänischen Politik Platz machen, welche gemäßigter war und darauf hinarbeitete, zwar Schleswig im dänischen Gesammtstaat festzuhalten, aber Holstein und Lauenburg ihre Selbständigkeit zu lassen und dieselben nur durch eine Personalunion mit Dänemark zu verbinden. Inzwischen blieb Scheele, der sich um so größeren Haß zuzog, als er ein geborner Holsteiner war, immer noch sehr einflußreich, da er beim König und bei der Gräfin Danner wohlgelitten war. Dem Thronfolger und Oheim des kinderlosen Königs, Erbprinzen Ferdinand, wurde 1857 hohes Spiel, Schuldenmachen und feile Abhängigkeit von fremden Geldzuflüssen vorgeworfen (vom Faedrelandet, wogegen ihn Flyveposten nicht genügend vertheidigte).

Als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist die Ablösung des Sundzolls zu erachten. Dänemark hatte bisher einen hohen Zoll von allen Schiffen erhoben, welche den Sund passirten. Die vereinigten Staaten von Nordamerika protestirten zuerst dagegen im Interesse des freien Verkehrs. Andere Staaten folgten nach und Dänemark sah sich gemüßigt, am 14. März 1857 den Sundzoll aufzuheben gegen eine Vergütung von 30,570,698 Reichsthalern, welche die Handelsstaaten unter einander vertheilten und in 14 Jahren abzuzahlen versprachen. Auf England fiel der jährliche Betrag von 750,000, auf Preußen der von 400,000 Thalern.

Auf der großen Insel Island erklärte sich das Althing gegen den dänischen Regierungscommissair, Grafen Trampe, und verlangte eine schiedsrichterliche Entscheidung des norwegischen Storthing, 1851.

Auch mit Schweden kam die dänische Regierung in einigen Conflict. Dort nämlich wurde der s. g. Scandinavismus, die Idee

einer künftigen Union der drei nordischen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark, gepflegt. Besonders die Studenten waren dafür begeistert, wie die deutschen Studenten es immer wieder und wieder waren für die deutsche Einheit. Die zweifelhafte Thronfolge in Dänemark, über die so viel gestritten und diplomatisirt wurde, schien den Plan, nach welchem die schwedische Königsfamilie alle drei Kronen vereinigen sollte, zu begünstigen. Deutschland hätte sich dabei zufrieden geben können, denn um den Preis Dänemarks würde der Schwede die deutschen Herzogthümer uns wohl ausliefern, und ein starkes Scandinavien wäre ein sehr achtbarer Bundesgenosse Deutschlands gegen Rußland. Allein das kleine Dänemark will sich Schweden nicht unterordnen lassen und fußt auf die mögliche Hülfe Rußlands und Frankreichs. Daher die Drohnote Scheele's vom 20. Februar 1857 an Schweden, wegen des dort begünstigten Scandinavismus, eine Note, welche König Oskar am 4. April noch schärfer erwidern ließ, wobei jedoch die Sache einstweilen ihr Bewenden hatte.

Schweden war Deutschland nie so feindlich gesinnt, wie Dänemark, hätte sich vielmehr immer gern auf Deutschland gegen Rußland gestützt. Während des großen russischen Krieges konnte es nicht feindlich gegen Rußland auftreten, weil es Preußen nicht zur Seite hatte, benutzte indessen die Gunst der Umstände, und vereitelte, von Frankreich und England unterstützt, den russischen Plan, sich eines Hafens im Norden von Norwegen zu bemächtigen.

Sehr merkwürdig ist die beginnende Auflösung der Staatskirchen in den scandinavischen Reichen. In Schweden behauptete sich die altlutherische Staatskirche mit orthodoxer Form, bei rationalistischer Entleerung. Dagegen erhob sich der fromme Volksgeist seit Anfang des Jahrhunderts in der Secte der Läsar (Leser). Bauern lasen eifrig die Bibel und hielten Conventikel, um die reine Lehre der h. Schrift zu wahren, zumal als 1809 Agende, Katechismus und Gesangbuch eine mehr rationalistische Neuerung erlitten. Die Staatskirche verfuhr hart gegen die Leser, ohne sie

unterdrücken zu können. Eben so hart wurden die wenigen Katholiken in Schweden verfolgt, im Jahr 1856 sechs katholische Frauen des Landes verwiesen. Dagegen kamen Baptisten und seit 1851 auch Mormonen auf. Im Herbst 1857 trug der König selbst auf Religionsfreiheit an, aber der Reichstag verwarf dieselbe am 3. Februar 1858 und Bischof Reuterdahl von Lund hielt die Orthodoxie aufrecht. — In Norwegen trat der Bauer Hauge gegen die Staatskirche auf und bildete 1842 eine freie Kirche mit zum Theil herumwandernden Laienpredigern, während der Prediger Lammers, gleichfalls der Staatskirche entgegentretend, eine strengere Kirchenzucht mit Ohrenbeichte &c. forderte. — In Dänemark kämpfte Grundwig seit 1834 gegen die Staatskirche und weil das Lutherthum nach Dänemark nur von Deutschland aus gekommen war, wirkte der Haß der Dänen gegen die Deutschen wesentlich mit zu dem Gesetz vom 17. März 1857, welches für ganz Dänemark die Erbkirche oder Zwangstaufe aufhob und den Eltern gestattete, ihre Kinder taufen zu lassen oder nicht und zu welcher Religion sie wollten, erziehen zu lassen. Um den gefährlichen Wirkungen eines solchen Independentismus vorzubeugen, zog Grundwig der auf der tabula rasa erst zu erbauenden neuen Kirche mehr sittliche und intellectuelle Grenzen und ging so weit, die Erlaubniß, Sacramente verwalten zu dürfen, von der würdigen Persönlichkeit des Priesters abhängig machen zu wollen. Allein auch hier drängten sich die practischeren Baptisten und Mormonen ein. Uebrigens hoffte Grundwig noch eine kirchliche Union mit Schweden und Norwegen erzielen zu können, die aber noch in weiter Ferne liegt.

König Oskar fiel in eine unheilbare Krankheit, welche ihm Leib und Geist zugleich zerstörte, und starb am 8. Juli 1859. Ihm folgte sein Sohn Karl XV., der schon im Frühjahr 1860 mit Norwegen Dissidien hatte. Der norwegische Storthing nämlich beschloß, nie wieder einen Schweden als Statthalter zu dulden, wogegen der König das Recht, einen Schweden als Statthalter in Norwegen einzusetzen, sich vorbehielt. Im Sommer 1860 tru-

gen Schweden und Dänemark eine gewisse Intimität zur Schau. Der Dänenkönig kam herüber, um den Schwedenkönig in seinem Lager bei Bonarp zu besuchen.

Holland oder das Königreich der Niederlande machte sich in den letzten Jahrzehenten nicht mehr sehr bemerklich. Nachdem 1840 Wilhelm I. noch in hohen Jahren die morganatische Ehe mit der Gräfin d'Outremont eingegangen war und die Krone seinem Sohne Wilhelm II. abgetreten hatte, wollte dieser die Angelegenheiten der Katholiken in Holland zum Besseren wenden, was aber viel Aufregung unter den fanatischen Reformirten hervorrief. Erst die große Revolution von 1848 führte auch in Holland zu der Erkenntniß, die Kirchen sollten frei für sich und vom Staate möglichst unabhängig seyn. In diesem Sinn erklärte nach Wilhelms II. Tode (1849) unter dessen Nachfolger Wilhelm III. das liberale Ministerium Thorbeke 1852, die Katholiken Hollands dürften für sich selbst sorgen, und überließ dem Papst, die Bischöfe zu ernennen. Das regte auf's neue die Strengreformirten auf, der König wich dem Sturme und Thorbeke fiel. Einem Uebergangsministerium (van Halls) folgte ein streng reformirtes unter Groen van Prinsterer, welcher, ohne die Freiheit der Kirchen im Principe zu verläugnen, doch die Staatscontrole über dieselben stark betonte. Kraft des Freiheitsprincipes wurde damals auch Heycamp Bischof der jansenitisch-katholischen Kirche zu Deventer, was der Papst nicht anerkannte und mit der Excommunication Heycamps bestrafte.

In Belgien regierte König Leopold mit gewohnter Klugheit und Milde fort, ohne jedoch weder die innere Parteiung noch die äußere Gefahr beschwören zu können. Ja nach den Kammermehrheiten und dem schwächern oder stärkern Druck der öffentlichen Meinung oder eines Ereignisses wählte er seine Minister bald mehr links, bald mehr rechts. Aus dem Sturm des Jahres 1848 war das liberale Ministerium Frere-Rogier hervorgegangen, im Jahre 1852 folgte das noch liberalere Ministerium Brouckere, welches

1855 wieder dem mehr klericalen Ministerium Dedecker wich. Dieses brachte 1857 das s. g. Wohlthätigkeitsgesetz vor die Kammer, welches die Verwaltung der milden Stiftungen betraf und den Geistlichen ihren Antheil an der Verwaltung neben den Laien sicherte. Dagegen erhob sich nun die liberale Partei, hauptsächlich unter dem Einfluß der zahlreichen Freimaurer, nannte das Gesetz la loi des capucins und gab vor, dem Klerus werde dadurch eine ungemessene Gewalt verliehen. Dennoch nahm die Mehrheit der Kammer am 27. Mai das Gesetz mit 61 gegen 41 Stimmen an. Nun erhob sich wüthendes Geschrei und am Abend des folgenden Tages, am 28., großer Tumult in den Straßen von Brüssel. Der Pöbel, untermischt mit vielen wohlgekleideten Herren, stürmten die Druckerei der „Emancipation", das Hotel des Justizministers und die Klöster. Mönche und Nonnen flohen aus der Stadt. Der päpstliche Nuntius, den man für den Abbé de Haeren nahm, wurde insultirt. Auch in Gent, Lüttich, Mons gab es großen Tumult. Desgleichen in Antwerpen, am 29. Hier sang man die Barbançonne, schrie: weg de vetbruers! (Fettbrüder, Mönche), warf in allen Klöstern die Fenster ein, und eben so in den Palästen und Wohnungen der Conservativen. Aber „die Blouse war nur schwach vertreten", die Tumultuanten waren auch hier aus den mittleren und höheren, vorzugsweise aufgeklärten Ständen. — In Jemappes wurde das Gebäude der „kleinen Brüder von der christlichen Lehre" demolirt; eine wilde Rotte mißhandelte die Brüder, die ihr Haus zu vertheidigen wagten, und schleppte die Blutenden zum Feuer, um sie zu verbrennen, was durch Besonnenere jedoch verhindert wurde.

Man macht sich einen Begriff von der unedeln Gesinnung der „Emeutiers in Glacehandschuhen", wenn man erfährt, daß eines ihrer Häupter, Verhaegen, öffentlich vorschlug, Eugen Sue in Brüssel ein Denkmal zu errichten.

Inzwischen war die Regierung schwach genug, den Stürmen nachzugeben und die Kammern sogleich zu vertagen, zwei Wochen

später aber, am 14. Juni, das ganze Wohlthätigkeitsgesetz zurückzuziehen. Im ministeriellen Bericht hieß es: „wir sehen ein, daß eine kluge Regierung der öffentlichen Meinung Rechnung tragen muß, selbst wenn diese sich durch Leidenschaft oder Vorurtheil hat verführen lassen,“ und in einem königlichen Briefe vom 13. Juni las man: „Wir müssen uns der Behandlung einer jeden Frage enthalten, welche der Krieg in den Gemüthern entzünden kann.“ Im November wurde wieder der liberale Rogier an die Spitze des Ministeriums gestellt und eine neue, überwiegend liberale Kammer gewählt.

In der Schweiz wirkte die radicale Gewöhnung noch lange nach. Von England gehätschelt, waren die Radicalen hier auch von Frankreich geschont und je mehr die italienische Revolution vorschritt, um so kecker durften sie auf den Haß der Italiener gegen Oesterreich bauen und trotzen. Immer noch herrschten in den geistigen Mittelpuncten der Schweiz die radicalsten Personen und Tendenzen, in Genf, Bern, Zürich, nur Basel wahrte noch sein rein wissenschaftliches Streben und sein Christenthum. In Bern spielte der aus Deutschland geflüchtete weiland Reichsagent, Carl Vogt, die Rolle des frechsten Religionsspötters und empfing die Ehre, in den eidgenössischen Nationalrath gewählt zu werden, um in dessen Schooße die gemeinsten Schmähungen gegen Deutschland auszustoßen. Mit ihm wetteiferte Moleschott, ein aus Deutschland berufener Professor, den Materialismus zu predigen, die Lehre, daß es keinen Gott und nicht einmal einen Geist in der Welt gebe, sondern alles nur Materie mit Stoff und Kraft, der Gedanke selbst nur das Product des Gehirns sey, wie der Urin das Product der Nieren.

Als die Wahlen zum Nationalrath im Canton Tessin 1855 zu conservativ ausfielen, annullirte sie der Nationalrath selbst unter dem nichtigen Vorwande, es seyen bei den Wahlen Formfehler begangen worden. Es sollten eben nur Radicale gewählt werden dürfen. Um aber die Neuwahlen terrorisiren zu können, bedurfte

es eines Ausnahmszustandes. Einer der verrufensten radicalen Schweizer, Degiorgi, drang am 20. Februar 1855 bewaffnet mit einigen Gesellen in ein Local der Conservativen ein, wo dieselben friedlich mit Frauen und Kindern beisammen saßen, griff sie an und verwundete mehrere. Sie wehrten sich, er wurde aus dem Zimmer gedrängt und im Tumult auf einer dunkeln Treppe getödtet. Draußen war aber schon alles vorbereitet, und eine bewaffnete radicale Bande gedungen, welche die überraschten Conservativen sogleich einkerkerte und einen provisorischen Regierungsausschuß niedersetzte, der bei den Conservativen ein Zwangsanleihen von 300,000 Schweizerfranken erhob. Gegen dieses turbulente Verfahren ihrer radicalen Gesinnungsgenossen hatte die Bundesregierung nichts einzuwenden. Der scheußliche Degiorgi wurde als Märtyrer proclamirt, die Conservativen als „Assassinen" verschrien und im Kerker auf's schlechteste behandelt. Die Democrazia, das Organ des Tessiner Radicalismus, überhäufte sie mit Schmähungen. Durch grausame Drohungen suchte man den Gefangenen die Lüge abzupressen, Degiorgi sey unbewaffnet gewesen und das Parteigericht von Locarno verurtheilte wirklich den rechtschaffenen und hochgebildeten Albert Franzoni als angeblichen Mörder zu lebenslänglicher, seinen Bruder, einen Arzt und zwei andere zu 15jähriger Kettenstrafe mit Zwangsarbeit, alle aber vorher zum Pranger und zur Zahlung großer Summen als Entschädigung für Degiorgi's Wittwe und als Prozeßkosten. Die Verurtheilten appellirten und die sieben Appellationsrichter konnten es, obgleich vom demokratischen Pöbel schwer bedroht, doch nicht über ihr Gewissen bringen, den Justizmord gut zu heißen. Sie sprachen alle Angeschuldigten frei, am 30. April 1856. Nun aber wurden sie beschuldigt, sie hätten sich bestechen lassen, und ein solcher Tumult gegen sie erregt, daß mehrere von ihnen, so wie die eben freigelassenen Gefangenen eiligst aus dem Canton entflohen. Der Richter Berla wurde unterwegs überfallen und entging kaum dem Tode. Der große Rath aber setzte für die geflohenen oder ausgetretenen

Richter neue ein und bestätigte das Urtheil erster Instanz. Das war doch zu arg und erregte allgemeine Indignation. Der eidgenössische Bundesrath schickte daher einen Commissair nach Tessin, um zum Rechten zu sehen, dieser aber, dem die Demokraten ein glänzendes Festmahl gaben, berichtete nach Bern: „en Tessin l'ordre continue à règner."

In demselben Jahr trachtete die radicale Regierung von Tessin, im innigen Bunde mit dem sardinischen Minister Cavour, den Diöcesanverband mit dem Bischof von Como zu zerreißen, wogegen sich der Klerus heftig sträubte.

In der Nacht vom 2. zum 3. Sept. 1856 wurde in Neuenburg plötzlich das Schloß überfallen und die radicale Regierung verhaftet durch eine bewaffnete Schaar von Conservativen, an deren Spitze sich Graf Friederich von Pourtalés und ein Oberstlieutenant de Meuron befanden. Sofern gerade damals ein großes eidgenössisches Uebungslager in der Nähe abgehalten wurde, aus welchem sogleich zahlreiche Bataillone den Radicalen zu Hülfe kommen konnten, schien der Zeitpunct von den Verschworenen ungeschickt gewählt; allein sie hatten diesen Umstand wohl in Anschlag gebracht und nur darauf gerechnet, einen oder ein paar Tage lang in ihrem Canton Herr zu seyn, um den Beweis liefern zu können, daß der Canton conservativ und preußisch gesinnt und das radicale Regiment ihm wider seinen Willen und nur durch Gewalt aufgedrungen sey. Mochten dann auch die Eidgenossen kommen und die radicale Regierung wieder einsetzen, die Gesinnung des Cantons war dann doch constatirt und konnte zu einem Protest vor ganz Europa benützt werden. Allein in den hintern Thälern des Cantons, insbesondere in dem großen Uhrenfabrikort la Chaux de Fonds war das Volk radical, waffnete und sammelte sich und zog rasch gegen Neuenburg, wohin auch schon am 3. September zwei eidgenössische Commissaire kamen. Nun schwankten die Conservativen, ob sie sich vertheidigen sollten, oder nicht. Am 4. rückte der eidgenössische Oberst Denzler mit starker Mannschaft vor das Schloß und die

Commissaire verwarfen jede Capitulation, die man ihnen vom Schlosse aus anbot. Die Rebellen, hieß es, sollten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Während sie aber zu keinem Entschlusse kommen konnten, ließ Denzler das Schloß stürmen und bekam es auch augenblicklich in seine Gewalt, da die Verschworenen es für gerathener hielten, es nicht auf's Aeußerste ankommen zu lassen, und nur sehr wenige einen ohnmächtigen Widerstand versuchten.

Der preußische Gesandte in der Schweiz, Herr von Sydow, legte eine Rechtsverwahrung ein und seine Regierung wies zwar jeden Verdacht von sich, als habe sie von dem mißrathenen Complott etwas gewußt oder dasselbe gar veranlaßt, glaubte jedoch, neuerdings ihr Recht auf den Canton Neuenburg (dessen sie ja auch nur durch eine Gewaltthat der Radicalen beraubt worden war) geltend machen zu müssen und verlangte die Freilassung der Gefangenen als Vorbedingung aller weiteren Unterhandlungen. Der schweizerische Bundesrath ging darauf nicht ein, entließ zwar 634 Gefangene, behielt aber Pourtalés mit 34 andern Hauptschuldigen zurück und ließ ihnen den Proceß machen. Am 22. Oct. erklärten sich Frankreich, Oesterreich und Rußland mit der preußischen Forderung einer unbedingten Freilassung der Gefangenen einverstanden, der Bundesrath wollte aber dies Zugeständniß nicht eher machen, bis die Mächte ihm auch die völlige Lostrennung Neuenburgs von Preußen garantirt haben würden. Preußen selbst wollte seinem Recht auf Neufchatel, das ihm nur Nachtheil brachte, gern entsagen, konnte sich aber unmöglich als vorgeschriebene Bedingung gefallen lassen, was die Schweiz nur als eine Großmuth von ihm anzunehmen hatte. Damit waren auch die Mächte vollkommen einverstanden. Die Schweiz, das wußte man, sollte in diesem Handel wieder einen reellen Vortheil davon tragen, deshalb aber sollte auch der Unverschämtheit ihrer radicalen Führer einmal eine Grenze gesetzt werden. Preußen erklärte am 8. Nov., es werde sein Recht mit Gewalt verfechten, da die Schweiz nicht nachgebe; der König selbst sprach in der Thronrede vom 29. Nov.: „Ich darf nicht zu-

geben, daß meine Langmuth in eine Waffe gegen mein Recht selbst umgewandelt werde." Der Bundesrath bot aber im December 20,000 Mann auf, schickte sie an die deutsche Grenze und machte General Dufour wieder zum Obergeneral.

Es kam indeß zu keinem Kampfe. Die Schweizer Presse entehrte sich durch die schändlichsten Ausfälle gegen Preußen und machte sich durch ihre Prahlereien lächerlich.*) Eine Anleihe, welche die Schweiz damals contrahirte, um die Kriegskosten bestreiten zu können, wurde großentheils in Süddeutschland gedeckt, wo die Demokraten sich eifrig für die Schweiz erklärten und auch die Philister aus Furcht vor einem Kriege gegen das unschuldige Preußen mitsteuern halfen. Endlich erklärte Oesterreich, Preußen habe kein Recht, einseitig gegen die Schweiz zu verfahren, das sey Sache des deutschen Bundes. Diese unfreundliche Haltung Oesterreichs nöthigte den König von Preußen, wenn er nicht, was von Anfang an nur Drohung seyn sollte, wirklich durchzuführen gezwungen werden wollte, die französische Vermittlung anzunehmen. Napoleon III. beruhigte die Schweizer, indem er unter der Hand ihren Gesandten Dr. Kern ein Schreiben sehen ließ, in welchem der König von Preußen Neuenburg entsagen zu wollen erklärt hatte, worauf sich die Eidgenossenschaft begreiflicherweise auch nicht mehr weigerte, die Gefangenen unbedingt zu entlassen, was auch am 15. Jan. 1857 geschah. Die Modalitäten der Versöhnung wurden sodann vom 5. März ab noch auf einem Congreß zu Paris berathen und am 26. Mai war man übereingekommen, der König von Preußen solle für immer auf Neufchatel verzichten, nur den Fürstentitel davon behalten und mit zwei Mill. Franken entschädigt werden. Die Schweiz verweigerte den Fürstentitel und wollte nur eine Mill. geben.

*) Ein Schweizer zeigte damals einem französischen Artillerieoffizier die kleinen Schanzen, welche die Schweizer vor Basel aufgeworfen hatten und frug ihn: nun nicht wahr, damit hätten wir die Preußen aufgehalten? Oui, antwortete der Franzose, cinq minutes.

Endlich wurde ausgemacht, der König solle den Titel führen, obgleich ihn die Schweiz nicht anerkenne, der König aber verzichtete freiwillig auf jede Geldentschädigung.

Während die Schweizer Radicalen gegen das ferne Preußen bramarbasirten, zeigten sie sich feig und servil gegen das nahe Frankreich. Nach Napoleons I. Sturz hatte die Schweiz das ihr früher zugehörige Dappenthal im Jura, welches gegen Genf ausmündet, reclamirt und es war ihr auch in beiden Pariser Friedensschlüssen urkundlich zugesichert worden. In einer schwachen Stunde hatten sich aber die Vertreter der Großmächte vom Vertreter der Bourbons überreden lassen, Frankreich habe so viel Opfer gebracht, man solle ihm doch das kleine Thal einer Handelsstraße wegen lassen, und in einer Note vom 19. Nov. 1815 hatten sich die Vertreter geneigt erklärt, diesen französischen Wunsch zu unterstützen. Weiter war nichts verhandelt, noch irgend etwas beschlossen worden. Gemäß den Verträgen gehörte das Dappenthal der Schweiz. Frankreich aber ließ es nicht fahren, indem es sich auf jene schwebende Note berief, und besitzt das Dappenthal heute noch, ohne daß es dem tapfern Schweizer Radicalismus eingefallen wäre, es ihm streitig zu machen. Nur die Neue Züricher Zeitung war so ehrlich, einmal zu sagen, die Abhängigkeit der Schweiz von dem neuen französischen Protectorat sey schimpflicher für sie, als ihr der kleine Triumph in der Beseitigung Preußens irgend zur Ehre gereiche. Die deutsche Presse aber begann noch bitterer zu klagen, daß die Uneinigkeit deutscher Fürsten diese Berufung an Frankreich nöthig gemacht hätte. Dieselbe deutsche Presse vergaß aber, daß sie es gewesen, die jeder Anmaßung des Schweizer Radicalismus bisher das Wort geredet hatte.

Im Jahre 1859 erfolgte die definitive Aufhebung des seit Jahrhunderten in der Schweiz üblichen Söldnerdienstes. Immer noch dienten Schweizer dem König von Neapel und diese Helden, würdig der schönsten Zeiten des Schweizerruhmes, hatten dem König 1848 durch ihre Tapferkeit den Thron erhalten. Weil nun aber

der radicale Schweizer Bundesrath 1859 noch blind der englisch-französischen Politik gegen Oesterreich und alle conservativen Interessen diente, untersagte derselbe beim Thronwechsel in Neapel den dortigen fünf Schweizerregimentern den fernern Dienst und beging damit eine doppelte Thorheit, denn er unterstützte eine Politik, die sich nur zu bald gegen die Schweiz selbst wenden sollte, und beraubte die Schweiz des populärsten und zweckmäßigsten Mittels, sich des Ueberflusses ihrer Bevölkerung zu entledigen und den kriegerischen Ruhm der Väter immer wieder zu erneuern. Die Radicalen hatten dafür keinen Sinn. Umsonst vertheidigte der schweizerische Nationalrath Oberst Ziegler das Recht der tapfern Truppen und hielt Segesser aus Luzern eine unsterbliche Rede, eines alten Römers würdig, worin er dem Schweizer Radicalismus den Spiegel seiner Erbärmlichkeit vorhielt. *)

Die alte biderbe Kraft der Eidgenossen war leider unter dem

---

*) „Wie, der Schweizer soll nach Amerika auswandern, in der ganzen Welt Fabrikarbeiter, Lohndiener, Portier, Schornsteinfeger werden dürfen, nur ja nicht Soldat. Wenn er Kammerdiener eines Fürsten werden will, so ist das ihm erlaubt, aber General soll er nicht seyn. Bei allen Völkern gilt das Waffenhandwerk als das geehrteste, nur für die Schweizer im Ausland soll es kein Ehrendienst seyn! — Die Schweiz wimmelt nicht mehr von ‚Strolchen‘, wie diejenigen waren, welche Karl den Kühnen besiegten, vor denen Mailand zitterte, um deren streitfertige Faust Fürsten und Republiken in die Wette warben. Nein, für jeden Schweizer findet sich eine Spuhle, für jeden ein Weberschifflein, für jeden Karst und Hacke. Der Schweizer kann bei Hrn. Feer-Herzog Seidenbänder weben, er kann Kattun drucken in St. Gallen, Spitzen weben in Appenzell, an den Eisenbahnen arbeiten. Aber wenn er nicht will, wenn er das freie Leben des Soldaten vorzieht? O darnach fragt man nicht. Er soll der Civilisation und Industrie dienen. Zur Abwechslung bekommt er dann bisweilen ein Schützenfest, ein Sängerfest zu sehen und kann sein Herz erlaben mit wundervollen Toasten auf die Freiheit. Panem et circenses!“ Hinter diesen radicalen Zweckessen und Festgesängen verbirgt sich, wie der Redner mit Recht sagt, die bureaukratische Ruthe, um ein Volk, welches kindisch wird, zu züchtigen.

radicalen Regiment immer tiefer abgeschwächt worden. Ungeheure Prahlereien und doch systematische Corruption des Volks durch das Fabriksystem, durch die Schreier und Schreiber und durch das Raffinement der Geldgier.*) Point d'argent, point de Suisse wurde der Titel eines merkwürdigen Reisehandbuchs, worin die schamlose Prellerei der Schweizer Gastwirthe, alles mit Namen belegt, aufgedeckt war.**)

Am 15. Juli 1855 ging von Visp im Canton Wallis ein Erdbeben aus, welches in einem weiten Umkreis von halb Europa gespürt wurde. Am 27. Mai 1857 gerieth ein Kohlenlager im Tunnel, den man für die von Basel nach Olten führende Eisenbahn unter dem Hauenstein baute, durch Unvorsichtigkeit in Brand und mußten 52 Arbeiter ersticken.

---

*) In der Neuen Züricher Zeitung las man 1856: „Die vielen Reisenden, die gegenwärtig die Straße zwischen Immensee und Küßnacht passiren, werden bei der Tellskapelle von einem alten Schwyzerlump angebettelt, der in gelb und schwarzer Uniform, mit Armbrust und Pfeilen bewaffnet, die Reisenden zu Wagen und zu Fuß mit den vaterländischen Worten begrüßt: ‚Seyd se guet und gänd em alte Wilhelm Tell au es Allmuese!‘ Macht man dem Lump Vorwürfe über das Unschickliche, nicht des Bettels (denn daran ist man dort zu Land gewöhnt), sondern seiner Maskarade wegen, so sagt er ganz keck: ‚Useri Herre hän mi g'heiße.‘"

**) „Aber Kellner! 100 Francs für zwei Tage Aufenthalt ist doch ein Bischen viel! Wo ist der Wirth?" — „Ich bin selbst der Wirth." — „So sind Sie ein unbilliger Wirth. Führen Sie mich zum Friedensrichter." — „Ich bin selbst der Friedensrichter." Im Canton Zürich, wohin die Sage obigen Vorfall verlegt, gibt es nicht weniger als 106 solcher „Beamtenwirthe", und der „Große Rath" ist jetzt eben damit beschäftigt, dies Verhältniß abzuschaffen, welches für die einheimische ländliche Bevölkerung noch viel empfindlichere Nachtheile hat, als für den Reisenden. Es gibt in Zürich Gemeinden, wie z. B. Hottingen, deren sämmtliche Gemeindevorsteher zugleich Schänkwirthe sind, und es ist ein solcher „Armenvater" oder „Gemeinderath" genannt worden, welcher immer nur am Schänktisch Audienz gibt, die Karten in der Hand, und nicht eher von Geschäften hören will, als bis das Recht suchende Bäuerlein einige „Partien" an ihn verloren hat.

Zweites Buch.

Italienische Anzettelungen.

Der Pariser Frieden von 1856 legte den Keim zu einem neuen Kriege, indem der sardinische Minister Graf Cavour im geheimen Einverständniß mit den beiden Westmächten beim Friedenscongreß durch ein Memoire zu beweisen suchte, eine dauernde Ruhe in Europa sey unmöglich, so lange Italien unter dem einseitigen Einfluß Oesterreichs seufze und die Selbständigkeit nicht errungen habe, nach der es schon längst sich sehne und deren es würdig sey. Er formulirte seine Forderungen dahin: Europa solle die nationale Einheit Italiens anerkennen, Oesterreich solle seinen oberitalienischen Provinzen eine liberale Verfassung geben, alle fremden Truppen sollen aus dem Kirchenstaat zurückgezogen, der Kirchenstaat aber säcularisirt, d. h. wenn auch noch unter päpstlicher Oberhoheit, doch durch einen weltlichen Vicar regiert werden, und endlich in Neapel sollte mittelst Intervention der angeblichen Mißregierung ein Ende gemacht werden.

Dieses sardinische Programm war ohne Zweifel schon vorher ausgedacht und von den Westmächten gutgeheißen worden. Es motivirt zum Theil die rasche Beendigung des Krimmkriegs. Sardinien würde für die Westmächte in der Krimm keine Opfer gebracht haben, wenn ihm nicht ein reicher Lohn in Italien wäre zugesichert worden. England hatte längst in Italien gewühlt, Napoleon war froh, sich aus dem opferreichen Krimmkriege loswickeln zu können, durfte aber seine Franzosen nicht unbeschäftigt lassen und hatte eine gewisse Verpflichtung gegen die Italiener. Rußland aber schien allem zustimmen zu müssen, was man in Italien gegen Oesterreich zu unternehmen vorhatte, denn es war im Krimmkriege durch Oesterreichs Verhalten schwer beleidigt. Somit mußte nun die europäische Fronte, welche bisher gegen Rußland gerichtet war, eine Schwenkung machen und sich gegen Oesterreich richten.

Sardinien hatte dabei von Anfang an nichts als seine eigene Vergrößerung im Sinne und wenn ihm eine solche glückte, konnte der französische Protector daran denken, zum Lohne Savoyen an sich zu nehmen. Aber „die Birne war noch nicht reif". Der Pariser Friedenscongreß legte Cavour's Programm einstweilen noch ad acta. Es hatte den Schein, als habe sich Cavour in Anmaßungen verstiegen.

Napoleon III. hatte im Jahr 1831 als junger Mensch der damaligen revolutionären Partei in der Romagna einen fürchterlichen Eidschwur geleistet, für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens leben und sterben zu wollen. Die Mazzinisten verfehlten nicht, ihn daran zu erinnern und jenen Eid veröffentlichen zu lassen. Endlich schien er ihrer Mahnung nachzukommen. Aber sie trauten ihm nicht. Die Erhebung und Ausbreitung der sardinischen Dynastie konnten ihnen höchstens als ein Mittel dienen, um Oesterreich zu beseitigen, nie aber konnten die Republikaner im Ernst für einen König schwärmen, noch konnten sie das milde Joch Oesterreichs mit dem gewiß weit härteren Frankreichs vertauschen wollen. Ihr Programm war daher l'Italia fara da se, Italien soll sich selbst

helfen und sich keinem ausländischen Fürsten verpflichten, dessen Einfluß nur an die Stelle des österreichischen treten, oder der gar Provinzen von Italien abreißen würde. Mazzini trat auch bald genug der sardo-französischen Politik offen entgegen und hielt sich mehr an England.

Gleichwohl nahm Cavour die Miene an, als wolle er völlig uneigennützig und wetteifernd mit Mazzini nur die Unabhängigkeit und Einheit Italiens. Er selbst sagte: „Im Jahr 1849 nach der Unglücksschlacht von Novara hatten wir die Wahl, uns in die uns aufgedrängte neue Ordnung der Dinge zu fügen, oder den Krieg, in welchem wir militairisch unterlegen waren, politisch fortzuführen. König Victor Emanuel zauderte nicht, den ruhmwürdigeren Entschluß zu fassen. Seitdem verkündeten wir der Welt, das italienische Volk sey fähig, sich selbst zu regieren. Der Krimmkrieg verschaffte uns die englisch-französische Allianz und dadurch Gelegenheit, ganz Europa über Italien aufzuklären und dessen Sympathien zu gewinnen.“

Obgleich nun Frankreich und England noch keine Anstalten trafen, weder Oesterreich noch den Papst außer Besitz setzen zu wollen, durfte doch Sardinien unter dem geheimen Schutz der beiden westlichen Großmächte seine Wühlereien fortsetzen. In Turin sammelten sich alle Unzufriedenen aus der Lombardei und Venedig, alle österreichischen Deserteure ꝛc. und erhielten hier, den Verträgen zum Trotz, dessen Schutz. Die sardinische Presse hetzte gegen Oesterreich, häufte auf dasselbe Lügen und Verläumdungen und gab keine Genugthuung. Als einmal das Schandblättchen Espero zum Schein vor Gericht gezogen und zu einer winzigen Strafe gezogen wurde, geschah es nur, um dem Advokaten Gelegenheit zu geben, sich in den wüthendsten Reden gegen Oesterreich zu ergehen, im Mai 1856. Damals erließ Mazzini öffentliche Aufrufe zu Geldbeiträgen, um Gewehre kaufen zu können, und Garibaldi zeigte sich auf der Insel Caprara. Im Juni entfloh Orsini aus dem Kerker zu Mantua, wo er wegen früherer Verschwörungen gefangen saß, und wurden

neue Verschwörungen entdeckt und Verhaftungen vorgenommen in Florenz und Neapel. Im Juli wurde der französische Consul Tisserand in Rimini erdolcht und ein Aufstand in Massa und Carrara, so wie im Modenesischen versucht. Im August verlangte der Magistrat von Bologna die Entfernung der Oesterreicher.

Sowohl Sardinien, als die Westmächte, konnten nicht hoffen, so leicht mit Italien fertig zu werden, wenn nicht zuvor Oesterreich vollständig isolirt würde. Oesterreich hatte sich während des Krimmkriegs Rußland feindlich bezeugt. Also hatten Frankreich und Sardinien keine Mühe, jetzt Rußland auf ihre Seite zu ziehen. Das geheime Einverständniß zwischen den Tuilerien und St. Petersburg geht desfalls vielleicht weit zurück und gehört noch unter die Motive des schnellen Friedensabschlusses. Schon bald nach dem Frieden that der russische Gesandte in Turin, Graf Stackelberg, auffallende Schritte im Sinne Cavours, betrieb einen antiösterreichischen Congreß italienischer Fürsten, und bereitete die Ankunft der Kaiserin Mutter Alexandra von Rußland vor. Diese hohe Dame reiste in die Bäder von Nizza (im Herbst 1856) und wurde vom König Victor Emanuel auf's ehrenvollste begrüßt. Ihr Sohn, Großfürst Constantin, befuhr im folgenden Jahr das mittelländische Meer und leitete einen Kauf des Hafens von Villafranca in der Nähe von Nizza ein, dessen sich die Russen als Station im Mittelmeer bedienen wollten. Der Handel wurde von der St. Petersburg-Odessaer Dampfschifffahrtsgesellschaft abgeschlossen, als gelte es nur ein Kohlenlager, bald aber nahmen russische Kriegsschiffe feierlich davon Besitz. Auch das kleine Fürstenthum Monaco, ganz in der Nähe, wollten die Russen kaufen, der Fürst trat es jedoch nicht ab. Dagegen wurde Constantin in Paris, wohin er sich begab, am 30. April 1857 vom Kaiser auf's ehrerbietigste und intimste, wie der beste Freund, empfangen. Trotz dieser Russenfreundlichkeit mußte indeß die Eitelkeit der Pariser befriedigt werden und man arbeitete fleißig an dem neuen großen Boulevard de Sebastople,

der zur Erinnerung der Krimmsiege erbaut und im nächsten Jahr vollendet war.

Indem die große Bevölkerung von Paris unter dem neuen Militairdespotismus sich, wie früher, der Sinnengenüsse, einer grenzenlosen Lüderlichkeit und dem erlogenen Enthusiasmus für jede neue Mode hingab, bemerkte man nur zwei auffallendere neue Erscheinungen, nämlich eine ganz erstaunliche Steigerung im Luxus und, was genau damit zusammenhing, eine fast dämonische Geldgier. Die Börse war nicht mehr aristokratisch, sie wurde demokratisirt, die ganze Bevölkerung spielte mit. In dem blasirten Paris erregte nichts mehr einen Enthusiasmus, weder der Kaiser noch seine Armee, keine Dichter, keine Künstler, keine Theaterkönigin. Nur für die Börse und die, welche sie am besten auszunutzen verstanden, schwärmte man. Carpentier, ein Beamter der Nordbahn, bestahl 1856 dieselbe um Actien und Obligationen zum Werth von 5 Millionen und entkam nach Amerika, wo man ihn jedoch wieder faßte.

„Das Kaiserthum," hieß es damals in einem einsichtsvollen Artikel, „ist nicht nur eine Dictatur, sondern bleibt auch eine solche und muß eine solche bleiben, ein fortwährendes Zerhauen der Knoten durch den allmächtigen Willen des Herrschers, ein fortwährend gewaltsames Eingreifen der Regierung in Verhältnisse, die ihrer Natur nach sich selbst regeln sollten, mit einem Wort eine Gewalt, welche unter den gegebenen Umständen sehr häufig nur durch die Rücksicht auf momentane Bedürfnisse und Hebung augenblicklicher Schwierigkeiten bestimmt wird, und so zu Mitteln greifen muß, welche jetzt zwar eine Schwierigkeit lösen, künftig aber noch größere Uebelstände hervorbringen können. Die Arbeiter sind ohne Beschäftigung, um ihnen diese zu verschaffen, wird halb Paris niedergerissen. Das Brod wird bedenklich theuer, um eine künstliche Wohlfeilheit zu erzeugen, werden Bäckereicassen errichtet. Das Kaiserthum braucht die Anerkennung der übrigen Mächte, und es entspinnt sich, wenn auch noch durch andere Gründe be-

dingt, der orientalische Krieg, aus welchem Frankreich allerdings als diplomatische Größe und mit Lorbeern, aber auch mit einer Schuldenlast von einigen Milliarden hervorgeht. Kurz, sobald ein Bedürfniß sich geltend macht, wird dasselbe um jeden Preis und auf Kosten aller andern Rücksichten und Interessen befriedigt, denn das Kaiserthum muß Erwartungen und Versprechungen erfüllen, muß um jeden Preis bestimmte Resultate hervorbringen, und ist in seinen Planen und Maßregeln letztinstanzlich nur an den Willen des Herrschers gebunden. Das Decretiren, längst zuvor auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens heimisch gemacht, muß solchergestalt auch auf das Finanzwesen einen bedeutenden Einfluß ausüben, und nach und nach jene Periode vorbereiten, deren Katastrophe wir vor uns haben. Der erste Anstoß wurde durch die zahlreichen Concessionen zu Eisenbahnunternehmungen gegeben, welche Frankreich allerdings, um sein sehr mangelhaftes Schienennetz zu vervollständigen, nothwendig hat, welche aber nicht willkürlich und auf Befehl der Regierung, sondern nur allmählig, und mit Rücksicht auf die Capitalkraft des Landes ins Leben treten können. Man wollte jedoch möglichst schnell ein vollständiges Eisenbahnsystem, Concessionen wurden daher in Menge ertheilt, es bildeten sich allenthalben Actiengesellschaften, und die nächste Folge davon war, daß das Börsenspiel, die Agiotage sehr bald in früher nicht gekannter Weise florirte. In die Masse des Publicums und bis in die untersten Classen hinab wurde indessen die Spielwuth und die Sucht, ohne Mühe zu gewinnen, hauptsächlich durch eine andere Maßregel getragen, nämlich durch das sogenannte Nationalanlehen. Um die Bedürfnisse des orientalischen Krieges zu decken, mußte zu einem Anlehen geschritten werden; sey es nun, daß die haute finance zu ungünstige Bedingungen stellte, sey es, daß man sich von ihr überhaupt emancipiren, oder das neue, durchweg auf die Massen berechnete System durch Democratisirung des Finanzwesens sich populär machen wollte, genug, man entschloß sich bei der Nation zu leihen, statt bei den Bankiers und stellte deshalb den Betrag der

einzelnen Einzeichnungen so nieder, daß jeder Dienstbote und Handwerksbursche sich betheiligen konnte. Vom finanziellen Standpuncte aus entsprach der Erfolg der Erwartung glänzend, denn es entstand ein solcher Zudrang zu den Einzeichnungen, daß die angebotenen Summen die geforderte wohl um das Dreifache überstiegen. Die Fernerstehenden staunten damals über den Patriotismus der Franzosen, welcher so bereitwillig sich herbeidrängte, um sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Was indessen von Ferne als Patriotismus aussah, war in der Nähe wenigstens theilweise das allergewöhnlichste Interesse, denn da man sich sehr bald überzeugte, daß das gekaufte Papier mit Vortheil sofort wieder verkauft werden konnte, so drängte sich nicht bloß die Bevölkerung von Paris, sondern auch aus der Provinz schaarenweise in die Bureaus, um sich das gewinnversprechende Papier zu verschaffen; da ferner jeder Einzelne nur eine mäßige Summe für sich selbst zeichnen konnte, so wurden ganze Haufen von Proletariern angeworben, welche gegen ein bestimmtes Honorar auf Rechnung der Bankiers und Capitalisten einkaufen mußten. Auf diese Weise brach in kurzer Zeit in ganz Frankreich eine wahre Epidemie der Spielwuth aus, welche dann die psychologische Grundlage für die überall auftauchenden Crédits mobiliers und andere Actienunternehmungen bildete, und endlich nicht blos alle Classen der Gesellschaft in Frankreich ergriff, sondern selbst die Grenze überschritt, um auch in anderen Ländern ihre Verheerungen anzurichten. Mag daher die Idee der Nationalanlehen an sich noch so sehr sich empfehlen, so ist jedenfalls die Thatsache, daß durch das französische Nationalanlehen, sey es nur zufällig oder nothwendig, namentlich auch in den untern Classen der Gesellschaft die Sucht auf mühelose Weise zu gewinnen heimisch gemacht wurde, ein sehr bedenklicher Nebenumstand. Denn ist das Börsenspiel, auf die höheren Classen beschränkt, schon ein Verderben, so wird dasselbe, unter die Massen gebracht, eine Nationalcalamität, welche abge-

sehen von den Geldkrisen die Corruption in der ganzen Gesellschaft verbreitet."

Die französische Presse kam, da die Koryphäen der früheren Literaturperiode sich meist in der Opposition befanden und sich grollend zurückgezogen hatten, in die Hände der feilen Federn, die nur im Regierungsinteresse politische Artikel und Flugschriften schrieben, und der verworfenen Talente, die auf die niedrigsten Leidenschaften speculirten und sich um die Regierung wenigstens das Verdienst erwarben, das Publicum angenehm zu betäuben nach dem Grundsatz der altrömischen Kaiser, die dem Volk panem et Circenses gaben. Paris wimmelte von lasciven Romanen und Feuilletonartikeln, gegen welche Minister Billault erst 1860 einschritt, als sie es zu arg machten. *)

Im Jahr 1857 traten bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper in Paris zum erstenmal wieder einige schwache Spuren von Opposition hervor, um bald wieder zu verschwinden. Man wollte nämlich den General Cavaignac wieder ins öffentliche Leben bringen, was er jedoch ablehnte. Nur der talentvolle Advocat Fabre that sich in kühnen Reden, mit denen er als Advocat vor Gericht plä-

*) Er klagt besonders über die „Menge kleiner Blätter, die einzig und allein der Ausbreitung dieser ungesunden Literatur geweiht sind, und zu niederen Preisen in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden, so daß weder Jugend noch Unschuld vor der Ansteckung sicher sind." Kurz vorher hatte der Courier de Dimanche sein Entsetzen über diese Literatur ausgedrückt und unter anderem gesagt: „Der Monat Juni begann mit der dritten Auflage der mehr oder weniger intimen Memoiren einer Dame der öffentlichen Bälle, deren burlesken Namen auch nur zu nennen, vor zehn Jahren selbst die Winkelblätter erröthet wären, und die heute im Feuilleton der größten Journale Europa's figurirt. Ist es nöthig hinzuzufügen, daß diese Auflage wie die andern mit einer Photographie geziert ist, worin sich die Ballerina in einer möglichst wenig akademischen Stellung darbietet?" Die Dame war die berüchtigte Mlle Marguerite und das Buch hieß mémoires de Rigolboche. Seitenstücke dazu waren die Talens noirs von Jaime und die Auguste von Mery.

dirte, hervor. Im Uebrigen war Rede- und Preßfreiheit in ganz Frankreich geknebelt. Als Graf Montalembert im Herbst 1858 einen starken Artikel gegen des Kaisers Politik drucken ließ, strafte ihn der Kaiser gegen seinen Willen mit Großmuth, um ihn zu beschämen. *)

Inzwischen hatte das drohende Vorgehen Cavours, sowie der französischen und russischen Diplomatie Oesterreich und den Papst zum Aufsehen genöthigt. Beide befanden sich im Besitz wohlbegründeter und von ganz Europa anerkannter Rechte und hatten nur gegen die verleumderische Beschuldigung zu kämpfen, die ihnen Tyrannei und Mißregierung vorwarf. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich fand sich daher bewogen, eine Rundreise durch seine italienischen Staaten zu machen und überall Wohlthaten zu spenden, um die Verleumdung, als regiere er hart und unbarmherzig, zu widerlegen. Am 25. Januar 1857 erließ er eine unbedingte Amnestie, welche allen italienischen Verschwörern Verzeihung und Rückkehr gestattete. Er ging nur zu weit in der Milde, weil man sie ihm als Schwäche auslegte. Die piemontesische Presse spie Feuer und Flammen. Da mußte Graf Paar, der österreichische Gesandte in Turin, nachdem er vergebens das völkerrechtwidrige Benehmen Sardiniens beklagt hatte, seinen Posten daselbst aufgeben und alle diplomatischen Verbindungen zwischen den beiden Höfen wurden abgebrochen. Den österreichischen Kaiser unterstützten

*) Der geistvolle Montalembert hatte sich früher für Napoleon erklärt, so lange er in demselben einen Ueberwinder der Revolution und Schirmherrn der Kirche erkannte. Sobald er aber den heidnischen Imperialismus vorblicken sah, zog er sich zurück und vertrat fortan nicht mehr blos die Kirche, sondern auch die constitutionelle Monarchie, weil ein Parlament, gleich dem englischen, allein der Willkür des Alleinherrschers Schranken setzen könne. Montalembert wurde in erster Instanz verurtheilt und vom Kaiser begnadigt, erklärte aber sogleich, bevor die zweite Instanz ihr Urtheil abgegeben, habe der Kaiser gar kein Recht zu begnadigen. Die zweite Instanz bestätigte das Urtheil, der Kaiser aber begnadigte den Verurtheilten zum zweitenmal.

damals noch der Erzbischof von Mailand und insbesondere der Bischof von Bergamo (Speranza) durch ihre Hirtenbriefe.

Auch Papst Pius IX. machte 1857 im Sommer eine Rundreise durch den Kirchenstaat über Loretto bis Bologna und wurde überall mit ungeheurem Volksjubel empfangen, denn das unbefangene Landvolk hing fest an der Kirche und die städtischen Wühler verbargen sich damals. Aber diese antipapistische Minderheit ersetzte durch Haß und Fanatismus, was ihr an Kraft gebrach. Via il papato (fort mit dem Papstthum!) war ihr Feldgeschrei, und der Grundsatz wurde ausgesprochen, der Papst müsse als eine potenza straniera (fremde Macht) aus Italien vertrieben werden.*) Die Nothwendigkeit, an die Stelle des geistlichen Regiments im Kirchenstaate ein weltliches zu setzen, welche Cavour als selbstverständlich voraussetzte, wurde von sehr competenter Seite bestritten. Am 14. März 1856 schickte der französische Gesandte in Rom, Graf Rayneval, an den Minister der ausw. Angelegenheiten in Paris, Grafen Walewski, ein Memoire, worin er ausführlich entwickelte, das Geschrei gegen die Regierung des Kirchenstaats sey nur Verleumdung. Der Kirchenstaat sey besser regiert, als viele andere Staaten. Der Unterthan zahle weniger Steuern und Abgaben, als in den meisten andern Staaten. Die Regierung sey gerecht und verfahre mild. Eine Menge Verbesserungen seyen in der Justiz und in allen Zweigen der Verwaltung eingeführt. Die Gemeindeverfassung entspreche ganz den Wünschen und Bedürfnissen der Italiener. Die verschiedenen Zweige der Verwaltung sind scharf getrennt. Daß nur Pfaffen regieren, ist eine Unwahrheit. Im auswärtigen Amt dienen 19 Laien und nur 5 Geistliche, im Staatsrath sitzen nur 3 Geistliche neben 10 Laien. Im Ministerium des Innern dienen nur 22 Geistliche neben 1411 Laien, im Kriegs-

*) Im Herbst 1856 wurde ein prachtvolles Gemälde, welches die Wiederkehr des Papstes nach Rom darstellte, in der Brera zu Mailand, 20,000 Lire an Werth, von ruchloser Hand zerstört.

ministerium gar kein Geistlicher, im Ministerium der Finanzen 3 Geistliche und 2017 Laien, bei der Justiz 59 Geistliche und 927 Laien. Viele Beamte im geistlichen Kleide haben nicht einmal die Weihen. Man spreche von Räubern im Kirchenstaat, aber jeder Reisende weiß, daß wirkliche Räuber in Friedenszeiten im Römischen selten sind. Würde man in England und Frankreich bei jedem Raube einen Lärm erheben, so würde die Verwaltung dieser großen Staaten in einem noch viel schlimmeren Licht erscheinen müssen, als die römische. — Die ganze Wuth gegen Rom erklärt sich aus den Umtrieben Mazzini's, aus dem Leichtsinn, mit dem einige Schwärmer sich von einer Constitution wie die piemontesische ist, eine goldene Zukunft versprechen, und andere von der Einheit Italiens träumen, die unmöglich ist, weil die Volksstämme sich einander nie unterordnen werden. Der Papst wird schmählich verleumdet. Man thut ihm Unrecht. „Seine Maßregeln tragen den Stempel der Vernunft, der Weisheit, des Fortschritts." — Man wollte aber solche Wahrheiten nicht mehr hören und Rayneval wurde einige Zeit nachher von Rom abberufen. Graf Grammont, welcher ihn ersetzte, fing bald Streitigkeiten mit dem h. Vater an.

Napoleon hätte sich gerne, gleich seinem Oheim, vom Papst krönen lassen, was dieser aber standhaft abwehrte. Um ihn gefügiger zu machen, ließ Napoleon die antipäpstlichen Reformen seines sardinischen Bundesgenossen gewähren und entschied selbst durch ein kaiserl. Decret vom 7. Febr. 1857 gegen den Bischof Dreux-Brezé von Moulins, wegen angeblich zu großer Strenge gegen seinen Pfarrer, während der Papst dem Bischof in einem eigenen Schreiben Recht gab. Dagegen verlor der Kaiser den ihm ergebenen Erzbischof Sibour von Paris am 4. Jan. desselben Jahres durch Meuchelmord. Ein halbverrückter Priester, Verger, stieß ihn während einer Procession nieder.*) Sein Nachfolger wurde Morlot.

*) Er war suspendirt und trotz aller Bitten nicht wieder angestellt worden. Das hatte ihn vollends toll gemacht. Während des Mordes soll er gerufen haben: Nieder mit den Göttinnen! Eine kleine Demonstration,

Der französische Klerus theilte sich damals, die einen bauten auf den Kaiser, die andern hielten zurück und besorgten von ihm Unterdrückung der Kirche. Der feurigste Imperialist war damals Veuillot als Redacteur des Univers, wogegen Graf Montalembert dem Kaiser gegenüberstand. — Napoleon benutzte den Friedensstand, um Paris fernerhin durch großartige Bauten zu verschönern und dadurch die Arbeiter zu beschäftigen. Im Sommer 1856 litt Frankreich sehr durch die argen Ueberschwemmungen namentlich der Rhone und Loire. Der Kaiser eilte selbst nach Arles, Tarascon, Orleans und Nantes und spendete überall persönlich Hülfe und Trost. Damals machte sein Vetter, Prinz Napoleon, eine wissenschaftliche Reise nach der Insel Island, was man als eine zeitweise Verbannung ansah. Am 16. Juli 1857 starb der berühmte Volksdichter Beranger und Napoleon ließ ihn, um der Volksdemonstration abzuwehren, auf kaiserliche Kosten mit großem militairischem Pomp bestatten. Staunend sah das Volk seinen Lieblingsdichter, den cynischen Alten, der sich immer nur unter dem Pöbel wohlgefühlt hatte, jetzt einem Feldmarschall gleich im Geleite vieler Regimenter und durch ein Spalier von noch viel zahlreicheren Bajonetten hindurch zu Grabe tragen. Wenige Monate später starb General Cavaignac, einst des Kaisers Nebenbuhler. Am 12. August 1857 stiftete Napoleon III. die Helenamedaille*) für alle noch übrigen Soldaten der weiland großen Armee Napoleons I. außerhalb wie innerhalb Frankreichs. Man glaubte, er wolle dadurch die Kameradschaft seiner französischen Truppen mit künftigen Rheinbundstruppen vorbereiten. Allein mit wenigen Ausnahmen alter Rheinbundsoldaten, welche die Medaille wirklich annahmen, wurde sie in Deutschland überall als eine bösliche Versuchung abgelehnt.

---

wie er selbst im Verhör erklärte, gegen das neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß, welches Verger leugnete.

*) Mit dem Bilde Napoleons I. und der Inschrift: „Feldzüge von 1792 — 1815. Den Gefährten seines Ruhmes sein letzter Gedanke, 5. Mai 1821."

England hatte sich bereits mit Frankreich in Bezug auf eine gemeinschaftliche, Sardinien günstige und Oesterreich feindliche Politik in Oberitalien, verständigt. Sie verständigten sich nun auch in Betreff der gegen Neapel einzuhaltenden Politik. Die Interessen waren, wie die Times sagte, so vertheilt, daß England nothwendig Einfluß in Süditalien suchen mußte, in dem Maße, in welchem ihn Frankreich in Rom und Oesterreich bis dahin noch in Oberitalien übte. Palmerston hatte Neapel nie aus den Augen verloren und seine wühlerische und anklägerische Politik daselbst beständig fortgesetzt. Im Jahre 1856 wurde die Comödie der Gladstonischen Briefe noch einmal in die Scene gesetzt und strotzte die englische Presse von Lügen und Verleumdungen in Betreff der Dinge in Neapel. Ihr zufolge sollten 1700 politische Gefangene in neapolitanischen Kerkern schmachten, während es deren nur 84 waren, und zwar gefährliche, meist von England selbst aufgehetzte Individuen, die keine Regierung in der Welt auf freien Fuß gestellt haben würde.*) Gleichwohl mußte hier wieder das arme Schaf unten am Flusse dem Wolf oben das Wasser getrübt haben. Die englische und mit ihr vereint auch die französische Regierung erklärte, die Ruhe Europa's könne nicht erhalten werden, wenn nicht Ferdinand II. von Neapel eine Verfassung und politische Reformen einführe und die politischen Gefangenen schone. Der König antwortete mit vieler Würde und ganz der Wahrheit gemäß, die Zustände Neapels seyen nicht so beschaffen, wie sie von den beiden Regierungen dargestellt werden, die Ruhe Neapels werde einzig von den fremden Agenten gestört. Wenn er die verlangten

*) In England selbst widerlegte Cardinal Wisemann in einer geistvollen Schrift die unverantwortlichen Verleumdungen, er, der Neapel, wie Rom, sehr genau kannte. Im edelsten Unmuth warf er Palmerston sein System der Lüge vor und verglich das glückliche Leben der armen, aber genügsamen und fröhlichen Neapolitaner mit dem gräßlichen Elend der niedern Stände in England, der Millionen Fabrikarbeiter und Irländer. Wenn die englischen Minister ein Herz hätten, sollten sie für ihr eigenes unglückliches Volk sorgen.

Reformen gewähre, so hieße das so viel als der Revolution Thür und Thor öffnen. Der König Ferdinand lehnte förmlich jede Einmischung der Westmächte in die Angelegenheiten seines Königreichs ab; er wies sie zurück, als allen Regeln des internationalen Rechtes zuwider, als einen Angriff gegen die Unabhängigkeit und Würde seiner Krone. Indem er sich auf das Princip ewiger Gerechtigkeit stützte, welches vorschreibt, daß man Andern nicht thun soll, was man selbst nicht dulden will, richtete er an das Londoner Cabinet, dessen Vorstellungen in einer viel schärferen Sprache abgefaßt waren, als die französischen, folgende Frage: „Was würde Lord Palmerston sagen, wenn die neapolitanische Regierung sich herausnehmen würde, die Verwaltung des britischen Cabinets zu qualifiziren, ihm eine Modification in seiner innern Politik vorzuschlagen oder die Annahme von freisinnigern Maßregeln gegen das unglückliche Irland oder ein menschlicheres Auftreten gegen seine indischen Unterthanen anzuempfehlen?“ Allein diese Antwort wurde von den Cabinetten in London und Paris als Beleidigung aufgenommen und der englische und französische Gesandte verließen Neapel, 28. Oct. 1856. Man fürchtete, es werde zu einem Kriege kommen, allein es geschah nicht. Im August hatten die geheimen Anhänger Murats zu Aix in der Provence eine Versammlung gehalten. Einen Murat jedoch in Neapel wieder einzusetzen, konnte nicht die Politik Englands seyn. Frankreich verhielt sich seitdem, Neapel gegenüber, ruhig und behielt nur Sardinien scharf im Auge. England dagegen setzte seine Wühlereien in Neapel fort.

Am 22. Nov. 1856 brach eine Revolution in Sicilien aus. Baron Bentivenga proclamirte die Verfassung von 1812, wurde aber mit leichter Mühe besiegt und hingerichtet. Am 11. Dec. stieß in Neapel bei der Parade der Soldat Milano, ein mazzinistischer Fanatiker, dem König sein Bajonet tief in den Schenkel. In der Nacht auf den 5. Januar 1857 wurde die Dampffregatte Carlo III., welche 70,000 Gewehre für den König geladen hatte, im Hafen von Neapel in die Luft gesprengt, wobei 90 Menschen ihr Leben

verloren. Die Verdächtigen, welche man verhaftete, gaben den Engländern die Schuld. Ende Januar machte ein fanatischer Priester einen Mordanfall auf Rossini, Bischof von Metara im Neapolitanischen. Alle diese vom Ausland her, hauptsächlich dem mazzinistischen und englischen Einfluß zur Last fallenden Beunruhigungen des ruhigen süditalienischen Staates wurden nun von der westmächtlichen Presse als Symptome eines unerträglichen Gährungszustandes bezeichnet und der neapolitanischen Regierung Schuld gegeben. Besonders die englische Presse entehrte sich durch die infamsten Lügen über Neapel. Von Monat zu Monat meldeten die Zeitungen neue Verschwörungen, neue Unruhen, von denen an Ort und Stelle niemand etwas wußte, von massenhaften Verhaftungen und Hinrichtungen, welche nicht existirten. Als der König die Regenzeit über in seinem Schloß Caserta zubrachte, schrieben englische Zeitungen, er habe sich dort als finsterer Tyrann wie in eine Festung eingeschlossen, ein zweiter Ludwig XI. Ein andermal hieß es, er habe abgedankt oder wolle abdanken! Alles erlogen. Der arme König mochte noch so friedlich denken und regieren, England ließ ihm keine Ruhe. Die Mazzinisten gaben ihm den Spottnamen il re Bombardon oder re Bomba, weil er die offenen Aufstände 1848 niederzuschmettern verstanden hatte.

Eine muratistische Proclamation, die im Frühjahr verbreitet wurde, fand keinen Anklang. Dagegen wagten die Mazzinisten Ende Juni eine gleichzeitige Erhebung an verschiedenen Orten Italiens. Mazzini selbst war von England aus nach Genua gekommen, um gegen Victor Emanuel zu revolutioniren, während er auch in Paris selbst Napoleons Leben bedrohte. Am 22. Juli nämlich wurden drei Italiener, bekannte Anhänger Mazzini's, Tibaldi, Grilli und Bartolotti, der Absicht eines Mordversuchs auf Napoleon III. überwiesen. Sie gestanden, das Complott sey in London angesponnen worden, aber nicht nur von Mazzini, sondern auch von Ledru Rollin, der nach Napoleons Wunsch deshalb des Asylrechts in England verlustig erklärt werden sollte, aber seine

Theilnahme am Complott für erlogen erklärte und ferner des englischen Schutzes genoß. Man erkennt aus diesem Mordplan wie sehr die republikanische Partei Mazzini's dem Plane Cavours und dem dynastischen, sardo-französischen Interesse entgegen war. Mazzini wollte in Genua die Galeerensclaven befreien und mit Mord und Brand wüthen. Unter der Darsena, den Kasernen ꝛc. waren Mienen angelegt. Auch hatte er viel Waffen bereit, aber das Complott wurde entdeckt und vereitelt. Er selbst entkam, seine englische Agentin, Miß White, wurde verhaftet, aber wieder entlassen. An demselben Tage, an welchem der genuesische Aufstand mißlang, den 30. Juni, brachen andere in Livorno und Neapel aus, welche jedoch beide rasch unterdrückt wurden. In Livorno fielen 17 Personen im Kampfe. Im Neapolitanischen landeten die Verschwörer auf dem sardinischen Dampfschiff Cagliari bei Ponza, befreiten daselbst die (angeblich nur politischen) Gefangenen, landeten dann nochmals bei Sarpi, erlitten jedoch eine Niederlage bei Padula und wurden endlich alle getödtet oder gefangen, ihr Anführer Pisacane schwer verwundet. Das Dampfschiff und dessen Mannschaft, worunter zwei englische Maschinisten, wurden von der neapolitanischen Regierung zurückgehalten, die Drohungen Englands erzwangen jedoch dessen Rückgabe an Sardinien und noch insbesondere eine Entschädigung von 3000 Pfund Sterling für die Maschinisten. So wurde das Völkerrecht an den italienischen Küsten gehandhabt.

Im December 1857 wurde das arme Königreich Neapel noch durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht. In den Provinzen Salerno und Basilicata um den Mittelpunct Potenza her wurden gegen 20,000 Wohnungen zerstört und 10—12,000 Menschen verschüttet.*)

Unterdeß hatte Napoleon die freundschaftlich gewordenen Beziehungen zu Rußland eifrigst gepflegt, und seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, nach Warschau geschickt, um den Kaiser von

*) Neapel selbst kam mit dem Schrecken davon, welcher so groß war, daß sich hier an einem Tage 30,000 Menschen zur Ader ließen.

Rußland zu begrüßen. Dieser Prinz soll Rußland ein förmliches Bündniß mit Frankreich angetragen haben, aber schnell desavouirt worden seyn, worauf Kaiser Napoleon selbst mit Walewski nach Osborn eilte, wohin die Königin Victoria mit Palmerston kam, um die englisch-französische Allianz wieder nur noch fester zu knüpfen, am 6. August 1857. Hier scheint bestimmt worden zu seyn, wie weit Frankreich sich Rußland nähern dürfe, ohne darum die Freundschaft Englands zu verscherzen und nach diesen Vorgängen wurde erst die persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser von Frankreich und Rußland veranlaßt, welche am Hoflager des König Wilhelm von Württemberg an seinem 76. Geburtstage (27. September) in Stuttgart Statt fand. Obgleich am gleichen Tage (27. September) wie der berüchtigte Congreß in Erfurt Statt findend, war doch die Zusammenkunft der beiden Kaiser von Frankreich und Rußland nicht so gefahrdrohend. Die Kaiserin Eugenie erwartete mit nach Stuttgart eingeladen zu werden. Es geschah nicht, kaum aber war Napoleon allein in Stuttgart angelangt, als die in Darmstadt weilende Kaiserin von Rußland eilig noch durch den Telegraphen herbeigerufen wurde. Napoleon ließ sich jedoch keine Empfindlichkeit merken, sondern zeigte die heiterste und unbefangenste Miene. Rayneval, der bisherige französische Gesandte in Rom, war mit in Stuttgart und der junge Lucian Murat. Man glaubte damals, es habe sich zwischen den beiden Kaisern nicht blos um die Donaufürstenthümer (für welche der junge Herzog von Leuchtenberg in Reserve gehalten wurde), sondern hauptsächlich um Italien gehandelt. Von Seiten der wenigen, die sich die Helenamedaille hatten geben lassen, wurde keinerlei Demonstration gemacht. Rheinbundsympathieen ist Napoleon III. damals auf deutschem Boden nicht begegnet, obgleich der Moniteur nachher verkündete: „Als der Kaiser den großherzoglichen Palast zu Baden verließ, machten Se. königl. Hoheit der Großherzog Se. Majestät auf eine Grenadiercompagnie aufmerksam, welche die Fahne beibehalten, die sie unter dem Kaiserthum hatten, als die badischen Truppen den Ruhm der französischen

Armee theilten." Auch zwischen Rußland und Frankreich fand nur eine kalte und berechnende Verabredung im beiderseitigen Interesse Statt. Jeder wußte genau, daß und wie weit er den andern nur eben nöthig habe. Alexander II. war zwei Jahre früher isolirt gewesen, ganz Europa hatte ihm gegenübergestanden, er hatte sich zu einem demüthigenden Frieden entschließen müssen, suchte also eine mächtige Allianz und fand sie in Frankreich, wodurch er wieder so imponirend, wie sein Vater Nicolaus vor Europa dastand. Napoleon III. aber erhielt als Emporkömmling durch die Begrüßung Alexanders eine glänzende Legitimation und seine Stellung wurde noch imposanter und furchterregender durch das Zusammenstehen auch mit Rußland. Jedenfalls wurde in Stuttgart in der anti-österreichischen Politik ein Uebereinkommen, mit dem auch England harmonirte, erzielt und auch nicht durch das eilige Herbeikommen des österreichischen Kaisers alterirt, als derselbe den von Stuttgart zurückkehrenden Kaiser Alexander in Weimar begrüßte.

Den Mazzinisten gefiel das Abhängigwerden der italienischen Frage von der Entscheidung der Großmächte nicht und Napoleon schien ihnen mehr als jemals verdächtig und gefährlich. Daher die wiederholten Mordversuche.

Am Abend des 14. Januar 1858 sollte Napoleon III. mit seiner Gemahlin zu Paris in die Oper fahren. Wie immer war viel Polizeipersonal vor dem Opernhause versammelt, um über die Sicherheit zu wachen. Da entdeckte der Polizeioffizier Hebert unter den Zuschauern einen gewissen Pieri, einen italienischen Flüchtling, der 1852 aus Frankreich ausgewiesen worden war, dessen Rückkehr nach Frankreich aber mit der Absicht, dem Kaiser nach dem Leben zu trachten, man eben erst von London signalisirt hatte. Hebert hielt ihn sogleich fest und schaffte ihn unbemerkt bei Seite. Man fand bei ihm einen Dolch, einen Revolver und eine eigenthümlich construirte Bombe, in Birnenform und so mit Zündhütchen gespickt, daß sie, wo sie auch auffiel, explodiren mußte. Kaum aber war Hebert wieder zum Opernhause zurückgekehrt, als ein starker

Knall die Häuser erschütterte. Eine ganz ähnliche Bombe war so eben dem kaiserlichen Wagen, als er in die Straße Lepelletier einlenkte, nachgeworfen worden und hatte ihn zwar nicht mehr erreicht, aber an zwanzig Personen auf der Straße niedergeworfen. Rasch darauf platzte eine Bombe dicht am kaiserlichen Wagen und riß ein Pferd desselben nieder. Nun mußte der Wagen halten und in dem Augenblick, in welchem das kaiserliche Paar ausstieg und Hebert ihm den Schlag offen hielt, platzte die dritte Bombe unter dem Wagen. Hebert wurde schwer, General Roguet, der den Kaiser begleitet hatte, leicht verwundet, dem Kaiser aber nur der Hut durchschossen und die Nase leicht von einem Glassplitter, der Kaiserin nur ein wenig die Haut am Auge geritzt. Beide verloren keinen Augenblick die Besonnenheit, begaben sich ruhig in die Oper und wohnten derselben bis zu Ende bei. Draußen aber war grausige Verwirrung. Alle Häuser umher waren von Bombensplittern durchsiebt, alle Fenster zerschmettert, die Straßen voll Blut. Man zählte über 100 Todte und Verwundete, darunter über 30 von der Polizei. Die Bomben waren etwas zu dünnschalig gewesen und in zu kleinen Stäubchen zersplittert, sonst wäre die Zahl der Todten vielleicht noch größer gewesen.

Unter den Verwundeten, die in einer nahen Apotheke Hülfe suchten, bemerkte man einen, der bald wieder verschwand. Nachher kam ein Fremder, der ängstlich nach ihm frug und Verdacht erregte. Es war Gomez, der Diener desselben Felix Orsini, der vor Kurzem aus Mantua entflohen war, und der durch die von ihm selbst geworfene Bombe verwundet, jetzt in seinem Pariser Versteck aufgefunden und verhaftet wurde. Seinem heroischen Charakter gemäß gab er sich selbst als das Haupt der Verschwörung an und sprach: „Seit meiner Jugend hatte all mein Thun und Denken nur einen Zweck, die Befreiung meines Vaterlandes, Rache an den Fremden, an den Oesterreichern. In dieser Absicht schloß ich mich allen Verschwörungen bis 1848 an und wurde nach dem Sturze Pius IX. Mitglied des römischen Convents. Als die

Franzosen bei uns landeten, hielten wir sie für Freunde. Wir wurden getäuscht. Ich ging nach England. Da brach die Revolution in Indien aus und hinderte England, sich der italienischen Sache zu widmen. Ich überlegte immer mehr, ein Einziger sey fähig, Italien zu befreien, Napoleon III., aber dieser Eine wolle nicht. Er ist ein Hinderniß. Ich sagte mir, er müsse beseitigt werden. Ich wollte allein handeln, aber ich begriff, daß das unmöglich sey, und Männer fanden sich, die sich mir zugesellten." Doch waren der Mörder nur vier, außer Orsini, Pieri und Gomez noch ein gewisser Rudio. Die Untersuchung ergab, daß sie sämmtlich mit englischen Pässen gekommen und daß ihre Bomben von Taylor in Birmingham verfertigt worden seyen.

Der feige, hinterlistige Mordversuch erregte allgemeinen Abscheu. Sämmtliche Cabinette beeilten sich, dem Kaiser der Franzosen ihre Glückwünsche darzubringen. Aus allen Theilen Frankreichs strömten Huldigungsadressen ein. Die der Armee aber gefielen sich in einem derben Styl und ließen es an kräftigen Drohungen gegen England nicht fehlen, von wo die Mörder hergekommen seyen, wo man sie geschützt und gepflegt habe. Wenige Tage nach dem Attentat hatte der Kaiser Gelegenheit, in einer Thronrede vor dem gesetzgebenden Körper sich auszusprechen. Er that es mit der ihm eigenen Zuversicht. Nachdem er kurz erörtert hatte, in welchem Ansehen Frankreich bei allen anderen Staaten stehe, fuhr er fort: Verbrecherische Versuche können weder meine Sicherheit in der Gegenwart, noch meinen Glauben an die Zukunft trüben. Wenn ich lebe, so lebt das Kaiserreich mit mir, und wenn ich unterliege, so würde das Kaiserreich durch meinen Tod selbst befestigt werden, denn die Entrüstung des Volks und der Armee wäre eine neue Stütze für den Thron meines Sohnes." Aus Vorsicht bestellte er für alle Fälle eine Regentschaft, die aus der Kaiserin, zwei Prinzen des Hauses, dem Marschall Pelissier und den vertrautesten Ministern bestehen sollte.

Der Schrecken des Augenblicks wurde benutzt, um die Zügel

der Gewalt noch strammer zu ziehen. Man traf Maßregeln von bisher unerhörter Strenge. Durch das Sicherheitsgesetz vom 28. Januar wurden nicht nur alle Personen, welche ohne obrigkeitliche Erlaubniß mörderische Instrumente verfertigten und alle überwiesenen Verschwörer und Unruhstifter mit den schwersten Strafen, sondern auch bloß Verdächtige, oder solche Personen, die früher einmal wegen politischer Meinungen angeklagt gewesen waren, mit Internirung und Polizeiaufsicht oder Verbannung und Deportation bedroht, so daß eigentlich niemand mehr seiner Freiheit sicher blieb, wenn er nicht unbedingt dem kaiserlichen System huldigte. Um jede etwaige Bewegung im Lande rasch und energisch unterdrücken zu können, wurde ganz Frankreich in fünf Marschallate getheilt, in denen je ein Marschall die unumschränkteste Militairdictatur üben sollte, sobald Gefahr drohe. Eine Erhebung der Demokraten, die am 24. Februar an vielen Orten zugleich ausbrechen sollte, wurde zu Chalons sur Saone, Lyon, Marseille und in Paris selbst mit leichter Mühe unterdrückt. Am auffallendsten erschien am 8. Februar die Ernennung des rauhen Generals Espinasse zum „Minister des Innern und der allgemeinen Sicherheit." Dieser Haudegen sagte seinen Civilbeamten, indem er zum erstenmal unter sie trat: „Der Kaiser will unbedingte Ergebenheit; wer von Ihnen schwankt, wird cassirt." Mehrere Journale wurden unterdrückt, die Presse auf's äußerste geknebelt. Espinasse gab sich auch dazu her, alle Gelder und Güter wohlthätiger Stiftungen einzuziehen und in Staatsrenten zu verwandeln, wurde aber im Juni wieder entlassen.

Nicht minder streng waren die Vorsichtsmaßregeln gegen das Ausland. In Belgien mußte, um Frankreichs Zorn zu beschwichtigen, das Blatt Drapeau, welches dem Attentat zugestimmt hatte, bestraft, in der Schweiz mußten die italienischen Flüchtlinge vertrieben oder außerordentlich überwacht werden. Kein Fremder durfte mehr die französischen Grenzen betreten, wenn er sich nicht zuvor bei einem französischen Gesandten oder Consul im Ausland persönlich

gestellt hatte und von demselben beglaubigt worden war. Nur gegen England nahm Napoleon III. ziemlich viel Rücksicht. Sein Minister Walewski durfte nur in einer Note bescheiden anfragen, ob das Asylrecht in England so weit gehe, daß es Mörder befreundeter und alliirter Fürsten hegen dürfe? Allein der Stolz der Engländer war aufgereizt durch die groben Adressen der französischen Armee, und wie viel Mühe sich auch Palmerston gab, die Gemüther zu beruhigen und dem in der That schwerbeleidigten Kaiser der Franzosen durch eine Bill über Mordverschwörung Genugthuung zu verschaffen, so gelang es ihm doch nicht, den nationalen Trotz zu beugen. Bertrand, ein erwiesener Mitverschworener Orsini's, den man auf französische Requisition in England verhaftet hatte, wurde unter großem Jubel des englischen Publicums von der Jury freigesprochen. Palmerston, der sich zu stark durch seine französischen Sympathien compromittirt hatte, trat auf einige Zeit ab und machte dem Toryministerium Derby-Disraeli Platz. Aber Napoleon zog nun seinen Gesandten Persigny aus London zurück und schickte statt seiner den Marschall Pelissier, um den Engländern zu zeigen, daß er nöthigenfalls Trotz mit Trotz begegnen werde. Doch war Derby nicht gesonnen, die England so nützliche Allianz mit Frankreich zu verscherzen.

In dieser immerhin für Napoleon III. etwas kritischen Zeit entschloß sich derselbe, in Italien vorzuschreiten, ohne Zweifel auf's dringendste dazu gemahnt von Cavour, der schon zu weit gegen Oesterreich vorgegangen war und dem die Mazzinisten über den Kopf wuchsen, wenn Napoleon ihm nicht beistand. Man nimmt zwar an, die definitiven Verträge zwischen Napoleon und Cavour seyen erst im Herbst 1858 im Bade Plombières abgeschlossen worden, allein die Verabredungen datiren von früher. Zugleich war auf die protestantischen und liberalen Sympathien der Engländer für die italienische Emancipation zu rechnen, welche Palmerston und das napoleonfreundlichere Ministerium zurückführen würden. Von Frankreich (und Rußland) war bisher nur die sardinische,

von England die mazzinistische Politik unterstützt worden. Wenn Frankreich der letzteren eine Concession machte, so hatte es vor mörderischen Attentaten der Italiener zunächst nichts mehr zu fürchten. Die Fanatiker sollten belehrt werden, daß sie Unrecht gehabt hätten, dem Kaiser der Franzosen nach dem Leben zu trachten; es sollte durch ihn wirklich etwas für Italien geschehen, und die Mazzinisten sollten glauben, es geschähe für sie. So wurde nicht ohne eine gewisse Ostentation am 25. Februar ein Brief Orsini's an den Kaiser Napoleon veröffentlicht, worin er sagte: „Dem Ende meiner Laufbahn nahe, will ich einen letzten Versuch machen. Italien zu Hülfe zu kommen. Die Unabhängigkeit Italiens ist mein letzter Gedanke, der Inhalt der letzten Worte, die ich an Ew. Majestät richte. Italien wird gegen Oesterreich kämpfen. Dulden Sie nicht, daß Deutschland Oesterreich helfe. Das können Sie, wenn Sie wollen, und von diesem Willen hängt das Wohl und Weh Italiens ab. Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben. Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 25 Millionen Bürgern wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten." Dieses Schreiben war vom 11. Februar aus dem Gefängniß datirt. Orsini und Pieri wurden am 13. März enthauptet, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Auch Rudio sollte hingerichtet werden, der Kaiser schenkte ihm jedoch das Leben. Wie der Brief Orsini's wirkte, zeigten wenige Wochen später die öffentlichen Kundgebungen einerseits der sardinischen, andererseits der mazzinistischen Partei. Am 31. März erschien in einer Turiner Zeitung auf Anstiften des Grafen Cavour ein angeblicher zweiter Brief Orsini's, aus dem Kerker vom 11. März datirt und gleichfalls an den Kaiser gerichtet. Darin heißt es: „Die von Ew. Majestät ertheilte Erlaubniß, daß mein Brief vom 11. Februar der Oeffentlichkeit überliefert werde, ist mir ein klarer Beweis Ihrer Großmuth und überzeugt mich, daß die darin zu Gunsten meines Vaterlandes ausgesprochenen Wünsche in Ihrem Herzen ein Echo gefunden haben. Auch ist es für mich, obgleich

ich zu sterben bereit bin, ein großer Trost, zu sehen, daß Ew. Majestät von wahren italienischen Gesinnungen beseelt sind. Mögen meine Landsleute, anstatt Vertrauen in das System des politischen Mordes zu haben, dasselbe von sich abweisen und aus dem Munde eines sterbenden Patrioten erfahren, daß ihre Erlösung nur durch Selbstverleugnung ꝛc. erreicht werden kann.“ Aber bereits am folgenden Tage, 1. April, erschien zu London ein Sendbrief Mazzini's an Napoleon III., der ganz entgegengesetzt lautete, das tiefste Mißtrauen gegen ihn ausdrückte und ihm, wenn nicht mit dem eisernen, doch mit dem „Dolch der öffentlichen Meinung“ drohte. Es war mithin klar, Cavour wollte das Pariser Attentat ausbeuten, um die Ausführung seiner Eroberungspläne in Italien zu beschleunigen, und Napoleon sollte dazu helfen. Mazzini aber war seinerseits überzeugt, daß weder Cavour, noch Napoleon die wahre Einheit und Unabhängigkeit Italiens wollen könnten, sondern daß jener nur das Königreich Sardinien vergrößern, dieser aber nur Savoyen vom übrigen Italien wegreißen wolle.

Was in der Seele Napoleons III. vor sich gegangen ist, als er von entschlossenen Mördern in fürchterlicher Nähe bedroht, nur wie durch ein Wunder dem fast gewissen Tod entronnen, dennoch sich gezwungen sah, den Mördern zu Willen zu werden, das recht zu verstehen und zu schildern, kann dereinst Aufgabe eines Shakspeare werden. Napoleon hatte einen zu überlegenen Verstand, um nicht auch aus dieser widrigen Lage Vortheil zu ziehen. Allein er wußte doch, daß er getrieben wurde, indem er allein Europa zu treiben schien.

Ein Zwischenfall wurde geschickt benützt, um das protestantische England und Deutschland und die Judenschaft in ganz Europa gegen den Papst aufzustacheln. Im Juli 1858 machte man von Bologna aus einen großen Lärm. Hier hatte nämlich vor sechs Jahren Anna Morisi, die christliche Magd des Juden Mortara, dessen am Sterben liegenden damals einjährigen Knaben Edgard aus reinem Mitleid getauft, damit er selig werden könne.

Der Knabe war indeß wieder genesen und die Thatsache der Taufe blieb verschwiegen. Als sie aber 1858 bekannt wurde, ließ am 24. Juni 1858 das h. Officio den Knaben seinen jüdischen Eltern wegnehmen, um ihn als Christ zu erziehen. Aber dieser Mortarahandel wurde gleich dem früheren Madiaihandel ausgebeutet, um die römische Kirche der abscheulichsten Tyrannei anzuklagen. Niemand sollte den Fall mit christlichen Augen ansehen dürfen. Am frechsten benahm sich Cavour, der dem Papst einen Protest wegen des Mortarahandels zuschickte, als ob er, der kleine Minister von Piemont, schon Herr in ganz Italien wäre.

Am 13. December 1857 veranlaßte der Jubel bei der Feier der Befreiung Genua's von den Oesterreichern (im Jahr 1746) einen großen Volkstumult daselbst. In demselben Monat wurde in Pavia der conservative Professor Briccio mit einem Dolch ermordet, den man in seinem Leibe stecken ließ. Auf dem elfenbeinernen Griffe des Dolchs war ein Engel geschnitzt, der einen Drachen überwältigt mit der Beischrift: libertà d'Italia. Ein italienischer Nationalalmanach von diesem Jahr enthielt die Worte: „Volk Italiens, knie nieder vor Bentivenga und Milano!"

Diese Umtriebe in Italien würden die Pläne Cavours nicht sehr gefördert haben, wenn ihm außer dem russisch-französischen Bündniß nicht auch noch England zum Rückhalt gedient hätte. Lord Palmerston mußte damals, als England noch die schweren Kämpfe in Ostindien zu bestehen hatte, um jeden Preis mit Frankreich Frieden halten, und Napoleon III. forderte einen hohen Preis vor dem Angesicht ganz Europa's. Als er nämlich am 5. und 6. August 1858 den schon von Ludwig XIV. begonnenen, aber erst jetzt fertig gewordenen großen Kriegshafen zu Cherbourg *) einweihte, lud er zu dieser Feierlichkeit die Königin Victoria ein und obgleich dieser Kriegshafen ausdrücklich zu dem Zweck gebaut war, nicht

*) Man tadelte an demselben, daß der Hafendamm nicht weit genug in's Meer hinauslaufe, um die englischen Schiffe fern zu halten.

blos die französische Küste gegen England zu vertheidigen, sondern nöthigenfalls auch einer Expedition gegen England zum sichern Sammelplatz und Stützpunct zu dienen, mußte die stolze Königin wirklich nach Cherbourg kommen. Tiefer als diesmal war sie noch niemals durch ihren unvermeidlichen Palmerston erniedrigt worden. Zum Dank empfing Palmerston bald darauf eine feierliche Einladung in die Tuilerien, wo er auf dem vertraulichsten Fuße mit dem französischen Kaiser verkehrte. — Am 19. Mai desselben Jahres war zu Richmond in England die edle Herzogin Helene von Orleans in der Verbannung gestorben.

England überwand wirklich die ostindische Revolution und vermied durch Palmerstons geschickte Manoeuvre in dieser kritischen Zeit jeden ernsten Conflict mit Frankreich, dessen Flotten und Heere allein es zu fürchten hatte. Seine Macht blieb unerschüttert, sein Reichthum stets im Wachsen. Baumwolle und Kohlen sind die Grundlagen der englischen Größe. Im Jahre 1781 verarbeitete England noch nicht volle 11 Millionen Pfund rohe Baumwolle, im Jahre 1856 schon 914 Millionen. Im letzten Jahre zählte England 2210 große Spinnereien und Webereien mit einer ungeheuern Menge von Dampfmaschinen, deren Arbeit die von 91 Millionen Menschen ersetzte. England kauft jährlich für 260 Mill. Gulden rohe Baumwolle und verkauft für 350—400 Mill. Baumwollenfabrikate. An Steinkohlen producirte England im Jahre 1854 allein 1,320 Mill. Zollcentner. Dies gibt einen Maßstab für den Gewinn der englischen Industrie, wozu noch der unermeßliche Gewinn aus dem Handel und der Gewinn aus den Colonien, der Raub aus den unterjochten Ländern kommt.

Daher die überraschende Erscheinung des fabelhaftesten Luxus in England in einem Zeitpunct, in welchem es die ostindische Rebellion zu bewältigen hatte, mit Rußland und China im Kriege war und sogar eine Landung der Franzosen fürchtete. Als Symbol dieses Luxus wurde das größte Schiff der Erde, der great Eastern, (von 700 Fuß Länge, 120 Fuß Breite und Raum für 10,000 Men-

schen) gebaut und am 2. November 1857 feierlich mit dem Namen Leviathan getauft, um gleichsam Gott selbst herauszufordern. Aber das Meer weigerte sich lange, das Ungeheuer aufzunehmen, dieses machte jedoch 1860 glücklich seine erste Fahrt nach New-York. Es konnte nur mit größter Mühe flott gemacht werden. Gleichzeitig begann die Themse einen so unerträglichen Gestank zu verbreiten, daß das Parlament davor flüchten und seine Sitzungen unterbrechen mußte. Das reine Element rächte sich an den Menschen, die es verunreinigten. London zählte im Jahre 1858 schon 2½ Mill. Einwohner und allen Schmutz dieser ungeheuern Menschenmasse sollte die Themse wegschwemmen. Was Wunder, daß sie selbst zum Cloak wurde.

Der Uebermuth des Reichthums machte sich am breitesten in der Verfertigung des atlantischen Kabels oder Telegraphentaues, welches am 5. August 1857 zu Valentia in Irland ins Meer versenkt und bis St. Johns in New-Foundland hinübergeführt wurde, um die alte und neue Welt durch einen elektromagnetischen Telegraphen zu verbinden. Der Draht war in ein dickes Tau verborgen. Anfangs, hieß es, habe der Telegraph seinen Dienst geleistet und Begrüßungen von Europa nach Amerika hinüber und wieder herüber gebracht. Bald aber stockte er und man hat sogar vermuthet, auch jene ersten Dienste seyen nicht wirklich geleistet, sondern von den interessirten Beamten erdichtet worden. Genug trotz aller Versuche ließ sich der unterseeische Telegraph nicht mehr in Thätigkeit bringen und das stolze Unternehmen mußte aufgegeben werden. Zur gerechten Beschämung derjenigen, welche bei dieser Gelegenheit in Humboldts Manier meinten, der erfinderische Menschengeist bedürfe keines Gottes mehr, sondern vermöge alles allein.

Im Uebrigen war nicht zu läugnen, England war und blieb die erste Weltmacht, sein Volk das reichste auf dem Planeten, bei dem sich alle Schätze und Genüsse aller Zonen concentrirten.*)

*) In einem Vortrag von Thompson hieß es: „Wir wollen bei Lord Radnor speisen. An seiner Hausthüre eingetroffen, welche vielleicht von

Die wichtigsten Erfindungen der Engländer in der letzten Zeit waren die Schraubendampfer, sehr verbesserte Dampfschiffe, erfunden seit 1839, aber am meisten vervollkommnet erst in jüngster Zeit durch die Franzosen, deren Schiffe sich schneller bewegen sollen

---

einem fremden Lakai geöffnet wird (Lachen), wischt Ihr Eure Füße an einer Matte aus russischem Hanf ab. Ueber Eurem Haupt brennt eine Lampe, genährt mit Oel aus dem Polarmeer und mit einem Docht aus amerikanischer, von Sklaven gebauter Baumwolle. Ihr tretet in das Empfangzimmer auf einem türkischen Teppiche. Mylord tritt ein, zum Diner gekleidet, in einem Rock nach neuester Pariser Mode, aus sächsischer Wolle, verfertigt durch den unsterblichen Stulz (einem deutschen Schneider in London), die Vorstecknadel mit einer in mexikanisches Gold gefaßten indischen Gemme. Mit Strümpfen aus chinesischer Seide, Schuhen aus Marokkinleder und einer merkwürdigen Genfer Uhr. Er führt Euch bei seiner Lady ein. Sie tritt vor. Ueber ihrer blassen, geistvollen Stirne schwankt eine Straußenfeder. Straußenfedern wachsen nicht in den Schwänzen unseres Federviehs. Um ihren graziösen Nacken schlingt sich eine Schnur Perlen von Ceylon; über ihre Schultern sind Brüsseler Spitzen hingegossen; in ihrer Hand ist ein ausländischer Fächer. Wir gehen zu Tisch. Die Tafel ist aus spanischem Mahagoni; die Terrinen und Platten sind aus Dresden; die Schildkrötensuppe kommt von den Camanas (Eingang ohne Skala und ohne fixe Abgabe); alle Weine sind fremd; die Zwischenspeisen hat ein französischer Koch geschickt; die Zunge ist vom Rennthier, der Bärenkopf aus Deutschland. Folgt das Dessert: Oliven vom Berg Libanon, Feigen aus der Türkei, Rosinen aus Malaga, Datteln aus Syrien, Aepfel von New-York, Trauben aus Portugal, eingemachter Ingwer aus Jamaika, Nüsse aus Italien, Granatäpfel aus Aegypten, Pflaumen aus Frankreich, Orangen aus Lissabon. Das Dessert ist zu Ende; wir gehen zu den Damen, Mylords Tochter spielt eine fremde Arie, singt in fremder Sprache, hatte einen fremden Lehrer, beendigte ihre Erziehung in einem fremden Lande, wird an einen fremden Grafen verheirathet. Der Diener tritt ein. Kaffee von Mocha; Thee aus Kanton; Zucker aus Siam. Um elf Uhr nehmt ihr Abschied. Mylady geht in ein Concert à la Musard; Mylord geht in die fremde Opera, um das Début der bewunderungswürdigen figurante Zeig-die-Beine zu sehen, welche durch Expressen aus der preußischen Hauptstadt berufen wurde, zur speciellen Unterhaltung Jener, welche den Gedanken nicht ertragen können, daß ihre Landsleute abhängig werden sollen von fremder Zufuhr."

wie die englischen. Sodann die Armstrong- und die Whitworth-kanonen, welche sich beide sowohl durch eigne Leichtigkeit, als durch die weiten Entfernungen, in welche sie schwere Kugeln schleudern, auszeichnen und Napoleons gezogene Kanonen hierin noch übertreffen sollen.

Rußland war damals nicht unthätig. Man verbreitete eine auffallende Aeußerung des Kaisers: „Rußland ist stolz auf die Allianz mit Piemont.“ Ein etwas zu kostbarer Köder für einen so kleinen Fisch. Mehr Gewicht schrieb man einer Zusammenkunft des Prinzen von Preußen mit Alexander II. in Warschau zu, weil sie der Ernennung des Prinzen zum Regenten (7. Oct. 1858), unmittelbar vorherging. Allein obgleich der Prinz-Regent es dem preußischen Interesse nicht angemessen fand, sich wegen der in Italien bedrohten Interessen Oesterreichs mit Frankreich und Rußland für Oesterreich zu schlagen, so bewies er doch auch andererseits, daß er sich von Rußland nicht werde an's Schlepptau nehmen lassen, denn er ernannte unmittelbar darauf den durch sein stolzes Auftreten gegen Rußland früher berühmt gewordenen General von Bonin zum Kriegsminister.

Es handelte sich damals zugleich um die Zukunft der Donaufürstenthümer, worauf wir zurückkommen. Frankreich wünschte die Vereinigung der Moldau und Wallachei unter einen Erbfürsten, und setzte sie auch wirklich mit Hülfe Rußlands gegen den Willen des Sultans durch. Rußland hatte mittelst der griechischen Kirche den größten Einfluß auf diesen neuen Staat, Napoleon III. aber betrachtete ihn hauptsächlich als eine Verwirklichung seines „Nationalitätensystems“. Die rumänische Nation, sagten seine Blätter, hat, wie die italienische, ein Recht auf Selbständigkeit. Eben so die magyarische. Mit diesem System rechtfertigte er alle Eingriffe in den Besitzstand Oesterreichs als naturgemäße und sittlich gebotene Völkerbefreiungen. Im Sommer 1858 erschien eine merkwürdige Brochure in Paris „Napoleon III. und die rumänische Frage“, welche dieses System klar auseinandersetzte und zugleich eine

höchst übermüthige Sprache gegen England führte, weil diese Macht damals durch die große ostindische Revolution gelähmt und außer Stande war, die Allianz mit Frankreich zu brechen. In jener Schrift hieß es: „Die Entwicklung des Nationalitätsprincips ist heute der erste Charakter eines civilisirten Staates. Die Pforte muß die Entwicklung der verschiedenen Racen befördern, indem sie allmählig die Autorität der Paschas durch die Autorität der Gemeinden ersetzt; davon hängt ihre Existenz ab. Oesterreich preist die Politik der Vernichtung und Amalgamirung der Nationalitäten an. England befolgt in der Türkei dasselbe System wie in Indien: es wünscht die Schwächung der Türken, aber nicht die Entwicklung der Nationalitäten; es sucht nicht den Sultan zu entfernen, aber unter seinem Namen zu regieren. Die Entwicklung der österreichischen Macht an der untern Donau wäre sehr gefährlich für die Rumänen, für die Türken und für die westlichen Mächte; denn Oesterreich ist der retrogradeste Staat in Europa, der geborene Feind der Nationalitäten. Oesterreich ist niemals eine Nation gewesen, es ist weniger eine Regierung als eine Bureaukratie, eine Ausbeutungscompagnie — une simple compagnie d'exploitation. Es ist reactionairer als Rußland. Sobald man ihm die Integrität seines Gebietes garantirt, kann man kein einziges Volk mehr erlösen. Frankreichs Aufgabe ist es, das alte Régime im Aeußern und Innern zu bekämpfen, überall die Nationalitäten anzuspornen, und folglich ist Oesterreich der erste Feind Frankreichs. Oesterreich ist für Napoleon I. im russischen Kriege verderblich gewesen, es war es nicht weniger für Napoleon III. im zweiten russischen Kriege. Nach der Unterzeichnung der österreichischen Allianz war der Continent für Frankreich geschlossen, die französische Armee konnte nicht mehr über die Donau gehen und die Völker fühlten, man werde nichts für sie thun. Oesterreichs Neutralität war für uns verderblich und Oesterreich verlangt den Preis seiner Neutralität, es will die Frucht des orientalischen Krieges pflücken. Es würde gegen Frankreich nicht so anmaßend seyn, wenn es nicht von England, auf

welches sich keine Regierung verlassen kann, unterstützt würde. Napoleon sagte sterbend auf St. Helena: Ich vermache die Schmach und den Schrecken meines Todes der Dynastie Englands." Die Moskauer Zeitung sagte: „Dieses verschuldete Albion sollte es wagen, den Polarbären zu wecken? Die Reihe wird bald an England kommen und mit diesem Volke läßt sich nur in Calcutta ein Vertrag schließen. Heute ist Cherbourg fertig, der Dampf baut uns eine Brücke über den Kanal. An dem Tage, an dem Frankreich sich in einer auswärtigen Frage gedemüthigt fühlt, kann nichts mehr den Kampf verhindern. England ist nicht in der Lage, sich den legitimen Absichten Frankreichs in den Weg zu stellen; Frankreich kann zu den englischen Ministern sprechen: der Friede ist der Wunsch meines Herzens, aber der Krieg war niemals meinem Ruhme entgegen."

Im October 1858 kam Napoleon III. auf einer Rundreise nach Rheims, wo man ihn erinnerte, hier seyen die Könige Frankreichs gekrönt worden. Der Moniteur verfehlte nicht, des Kaisers Antwort zu veröffentlichen, welche lautete: „Die Napoleon'sche Dynastie ist schon längst gesalbt durch den unvertilgbaren Chrysam des auf den Schlachtfeldern vergossenen Blutes." Im Palast der Tuilerien steigerte sich die Leidenschaft. Der Sieg wirkte mit dem Zauber des alten Napoleonischen Ruhmes, aber es hieß auch, das Verhängniß herausfordern. Daher neben dem kriegerischen Feuer, neben dem kecken Aufschwung des Genies, neben der durchblitzenden Hoffnung und Freude auch wieder ein düsteres Grübeln, eine abergläubische Furcht. Ein Artikel aus Paris warf damals ein Schlaglicht in das Innere der kaiserlichen Gemächer: „Der Tuilerienpalast steckt immer voll sonderbaren Menschenzeugs aller Art, denken Sie daran, daß der amerikanische Poltergeistercitirer sich oft viele Tage lang der Pariser Gesellschaft nicht produciren konnte, weil er von den Tuilerien ganz und gar in Anspruch genommen war. Gegenwärtig ist ein abscheulicher häßlicher Neger, der den entsetzlichsten metaphysischen Bombast spricht und

in gewaltigen Prophezeihungen sich ergeht, das Schooßkind im Kaiserpalast, wo man ihn den schwarzen Doctor nennt. Es war eine Zigeunerin, vielleicht dieselbe, denn diese Leute werden sehr alt, welche L. Napoleons Großmutter, dem schönen Creolenmädchen Josephine v. Tascher de la Pagerie, prophezeihte, sie werde einst eine Krone tragen, welche dem gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs zu drei verschiedenen Zeiten vorhergesagt, daß er in Italien eine große Schlacht gewinnen werde." Der Artikel ist in der Mitte des März geschrieben, lange vor dem Ausbruch des Krieges, also jedenfalls wegen der Prophezeihung merkwürdig. Im Uebrigen enthält er wohl viel Klatsch und Uebertreibung, es bezeichnet aber ganz die Stimmung der Zeit, daß damals solche Märchen in Paris geglaubt und erzählt wurden.

Im Laufe des Jahres 1858 scheint sich Frankreich nicht nur durch Kriegsrüstungen, die in ungeheurem Maaße betrieben wurden (namentlich die Umformung der Artillerie, für welche der Kaiser die gezogenen, auf weite Entfernungen sicher treffenden Kanonen verfertigen ließ), sondern auch durch geheime Verträge mit England, Rußland und vielleicht auch damals schon mit Dänemark in Verfassung gesetzt zu haben, um in Italien erobernd auftreten zu können, und dabei den deutschen Bund im Schach zu halten und in Unthätigkeit zu fesseln.

Am Neujahrstage 1859 überraschte Napoleon III. die Welt durch die Worte, mit denen er die üblichen Glückwünsche des österreichischen Gesandten, Baron von Hübner, beantwortete: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich sie zu sehen wünsche, aber ich bitte Sie zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für den Kaiser stets die nämlichen sind." Nun war Frankreich auf keine Weise von Oesterreich beleidigt oder bedroht worden. Frankreich hatte den Hader mit Oesterreich angefangen und vom Zaun gebrochen, indem es den völlig unberechtigten Forderungen Sardiniens zustimmte. Oesterreich antwortete auf diesen Streich, der ihm so arglistig mitten im Frieden versetzt wurde,

auf eine würdige Art, indem es sogleich große Truppenverstärkungen nach Mailand schickte und zwar in solcher Schnelligkeit, daß Regimenter, die am 7. Jan. noch in Wien waren, indem man sie auf der Eisenbahn fortschaffte, schon am 10. in Mailand einrückten. Uebrigens accompagnirte Victor Emanuel in Turin die bedrohlichen Neujahrsworte in Paris durch eine Thronrede, in der er sagte: „Der Horizont, an dem das neue Jahr heraufsteigt, ist nicht vollkommen heiter. Wir sind entschlossen, den Eventualitäten entgegenzugehen. Die Zukunft wird glücklich seyn, da unsere Politik auf der Gerechtigkeit und auf der Liebe zu Freiheit und Vaterland beruht. Unser kleines Land ist gewachsen an Ansehen in den Räthen Europa's, weil es groß ist durch die Principien, die es vertritt, und durch die Sympathien, die es einflößt. Eine solche Lage ist nicht ohne Gefahr, denn wenn wir die Verträge achten, sind wir andererseits nicht unempfindlich für den Schmerzensschrei, der sich von so vielen Seiten Italiens zu uns erhebt. Stark durch Eintracht und auf unser gutes Recht vertrauend" ꝛc. Das hieß alles Bombastes entkleidet: wir sind entschlossen, allen Verträgen zum Trotz und mitten im Frieden unter dem Vorwand, Italien einig und frei zu machen, die Oesterreicher anzugreifen und ihnen ihre italienischen Besitzungen zu rauben, wofür uns die mächtige Hülfe Frankreichs und Englands zugesichert ist. Victor Emanuel forderte von der Kammer die Einwilligung zu einer Anleihe von 50 Mill. Zwar 25 Deputirte (an ihrer Spitze Graf Solaro und Marquis Costa) verwarfen die Anleihe und warnten vor dem Beginn eines ungerechten, nur im Interesse des habgierigen und treulosen Auslandes unternommenen Krieges, aber die Mehrheit jauchzte der Politik Cavours zu.

Die mächtigste Stütze für diese letztere war die Vermählung des Prinzen Napoleon, Jeromes Sohn, mit der erst 16jährigen Prinzessin Clotilde, Tochter des König Victor Emanuel. Man sah diese junge Dame als ein Opfer der Politik an und bedauerte sie. Die Heirath aber verbürgte die Hülfe Frankreichs gegen

Oesterreich und war insofern bei den Kriegslustigen in Italien populär. Diese Kriegslust wurde durch Wühlereien aller Art genährt. Am 10. Jan. tumultuirten die Studenten zu Padua beim Begräbniß des Professor Zambara, eines italienischen Patrioten, wurden aber im Universitätsgebäude eingeschlossen und dann verbannt. Am 29. fielen im Theater zu Mailand die Zuschauer der Oper Norma plötzlich alle in das Geschrei: guerra, guerra! ein.

Am 7. Febr. concentrirte Napoleon seine Neujahrsworte in der Thronrede, die er vor dem gesetzgebenden Körper hielt, in Folgendem. „Er hoffe, der Frieden werde nicht gestört werden. Er sey immer noch Mann des Friedens; l'empire c'est la paix, sey immer noch seine Parole und er werde beweisen, daß der Erbe Napoleons nicht eine neue Aera der Eroberungen, sondern ein System des Friedens einweihen werde. Nie werde persönliches Interesse oder armseliger Ehrgeiz seine Handlungen leiten. Aber da die Gleichheit der Interessen Sardinien mit Frankreich durch eine Heirath verbunden hätten und er durch seine Allianz mit England, durch seine freundschaftlichen Verbindungen mit Rußland und Preußen stark genug sey, werde er die mit Oesterreich begonnenen Differenzen dadurch schlichten, daß er, wie es im Interesse Frankreichs liege, der Civilisation Geltung verschaffe." Unter dem mystischen Ausdruck Civilisation konnten sich die Mazzinisten, wenn sie einfältig genug waren, die Freiheit vorstellen.

Im Februar erschien Lagueronnières von Napoleon inspirirte Brochüre Napoleon III. et l'Italie, worin auf Grund des Cavour'schen Memoires weiter ausgeführt wurde, Italien müsse seine nationale Unabhängigkeit erhalten, aber als ein Föderativstaat, nach dem Muster des deutschen Bundes, und der Papst müsse den Vorsitz haben. Man glaubte damals, Prinz Napoleon sey zum König eines mittelitalienischen Reichs bestimmt, welches Toscana, Modena, Parma und vielleicht den nördlichen Theil des Kirchenstaats umfassen sollte, und im Hinblick darauf hielt man auch für möglich, daß Kaiser Napoleon den Föderativstaat ernstlich meine.

Wahrscheinlicher jedoch war er nur ein Aushängeschild, um über die wahren Zwecke des bevorstehenden Krieges zu täuschen. Die Brochüre berücksichtigte Deutschland und suchte nicht blos Preußen, sondern auch die Mittelstaaten zu beruhigen, ja sie hoffte den deutschen Patriotismus zu Gunsten des italienischen ausbeuten zu können, indem sie sagte: Wenn die Deutschen die Rechte Schleswig-Holsteins reclamiren, so können sie auch nicht mißbilligen, daß die Italiener die Rechte Mailands und Venedigs reclamiren.

Cavour formulirte die italienischen Forderungen auf's neue und legte besonderes Gewicht auf die von Oesterreich mit den mittel-italienischen Staaten früher schon abgeschlossenen Separatverträge, die er als völkerrechtswidrig und für Italien verderblich erklärte, während er selbst bereits mit Frankreich einen Separatvertrag eingegangen war, der noch ungleich völkerrechtswidriger war und Italien einer seiner ältesten Provinzen (Savoyens) berauben sollte. Was jene österreichischen Verträge betrifft, so waren sie mit Toscana schon 1815, mit Modena und Parma erst 1847 abgeschlossen worden und sicherten den Regierungen dieser kleinen Staaten in Revolutionsfällen die österreichische Hülfe zu, woran bisher niemand Anstand genommen hatte, um so weniger, als Frankreich selbst dem Papst gegen die Revolution die gleiche Hülfe geleistet hatte und seine Truppen immer noch in Rom standen.

Mazzini verfehlte nicht, sich in einem Manifest gegen die sardo-französische Politik zu erklären, am 28. Februar. Er warnte alle guten Italiener vor der Hülfe einer ausländischen Macht, die nur ihre eigenen Zwecke auf Kosten Italiens verfolge. Noch ausführlicher äußert er sich in einem langen Briefe an Napoleon III., abgedruckt in seinem in London erscheinenden Journal Pensiero. *)

---

*) „Mein Herr! die Zeiten erfüllen sich, und die kaiserliche Fluth rollt zurück. Sie fühlen es. Alle Maßregeln, welche Sie seit dem 14 Jan. 1858 in Frankreich beliebt, alle diplomatischen Noten und Forderungen, welche Sie seit jenem verhängnißvollen Tage in alle vier Winde hinausgestreut haben, legen Zeugniß davon ab, daß der Schrecken Ihnen

Oesterreich benahm sich fest, aber sehr vorsichtig. Bedroht von Frankreich und Sardinien, war es zugleich der feindseligsten Gesinnung Rußlands und Englands gewiß und konnte eben so

---

keine Ruhe läßt. Ihre Seele wird, wie jene Macbeths, von einem Gefühl der Angst gequält, und diese Angst verräth sich in allem, was Sie sagen oder thun. Der Zauber ist gebrochen. Denn das Bewußtseyn der Menschheit ist wach geworden. Es schaut auf Sie mit ernstem Blick, und bietet Ihnen die Stirne; es prüft Ihre Handlungen, und zieht Sie zur Verantwortung für das, was Sie versprachen. Von nun an ist Ihr Schicksal besiegelt. Das Bewußtseyn der Menschheit wird entdecken, daß Sie eine lebendige Lüge sind; eine Fehlgeburt, indem Sie eine Vergangenheit wieder hervorrufen wollen, die längst vergangen ist. Sie sind ein bleicher Schatten, der aus dem Grabe von St. Helena hervorgeschlichen ist, aber ohne den Ruhm und die verhängnißvolle Sendung des Mächtigen, der auf St. Helena ruhte. Sie sind eine Scheinmacht der Verneinung, wohl fähig, Auflösung zu bringen und für eine kurze Zeit niederzudrücken, aber unfähig etwas festzustellen, zu organisiren und aufzubauen, das der Zukunft irgend einen Schutz gewähren könnte. Die Menschheit bedarf wirklicher Gestalten, nicht der Phantome; sie bedarf Entwickelungen des Princips der Erziehung, welches Gott zu ihrem Lebensgesetz gemacht hat; vorübergehende Thatsachen, abnorme Facta einer Stunde sind ihr nichts. Auf solche blickt sie wohl einen Augenblick mit Staunen, aber bald nachher gebietet sie dem, was nur ein Phantom des Augenblicks war, wieder in's Grab hinunterzusteigen. Und Sie, mein Herr, eilen dem Grabe zu. Als Sie ungesetzlicherweise sich die Gewalt anmaßten, da versprachen Sie, um die Usurpation zu sühnen, Sie wollten dem ruhelosen, aufgeregten und aufregenden Frankreich den Frieden wieder geben. Wohlan, heißt einkerkern, knebeln, deportiren — heißt das Frieden geben? Ist der Gensdarm ein Lehrer und Erzieher? Ist der Spion ein Apostel der Sittlichkeit und des wechselseitigen Vertrauens? Sie, mein Herr, sagten dem ungebildeten französischen Bauer: mit Ihrer Herrschaft werde für ihn ein neuer Zeitabschnitt beginnen, und alle Lasten, unter welchen er sich erdrückt fühle, würden nach einander beseitigt werden. Nun, ist auch nur eine einzige derselben verschwunden? Können Sie nachweisen, daß Sie auch nur in einem Puncte sein Schicksal verbessert hätten, daß auch nur eine einzige Steuer aufgehoben sey? Wie erklären Sie es sich, daß jetzt auch der Bauer in den Geheimbund der Marianne tritt? Sie müssen zugestehen, daß von den durch sie eröffneten Kanälen des industriellen

wenig auf Preußen rechnen, welches man damals schon durch England und Rußland gebunden glaubte. So zahlreichen Feinden gegenüber gewann es Oesterreich seinem Stolze ab, sich nachgiebig

---

Schwindels das Capital verschlungen wurde, welches sich früher naturgemäß dem Ackerbau zuwandte, und daß der Bauer keine Vorschüsse erhalten kann, um Ackergeräthschaften zu kaufen und seinen Boden zu verbessern. Sie, mein Herr, köderten den mißleiteten Arbeiter, indem Sie ihn versicherten: Sie seyen ein Kaiser des Volks, eine Art von neumodischem Heinrich IV., und würden ihm fortdauernde Beschäftigung, hohe Arbeitslöhne und ein Huhn im Topf verschaffen. Aber ist nicht gerade jetzt das Huhn in Frankreich theurer? Sind die Hausmiethen und die nothwendigsten Lebensmittel nicht gestiegen? Sie haben neue Straßen gebaut, und Verbindungslinien gezogen, weil sie dabei strategische Zwecke zur Volksunterdrückung hatten; Sie haben Paris wieder umgebaut. Aber gehört die große Masse der Arbeiter zu dem von Ihnen bevorzugten Maurerhandwerk? Können Sie ohne Unterbrechung und immerfort Paris und die größeren Provinzialstädte fortwährend umkehren, um dem Proletarier eine Quelle der Arbeit und des Verdienstes zu verschaffen? Sie, mein Herr, raunten der ebenso leicht erschreckten als leicht verblendeten Bourgeoisie phantastische Träume in's Ohr, machten die Erwartung rege, daß die gewerbliche Thätigkeit sich verdoppeln werde, und stellten neue Quellen des Gewinns in Aussicht, Paradiese für Waarenausfuhr und den Handelsverkehr zwischen den Völkern. Wo sind sie? Das productive Leben Frankreichs ist erstarrt, die Aufträge vermindern sich und das Capital beginnt sich zurückzuziehen. Sie haben, wie jener Barbar, den Baum umgehauen, dessen Früchte Sie pflücken wollten. Sie haben in erkünstelter Weise eine wilde, durch und durch unsittliche, alles versprechende und nichts haltende Speculationsschwindelei immerfort angestachelt. Sie haben durch marktschreierische Projecte, die Sie in's riesenhafte aufbauschten, die Ersparnisse des kleinen Capitalisten aus allen Theilen Frankreichs nach Paris gelockt, und haben die Capitalien den einzig wahren und dauerhaften Quellen des Nationalreichthums, nämlich dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel entzogen. Diese ersparten Gelder sind in den Händen einiger Dutzend Hauptspeculanten geblieben, oder in gränzenlosem, unergiebigem Luxus verschwendet worden, oder still und vorsichtig außer Landes in Sicherheit gebracht. Ich könnte in dieser Beziehung Mitglieder Ihrer Familie mit Namen aufführen. Die Hälfte der Projectenmacher ist schon in das Nichts der Vergessenheit hinabgesunken, und Ihre künstlichen

zu zeigen. Im Anfang des März ging Lord Cowley, englischer Gesandter in Paris, mit Wissen des Kaiser Napoleon nach Wien, um Oesterreich auf dem Wege der Unterhandlungen zu Concessionen in Italien zu bewegen, ohne Zweifel in der Absicht, vor aller Welt die Friedensliebe Englands und Frankreichs darzulegen, wenn Oesterreich, wie man erwartete, nicht nachgeben würde. Oesterreich gab aber nach, gestand die Nützlichkeit von Reformen zu und verlangte nur eine Bürgschaft, daß es nicht überfallen, daß es nicht zu langen kostspieligen Rüstungen gezwungen werde. Da trat plötzlich Rußland mit dem Vorschlag zu einem Congresse hervor und Napoleon nahm nun weiter keine Notiz von Lord Cowleys Sendung. Alle Mächte, auch Preußen, stimmten für den Congreß, auf dem die italienische Frage entschieden werden sollte, in einem Sinn, als ob Sardinien als berechtigter Ankläger, Oesterreich aber als schon halbgeständiger Schuldiger dabei erscheinen sollte. Denn Rußland stellte vier Puncte fest: 1) Frieden zwischen Oesterreich und Sardinien, 2) Räumung des Kirchenstaats von österreichischen und französischen Truppen, 3) eine italienische Conföderation, 4) Reformen. Wolle Oesterreich nicht, so solle der Congreß auch ohne Oesterreich über Oesterreich entscheiden. Dagegen verwahrte sich nun Oesterreich und wollte sich dem Congreß nur dann fügen, wenn derselbe die Verträge von 1815 zur Grundlage nähme.

Man wußte in Paris wohl, es müsse zum Kriege kommen, weil man es dort wollte. In der Mitte des März erließ daher der Moniteur eine Erklärung für Deutschland und insbesondere Preußen, um dieselben zu „desinteressiren", sie der friedlichsten und freundschaftlichsten Gesinnungen Frankreichs zu versichern, ihnen jede Besorgniß vor künftigen Uebergriffen Frankreichs am Rhein

Mittel haben sich erschöpft. Von nun an wird alles, was Sie thun, um den finanziellen Schwierigkeiten und jenen Ihrer Lage zu begegnen, nur eine weitere Stufe zu dem verhängnißvollen Abhang bilden, welchem Sie zueilen."

auszureden und ihnen „die Localisirung des Kriegs“ zu empfehlen, d. h. haltet euch still und laßt mich in Italien machen, was ich will.

Das Toryministerium in England gab seine Unfähigkeit hinreichend kund, indem es sich von Napoleon an's Schlepptau nehmen ließ wie das Whigministerium. Eine solche Politik war man von Palmerston gewohnt, einem Derby stand sie nicht an.

Dagegen war es ein kleiner Triumph für Oesterreich, daß ihm das Haus Rothschild in dieser kritischen Zeit 150 Mill. lieh. Rothschild soll bei diesem Anlaß eine Bemerkung über Napoleon III. haben fallen lassen, nach welcher er demselben nicht so viel Credit zu geben geneigt war, vorausgesetzt er werde in des großen Oheims Fußstapfen treten. L'empire, c'est la paix, sagte Rothschild, mais aussi la paix c'est l'empire. — Oesterreich hatte sich den geheimen Vertrag zu verschaffen gewußt, in welchem Sardinien sich verpflichtet hatte, Savoyen an Frankreich abzutreten, wogegen Mailand und Venedig an Sardinien fallen sollte, sobald man es den Oesterreichern würde entrissen haben, und legte diesen Vertrag den neutralen Mächten vor, die jedoch keine Notiz davon nahmen und keine Miene machten, das schwerbedrohte Recht Oesterreichs zu schützen. Gleichzeitig lief auch das Gerücht eines russisch-französischen Vertrages um, und daß ein solcher existire, wurde von Rußland nicht einmal unbedingt abgeleugnet,*) er sollte am 15. März geschlossen seyn, hatte jedoch wohl schon eine ältere Grundlage. Oesterreich wollte sich nun dem Congreß unterwerfen, verlangte aber vorher Entwaffnung, weil die Aufstellung einer großen Armee seine ohnehin bedrängten Finanzen allzu schwer belaste. Das wurde billig gefunden, aber Frankreich erklärte, es könne nicht entwaffnen, weil es gar nicht gerüstet habe. Damals erschien in Berlin eine Flug-

*) Gortschakof antwortete auf eine englische Frage: „ich leugne nicht, daß eine geschriebene Verpflichtung zwischen Rußland und Frankreich bestehen könnte, aber ich versichere Sie, daß dieses Arrangement nichts enthält, was als eine gegen Europa gerichtete feindliche Allianz betrachtet werden könnte.“

schrift „Preußen und die italienische Frage" worin Preußen empfohlen wurde, ruhig dem Ruin Oesterreichs zuzusehen. Jedoch weniger eine Ausgeburt particularistischen Preußenhasses, als französisch-russischer Sophistik.

Der Congreß kam nicht zu Stande. Er war nur ein Aushängeschild, damit es den Anschein hätte, als wollten und könnten die Großmächte auf einem Congreß in Recht verwandeln, was von Anfang an, immer und durch und durch ein Unrecht war. Diejenigen Großmächte, deren eigener Rechtsbestand in den Verträgen von 1815 beruhte, hätten um jeden Preis zu Oesterreich gegen Frankreich und Sardinien stehen müssen, weil nur diese letztern den bisherigen Rechtsboden Europa's eigenmächtig und räuberisch durchbrachen.

An eine großartige Unterordnung des natürlichen Rechts der Nationen unter das unnatürliche Vertragsrecht war dabei nicht zu denken, sonst hätte man den Polen dasselbe Recht gewähren müssen, wie den Italienern. Das nationale Recht der Italiener wurde damals, wie sehr man es auch als Aushängeschild gebrauchte, doch gerade von Frankreich und England, die ihm aufhelfen zu wollen schienen, am wenigsten geachtet, denn Frankreich wollte Savoyen haben und für sich den dictatorischen Einfluß in Italien gewinnen, den zu besitzen man Oesterreich vorwarf, und England wollte die Hand auf Unteritalien legen. Ein wirklich einiges und starkes Italien würde eine zu gewaltige Macht im Mittelmeer erlangt haben, deshalb weder von Frankreich, noch England geduldet worden seyn. Die italienische Einheit und Selbständigkeit war also nur eine zur Schau getragene Illusion.

In Frankreich durfte das Siècle schon einen höhern Ton anstimmen und in dem bevorstehenden italienischen Kriege den Beginn der endlichen Verwirklichung aller Napoleonischen Ideen sehen. Durch die Niederlage bei Waterloo und die Verträge von 1815 seyen unnatürliche Zustände geschaffen worden, welche der zweite Napoleon zu vernichten und dagegen die alten angeblich natürlichen

Zustände unter Napoleon I. herzustellen berufen sey. Dagegen mahnten die Debats im Namen der gebildeten Classen und das Univers im Namen der Kirche dringend vor dem Raubzug nach Italien, weil er gegen alles Recht unternommen und ihm wieder nur, wie unter dem ersten Napoleon, Krieg auf Krieg und eine unerträgliche Anspannung folgen werde, die zuletzt doch wiederum zum Verderben Frankreichs ausschlagen müsse. Der Klerus theilte größtentheils diese Ansicht und predigte gegen den Krieg. Noch aufgeregter aber wurden alle Gläubigen in Frankreich, als es sich bald offenbarte, dem h. Vater in Rom sey eine viel demüthigere Rolle als die eines Fürsten Primas im italienischen Bunde zugedacht. Nachdem nämlich schon die sardinischen Blätter unaufhörlich über die angebliche Mißregierung in Rom geklagt und Reformen daselbst gebieterisch gefordert hatten, ließ About in Paris eine Flugschrift „die römische Frage" ausgeben, worin er des alten Papstthums wie weiland des kranken Mannes in Constantinopel spottete, und deutlich verkündete, es handle sich nicht nur um die Vertreibung Oesterreichs aus Italien, sondern auch um die Säcularisirung des Kirchenstaats.

Mittlerweile verging die Zeit mit fruchtlosen Unterhandlungen und der April kam heran. Lord Cowley's Sendung hatte nur dazu gedient, die Vollendung der französischen Rüstungen zu maskiren. Der russische Congreßvorschlag konnte nur dazu dienen, Oesterreich zu ärgern, zu beleidigen und zu verzweifelten Schritten zu verleiten, welche ihm die Neutralen abwendig machen und die Schuld, den Krieg unvermeidlich gemacht zu haben, auf Oesterreich selbst wälzen sollten. Oesterreich hatte schon monatlang ein Heer von 200,000 Mann in Italien und noch zweimal so viel im Innern des Reichs und an der russischen Grenze stehen. Es verausgabte dafür täglich eine Mill. Gulden. Sollte es das ganze Jahr diese Last tragen? Um ein Ende zu machen, blieb ihm nichts übrig, als an Sardinien ein Ultimatum zu stellen und, wenn dasselbe nicht angenommen würde, in Gottesnamen loszuschlagen.

Da Napoleon III. den Krieg brauchte und ihn so lange vorbereitet hatte, konnte derselbe doch nicht vermieden werden, es war also für Oesterreich vortheilhafter, ihn bald anzufangen, als sich durch die kostspielige Verpflegung einer großen und doch unthätigen Armee zu erschöpfen. Es war schon zu viel Zeit verloren worden. Das österreichische Heer hätte längst ganz Piemont besetzen können. Zudem konnte Oesterreich hoffen, daß, wenn erst der Krieg entbrannt wäre, Preußen, der deutsche Bund und selbst England sich noch besinnen, durch siegreiche Fortschritte und Eroberungen Frankreichs ihr eigenes Interesse bedroht sehen und noch in der letzten Stunde dem Eroberer Halt gebieten würden.

Bevor Oesterreich den entscheidenden Schritt that, sandte es den Erzherzog Albrecht nach Berlin, um den Prinzregenten davon in Kenntniß zu setzen und zum Mitwirken gegen Frankreich zu stimmen. Preußen widerrieth dringend, den Krieg anzufangen, und hoffte immer noch in Verbindung mit England eine Vermittlung zu erwirken. Als aber der letzte schnell auf telegraphischem Wege improvisirte Vermittlungsvorschlag am 17. April gemacht wurde, wonach allgemeine Entwaffnung stattfinden, die fünf Großmächte und Sardinien aber eine Commission niedersetzen sollten, um die Sache auszutragen, erkannte Oesterreich darin nur eine neue nutzlose Verzögerung und Vorenthaltung seines einfachen guten Rechts, faßte rasch seinen Entschluß und stellte schon am 19. an Cavour das Ultimatum: Sardinien solle binnen drei Tagen entwaffnen, oder Oesterreich, dessen beispiellose Langmuth und Geduld endlich erschöpft sey, werde angreifen!

Drittes Buch.

Der lombardische Krieg.

Das österreichische Ultimatum wurde, wie zu erwarten war, von Sardinien abgelehnt. Victor Emanuel hatte sich längst bis an die Zähne gerüstet, eine Armee von 80,000 Mann aufgestellt und dieselbe noch durch Tausende von Freiwilligen vermehren lassen, die aus dem mittleren und unteren Italien zuströmten und unter dem Namen der Alpenjäger von Garibaldi organisirt wurden. Napoleon III. aber hielt eine Armee von 200,000 Mann bereit, um sie rasch auf der Eisenbahn an den Fuß der Alpen zu führen und hatte einen Theil derselben schon bis dicht an die Grenze vorgeschoben, bei Culoz. Hier überschritten die französischen Regimenter schon am 25. April 1859 die savoyische Grenze, und andere wurden schnell über Marseille nach Genua eingeschifft, indessen die Oesterreicher selbst auf die Antwort von Cavour warteten und auch, als sie dieselbe erhalten hatten, noch zauderten und erst am 29. über die piemontesische Grenze gingen. Sie hätten nothwendig früher

aufbrechen und schon in Turin und Genua seyn müssen, ehe ein Franzose hätte kommen können. Nachdem einmal die Würfel geworfen waren, wußte man sich ihr Zaudern nicht zu erklären, wie es denn auch keinen triftigeren Erklärungsgrund hatte, als das Phlegma des österreichischen Obergenerals, der die Hitze und Entschlossenheit des Wiener Cabinets nicht theilte.

Sardinien und Frankreich verfehlten nicht, in ihren Proclamationen ein Staunen und Bedauern auszudrücken, daß Oesterreich den Frieden gebrochen habe. Mit erkünstelter Entrüstung klagten sie, die immer nur Frieden und Gerechtigkeit gewollt hätten, Oesterreich als den gewaltthätigen Angreifer an. Auch England ging in diesen heuchlerischen Ton ein und selbst Lord Derby ließ sich durch den Aerger, daß Oesterreich sich den englischen Vorschlägen nicht sofort gefügt habe, zu der albernen Aeußerung hinreißen: das Ultimatum und das eigenmächtige Vorgehen Oesterreichs sey eine „verbrecherische" Handlung! und erklärte im Namen Englands am 25. April, er werde vollkommen neutral bleiben. Auch Rußland spielte den strengen Sittenrichter, so daß das arme Oesterreich sich von allen Seiten isolirt, getadelt und mit Vorwürfen überhäuft sah, als habe es, indem es nur sein gutes Recht vertheidigte, eine schlechte Handlung oder wenigstens eine unverzeihliche Thorheit begangen.

Das deutsche Volk, welches durch den italienischen Krieg ziemlich nahe berührt wurde, konnte die neue Logik und Moral der Großmächte nicht recht begreifen und trotz des vielseitigen Hasses, den sich die österreichische Regierung bei den Liberalen und Protestanten zugezogen hatte, glaubte man doch, diesmal geschehe Oesterreich Unrecht. Die Stimmung des deutschen Volks war aber, trotz der Vielstaaterei im deutschen Bunde, nicht zu verachten und wurde auch von Frankreich und Rußland wohl beachtet.

Die Absicht, Oesterreich seines italienischen Einflusses und seiner Besitzungen in Italien zu berauben, lag klar am Tage.

Dem deutschen Bunde drohte daher die Schwächung seines mächtigsten Gliedes, und duldete er dieselbe, stand er Oesterreich nicht bei, so drohte in zweiter Linie ein Angriff Frankreichs auf Preußen und ein Raub des linken Rheinufers. Es war mithin nicht nur die Pflicht, sondern auch das dringendste Interesse des deutschen Bundes, Oesterreich gegenüber den sardo-französischen Forderungen auf's kräftigste zu schützen und zu unterstützen. Zum Ueberfluß hätte man erwägen sollen, daß die Lombardei schon von Karl dem Großen zum deutschen Reiche geschlagen worden war, lange bevor das Haus Habsburg existirte, daß, wenn der Deutsche nicht in Italien herrscht, es der Franzose thut, daß die französische Herrschaft in Italien, weil sie uns dann von zwei Seiten her umfaßt, höchst gefährlich und unerträglich ist, und daß es sich daher beim Vorgehen der Franco-Sarden in Italien nicht sowohl um eine speciell österreichische, sondern um eine nationaldeutsche Frage handelte. Allein die deutsche Nation hatte damals so wenig, als je seit Jahrhunderten, eine Vertretung, die nicht Sonderinteressen verfolgt hätte. Preußen war seit dem Olmützer Vertrage von Oesterreich gedemüthigt und in aller Weise genirt worden, sehnte sich daher nach einer Gelegenheit, dieses Druckes los zu werden, und mußte, wenn es auch anders gesinnt gewesen wäre, auf England und Rußland Rücksicht nehmen. Die Mittelstaaten folgten, wie immer, nur ihrem Erhaltungstriebe und konnten sich ohne die Unterstützung Preußens nicht wohl allein für Oesterreich schlagen wollen. Die liberale Presse in Deutschland nahm Partei für die Sache der Freiheit in Italien gegen den österreichischen Despotismus, und für die sardinischen Reformen gegen den Papst und das österreichische Concordat. Nur der conservative Adel und die guten Katholiken stimmten in Preußen, wie in den Mittelstaaten für Oesterreich und das gesunde Gefühl regte sich überall im gemeinen Manne, man müsse sich bei Zeiten und vereint mit aller Macht gegen Frankreich rüsten, weil, wenn man Oesterreich im Stich lasse, später eben so Preußen werde im Stich gelassen werden und die

Wiederkehr des Rheinbunds, der Beschimpfung und Ausplünderung der gesammten deutschen Nation dann unvermeidlich würde. Da nun auch die liberale Partei trotz ihrer Antipathien gegen Oesterreich, doch im deutschen Nationalinteresse und aus Furcht vor dem Militairdespotismus und der Vernichtung aller ständischen Freiheiten in Folge einer neuen französischen Ueberwältigung mit dem gemeinen Volke nothwendig sympathisiren mußte, begann eine lebhafte Bewegung in der Presse und in den Kammern, wodurch der Bundestag und Preußen moralisch genöthigt werden sollten, „den Rhein am Po schützen zu helfen.“ Eine ungeheure Menge Schlachtvieh und besonders Pferde waren aus Deutschland für Rechnung Frankreichs über den Rhein geführt worden. Das deutsche Volk begriff nicht, wie man das so lange dulden könne, und Kammern und öffentliche Blätter mahnten und zürnten, bis endlich am 5. März von Seiten des Zollvereins die Pferdeausfuhr, aber nach allen, mithin auch nach der österreichischen Grenze hin, verboten wurde.

Am aufgeregtesten war man in Bayern. Hier, wo man auf einen Gesandten Verdacht warf und um so eher Rheinbundgelüste hätte erwarten können, weil Bayern in frühern Zeiten nur zu oft mit Frankreich gegen Deutschland focht, offenbarte sich gerade die ehrlichste und biederste Deutschheit. Der Reichsrath, die zweite Kammer, Adel, Bürger und Bauern waren hierin einig. Ein Sturm brach los gegen das bisherige Ministerium, weil es das Heerwesen allzulange versäumt und nicht offen und deutsch genug aufgetreten sey. König Max II. entließ nun am 28. März das bisherige Ministerium von der Pfordten und ernannte ein neues, dem v. Schrenk vorstand. Die Bewegung im Volk dauerte bis zum 2. Mai. Da gab der König die allerbündigsten Versicherungen, daß seine Politik so deutsch als möglich sey. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der alte Streit zwischen der Krone und zweiten Kammer in Betreff des Dr. Weis ausgeglichen. Der König erklärte: „Den politischen Krieg gegen Dr. Weis fortzuführen, halte ich nicht mehr geeignet. Ich will Frieden haben mit meinem Volk.“

Die Würzburger wählten Weis zu ihrem Bürgermeister. Eine Nachricht der N. Münchener Zeitung, der König habe erklärt, er werde in dem bevorstehenden Kriege nicht neutral bleiben, wurde nach einigen Tagen desavouirt. Der neue Kriegsminister von Lüder beschleunigte inzwischen die Rüstungen, und als Ende Mai das österreichische Armeecorps, welches Graf Clam-Gallas durch Tirol führen sollte, auf der Eisenbahn Bayern passirte, wurde dasselbe überall, besonders aber in München, mit Jubel empfangen und mit Beweisen gastfreundlicher und patriotischer Liebe überschüttet In der zweiten Kammer eiferte Prof. Lasaulx ingrimmig gegen Preußens Neutralität.

Auch in Schwaben, Hessen und in allen vormaligen Rheinbundstaaten herrschte beim Volk nur eine Stimme. Man wollte Oesterreich helfen, nicht um Oesterreichs, sondern um Deutschlands willen. Man warf dem Bundestag und den Einzelregierungen Versäumniß vor. In der kurhessischen Kammer rief Herr v. Edelsheimer: Deutschland müsse jeden niederschlagen, der deutsches Bundesgebiet angreife, sey es am Po oder am Rhein! Französische Blätter nannten diese starke Gährung des süddeutschen Patriotismus nur ein „Brummen von Schmeißfliegen", und lobten Preußen wegen seiner Haltung.

Inzwischen versuchte der Bundestag erst am 13. Mai, als der Krieg in Italien schon entbrannt war, die Bundesfestungen mit Kriegsbesatzungen zu versehen. In diesen Festungen war aber von lange her viel versäumt und konnte nicht in der Geschwindigkeit hergestellt werden. Ulm z. B. hatte noch keine Pallisaden, nicht genug Kasernen, keinen Proviant. Auch Rastadt war noch keineswegs fertig ausgerüstet und selbst in älteren Bundesfestungen waren Mängel eingerissen.

Die aufgeregte Stimmung in Deutschland zu beruhigen, unternahm Rußland, welches in dieser Beziehung im engsten Einverständniß mit Frankreich handelte. Napoleon leistete Rußland den guten Dienst, Oesterreich zu demüthigen und zu schwächen. Das

war eines Gegendienstes werth. Im April ging das Gerücht, dem man Glauben schenkte, Rußland habe Preußen und dem deutschen Bunde gedroht, seine Truppen gegen die österreichischen Grenzen vorzuschieben, wenn der deutsche Bund die seinigen gegen Frankreich vorschiebe. Am 27. Mai erließ Rußland ein Umlaufschreiben, welches selbst die österreichfeindliche Times eine „Frechheit Gortschakof's" nannte, und worin das Aprilgerücht seine vollständige Bestätigung erhielt, denn der Russe erklärte den deutschen Bundesregierungen mit einer unerträglich schulmeisterlichen Anmaßung, daß der Bund nie offensiv verfahren dürfe und lediglich defensiver Natur sey, schrieb daher den deutschen Regierungen vor, der Sache Oesterreichs, welche sie nichts anginge, fern zu bleiben, berief sich desfalls auf §. 46 der Wiener Schlußacte, und drohte, wenn der deutsche Bund dennoch activ für Oesterreich gegen Frankreich vorgehe, werde Rußland seine Haltung darnach bemessen. Diese Einmischung Rußlands war eine Beleidigung, welche der Prinzregent von Preußen einfach mit der Mobilisirung dreier Armeecorps beantwortete. Etwas später ließ der sächsische Minister v. Beust die Antwort, die er im Namen Sachsens den Russen ertheilte, bekannt werden. Sie war vom 15. Juni datirt und wahrte in ernster und würdiger Weise „die Unabhängigkeit Deutschlands in Erfüllung seiner Bundespflichten" gegenüber der unbefugten Einmischung und anmaßlichen Bevormundung einer auswärtigen Macht. Indessen geschah doch, was Rußland wollte.

England erklärte im Anfang Mai, es werde neutral bleiben und wenn der deutsche Bund etwa Oesterreich beistehen wolle, ohne von Frankreich angegriffen zu seyn, werde es auch die deutschen Handelsschiffe nicht gegen französische Kriegsschiffe und Kaper in Schutz nehmen.

Preußen glaubte seine Bundespflicht gegen Oesterreich nicht weiter ausdehnen zu dürfen, als ihm die Bundesgrenzen vorschrieben. Die Lombardei war kein deutsches Bundesgebiet. Indem Oesterreich überdies angriffsweise vorging, konnte Preußen

sich ihm nicht zum Mitkämpfer aufdringen wollen. Griff Preußen Frankreich an, so war Napoleon III., dem mehr an den Rheinprovinzen als an der Lombardei liegen mußte, wohl im Stande, den Kriegsschauplatz vom Po an den Rhein zu versetzen und Preußen niederzuwerfen, welches zugleich von England verlassen und von Rußland bedroht, weder bei den deutschen Mittelstaaten, noch bei Oesterreich selbst einen zuverläßigen Beistand erwarten durfte. Es rüstete daher und machte erst drei, dann alle seine Armeecorps mobil, um Rußland, welches dem deutschen Bunde das Rüsten untersagen zu wollen dreist genug gewesen, die ihm gebührende Antwort*) zu geben, aber es rüstete nicht für die Erhaltung der Lombardei bei Haus Oesterreich, sondern einzig für die Wahrung der Bundesgrenzen und insofern auch für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, denn indem die officielle preußische Erklärung diese beiden Objecte verband, war es ohne Zweifel ihre Meinung, daß zur Erhaltung des Gleichgewichts in Europa der Bestand des deutschen Bundes genüge, möchten die österreichischen Besitzungen in Italien auch eine Verkürzung erleiden. Preußen ging überdies von der Voraussetzung aus, Oesterreich sey selbst Schuld, wenn es den Kürzern ziehe, weil es den Krieg durch Annahme der preußisch-englischen Vermittlung einfach habe vermeiden können. Doch rügte die öffentliche Meinung an der preußischen Erklärung, daß sie einen Tadel nur für Oesterreich habe, nicht auch für Frankreich, welches doch der eigentliche Anstifter des Krieges sey und jedenfalls einen ungerechten Krieg führe.

Die Ansicht des Prinzregenten und seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn v. Schleinitz, wurde von der Kammermehrheit in Berlin durchaus getheilt. Man fürchtete, Preußen werde im Dienste Oesterreichs seine eigene Selbständigkeit ver-

*) Es heißt, der preußische Kriegsminister von Bonin habe damals gesagt, er wisse nicht, wer am Rhein commandiren werde, aber gegen Rußland werde er nöthigenfalls mit 200,000 Mann marschiren.

liieren und Oesterreichs Vasall werden (Simson). Man wollte nicht für den Despotismus, nicht für das Concordat kämpfen. Man fürchtete, mit Oesterreich zu siegen, nicht weniger, als mit ihm zu unterliegen. Man machte, wenn je die Allianz mit Oesterreich zu Stande käme, die Bedingung, daß die Oberleitung der Bundesarmee Preußen zufalle (Arnim). Eine ständische Commission billigte alles, was die Regierung gethan hatte.*) Der Prinzregent selbst aber sagte in der Thronrede, mit welcher er am 14. Mai die Kammern entließ: er werde für den Schutz Deutschlands einstehen und die Grundlage des europäischen Rechtszustandes, das europäische Gleichgewicht, wahren. Trotz des bereits ausgebrochenen

---

*) Preußen habe, als die italienische Frage, an der es zunächst kein unmittelbares Interesse gehabt, aufgetreten sey, in freundschaftlichen Beziehungen zu allen Mächten, besonders zu England gestanden; eine einseitige Parteinahme zu Gunsten Oesterreichs würde England und Rußland ihm entfremdet und die Erhaltung des Friedens nicht gesichert, im Gegentheil wahrscheinlich einen Krieg zur Folge gehabt haben; überdies habe es sich auch gar nicht um einen bereits vorhandenen Conflict, sondern um die Besorgniß eines solchen gehandelt, dessen Umfang keiner habe ermessen können, da keine präcisirte Differenz vorgelegen; unter solchen Umständen für Oesterreich Partei zu nehmen, wäre für Preußen eine Entsagung alles eigenen Urtheils gewesen und hätte die Solidarität für eine Politik involvirt, welche Oesterreich allein bestimme und Preußen keine Mitwirkung zustehe. Die Commission fand diese Stellung den Verhältnissen vollkommen entsprechend. Es soll dabei nicht verkannt werden, daß in einem Kriege, den Oesterreich in Italien zu führen hat, Eventualitäten eintreten können, welche nicht blos speciell österreichische, sondern auch deutsche Interessen gefährden. Allein es kann nicht bei Oesterreich, das nicht blos durch deutsche Rücksichten geleitet werden muß, sondern es muß bei Deutschland und vor Allem bei dem durch keine außerdeutschen Rücksichten bestimmten Preußen stehen, zu beurtheilen, ob und wann solche Eventualitäten in dem Grad drohende sind, daß das Einsetzen deutscher Wehrkraft geboten erscheint.' Auch, daß Preußen den die Verhandlungen durchbrechenden Schritt Oesterreichs (Ultimatum an Sardinien) gemißbilligt habe, findet die Commission ganz gerechtfertigt.

Krieges hoffte er immer noch, mit England und Rußland vermittelnd eintreten und den Krieg schnell beendigen zu können.

Oesterreich selbst schien noch einer Vermittlung zugänglich zu seyn, oder sich noch Hoffnung auf einen Beistand zu machen. Der deutsche Bund nämlich mußte sich, wenn er auch am Kriege nicht Theil nahm, doch auf alle Fälle vorsehen und gerüstet seyn, und die beiden deutschen Großmächte mußten sich zunächst über diese Bundesrüstung ins Benehmen setzen. Zu diesem Zweck ging am 8. Mai der preußische General Willisen nach Wien. Acht Tage später folgte ihm General von Alvensleben, um an den Höfen von Dresden, München und Stuttgart zu beschwichtigen und besonnene Mäßigung zu empfehlen. Willisen fand Wien im Rausche der Siegeshoffnung. Damals hieß es, Oesterreich habe seine Suprematie in Italien nicht nur erhalten, sondern nach dem Siege noch ausdehnen, Sardinien für immer unschädlich machen, ja in Frankreich selbst restauriren wollen. In diese kritische Periode fällt der plötzliche Rücktritt des Grafen Buol von seinem Posten in Wien, am 14. Mai. Man sah es als kein glückliches Omen an, daß Oesterreichs erster Minister im Beginn des Kriegs ausschied. Die Friedenspartei bildete sich ein, Oesterreich habe mit Buols Entlassung eine Concession an Rußland machen wollen, weil Gortschakof von den früheren Wiener Verhandlungen her einen tiefen Groll gegen Buol gehegt habe. Wahrscheinlicher ist, daß Buol seine Stelle niederlegte, weil er ein diplomatisches Abwickeln des Knotens dem Durchschneiden mit dem Schwert vorzog und die Verantwortung für einen Schritt nicht übernehmen wollte, den er nicht gebilligt hatte. Gewiß ist, daß sein Nachfolger im Amt, Graf Rechberg, bisher österreichischer Bundesgesandter in Frankfurt a. M., daselbst der unbeugsamste Gegner des preußischen Bundesgesandten, von Bismark (jetzt Gesandten in St. Petersburg) und überhaupt der preußischen Politik gewesen ist. — Noch ein anderes Omen deutete den Oesterreichern nichts Gutes. Als täglich ihre Verstärkungen nach Italien gingen, verunglückte ein Bahnzug auf der

Eisenbahn bei Verona, wobei 23 österreichische Soldaten umkamen und 124 verwundet wurden.

Das österreichische Kriegsmanifest vom 28. April hob hervor, wie ungerecht und ohne allen Grund Oesterreich, welches nach zwei siegreichen Feldzügen Sardinien immer so großmüthig behandelt habe, zum drittenmal von diesem Sardinien geneckt, verhöhnt und bedroht werde, wie geduldig Oesterreich die Unbill ertragen habe und den Frieden gerne gewahrt hätte, wie es nun aber zu einem energischen Auftreten gezwungen sey. Am Schluß drückt das Manifest noch die Hoffnung aus, Oesterreich werde nicht allein stehen, denn seine Sache sey auch die deutsche Sache, und erinnerte an das Zusammengehen Preußens und Oesterreichs im glorreichen Jahre 1813. Aber schon einen Tag vorher, den 27. hatte Walewski, der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in einem Rundschreiben die Vereitlung dieser österreichischen Hoffnung ausgesprochen, indem er dem deutschen Bunde und insbesondere Preußen abrieth, gemeinschaftliche Sache mit Oesterreich zu machen, sie versicherte, Frankreich sey der beste Nachbar und Freund des deutschen Bundes, es handle sich hier nicht um eine deutsche, sondern nur um eine italienische Sache und man müsse den Krieg localisiren, da wo er allein heilsam sey, und ja nicht über die Grenzen Italiens hinaus verbreiten, wo er allein verderblich werden könne. Rußland und England griffen diese Phrase von Localisiren des Kriegs begierig auf und bestimmten die deutschen Cabinette, das kleine Feuer in Italien ausbrennen zu lassen und sich ja nicht einzumischen, damit es nicht weiter brenne. Mit Recht aber frugen deutsche Blätter, warum die italienische Frage, wenn sich Frankreich hineinmische, Deutschland nichts angehen solle? da man entweder Italien sich ganz selbst überlassen müsse, oder jedenfalls Deutschland so gut wie Frankreich ein Recht und Interesse habe, sich Italiens anzunehmen.

Dieser Ansicht war auch die schwache, aber geistvolle und muthige Opposition im gesetzgebenden Körper zu Paris. Olivier

protestirte gegen die Bewilligung von Geld und Truppen für einen so ungerechten Krieg und rief aus: „wer im eigenen Lande Despot sey, verdiene keinen Glauben, wenn er ein anderes Land vom Despotismus befreien zu wollen versichere.“ Fabre rügt die arge Heuchelei, mit der man sich jetzt stelle, als werde man angegriffen, da doch in ganz Europa niemand an Krieg gedacht habe, als Napoleon, der ihn durch lange Rüstungen und Intriguen vorbereitete und Oesterreich herausforderte. Der Minister, Graf Morny, versicherte aber auf's feierlichste, man beschuldige den Kaiser mit Unrecht, es handle sich nicht um Wiederaufnahme der alten Napoleonischen Eroberungspläne, sondern um den Italienern Gerechtigkeit zu verschaffen, der Kaiser wolle „nichts für sich erobern“.

Napoleon III. erließ am 4. Mai ein Kriegsmanifest, worin er sich als den völlig unschuldig Angegriffenen darstellte, nachdem aber Oesterreich die Dinge so auf die Spitze getrieben habe, sich nunmehr auch für berechtigt halte, die gute Sache der Italiener zu schützen. „Oesterreich erklärt uns den Krieg, indem es seine Armee in das Gebiet des Königs von Sardinien, unseres Alliirten, hat einrücken lassen. Es verletzt hiemit die Verträge, die Gerechtigkeit und bedroht unsere Gränzen. Alle großen Mächte haben gegen diesen Angriff protestirt. Da Piemont die Bedingungen angenommen hatte, welche den Frieden sichern mußten, so fragt man sich, was der Grund dieser plötzlichen Invasion seyn kann. Es ist der, daß Oesterreich die Dinge auf eine solche Spitze getrieben hat, wo es nothwendig ist, daß es bis zu den Alpen herrsche, oder daß Italien frei sey bis zum adriatischen Meer; denn in diesem Lande ist jeder unabhängig gebliebene Erdwinkel eine Gefahr für seine Macht. Bisher ist Mäßigung die Regel meiner Handlungsweise gewesen, jetzt wird Energie meine erste Pflicht. Frankreich möge sich waffnen und energisch sagen: Ich will keine Eroberungen, aber ich will ohne Schwäche meine nationale und überlieferte Politik aufrecht erhalten, ich achte die Verträge, unter der Bedingung, daß man sie nicht gegen mich verletzen wird,

ich achte das Gebiet und die Rechte der neutralen Mächte, aber ich gestehe laut meine Sympathieen für ein Volk, dessen Geschichte mit der unseren verschmolzen ist, und welches unter fremder Unterdrückung seufzt. Frankreich hat seinen Haß gegen die Anarchie gezeigt, es hat mir eine Gewalt geben wollen, hinlänglich stark, um die Gründer der Unruhe und die unverbesserlichen Männer jener alten Parteien ohnmächtig zu machen, welche man ohne Unterlaß mit unseren Feinden zusammenhandeln sieht, aber es hat damit in seiner civilisatorischen Rolle nicht abgedankt. Seine natürlichen Verbündeten sind immer diejenigen gewesen, welche die Beförderung der Humanität wollen, und wenn es seinen Degen zieht, so geschieht es nicht, um zu herrschen, sondern um zu befreien. Der Zweck dieses Krieges ist also, Italien sich selbst zu geben und nicht blos, es den Herrn wechseln zu lassen; wir werden dann an unsern Gränzen ein befreundetes Volk haben, das uns seine Unabhängigkeit verdanken wird. Wir gehen nicht nach Italien, um die Unordnung zu hegen, oder die Gewalt des heiligen Vaters zu erschüttern, den wir wieder auf seinen Thron gesetzt, sondern um ihn dem fremden Druck zu entziehen, der auf der ganzen Halbinsel lastet, wir wollen dazu beitragen, dort die Ordnung auf Befriedigung legitimer Interessen zu gründen. Endlich gehen wir in jenes classische, durch so viele Siege verherrlichte Land, um die Fußstapfen unserer Väter wieder aufzufinden."

Unterdeß war die österreichische Offensivarmee erst am 29. April auf drei Puncten vom nahen Mailand aus über den Tessin gegangen und ins Piemontesische eingerückt. Der englische Gesandte suchte noch in der letzten Stunde zwischen den feindlichen Lagern zu vermitteln, einzig in der Absicht, den Franzosen zum Heranrücken Zeit zu lassen. Indem aber das österreichische Cabinet sich in seinem militairischen Vorgehen durch die Diplomatie hemmen ließ, verrieth es, daß es seiner Sache nicht ganz gewiß sey. Die österreichische Armee war auch nicht zahlreich genug gegenüber dem übermächtigen Feinde und hätte doch leicht ergänzt werden können,

da Oesterreich noch viel Truppen im Rückhalt hatte. Sie betrug nicht mehr als 180,000 Mann, weitere 80,000 hielten im Rücken die Festungen. Sie glühte aber vor Kampflust, der Geist Radetzki's lebte noch in ihr und ihren Muth erhöhte das Bewußtseyn der gerechten Sache und der Unwille über die unerhörte Frechheit des ungerechten Angriffs von Seiten der schon zweimal von ihr niedergeworfenen Piemontesen. Kaiser Franz Joseph hatte jedoch dieser herrlichen Armee unglücklicherweise den unfähigsten seiner Generale zum Feldherrn gegeben. Graf Franz Gyulai war erst 1816 in die Armee eingetreten, hatte keinen Krieg mitgemacht, 1848 nur Triest und Umgegend geschützt und war 1849 Kriegsminister gewesen. Er war sehr reich und galt für einen der stolzesten und hochfahrendsten Magnaten, dem in seinem vornehmen Selbstbewußtseyn und ungarischen Phlegma auch das Wichtigste gleichgültig sey und der die Geschäfte nur wie nebenbei behandle. Den Kundigen war gleich anfangs bei der erstaunenswürdigen Wahl dieses gänzlich Unberufenen bange und sie hofften kaum, daß er sich durch einen fähigen Adjutanten (Kuhn und Sztankowits) werde beeinflussen lassen. Graf Grünne, Flügeladjutant und wie ihn die öffentliche Meinung allgemein kennzeichnete, der böse Genius des Kaisers, hatte die verderbliche Ernennung hauptsächlich zu verantworten.

Die Offensive Gyulais erfolgte zu spät. Die dreitägige Frist war längst abgelaufen, aber man zauderte noch immer, weil der englische Gesandte noch in der letzten Stunde zwischen Turin und Gyulai's Hauptquartier vermitteln wollte.

Natürlicherweise mußte der Plan des österreichischen Feldherrn seyn, mit seinen überlegenen Streitkräften die Sardinier zu schlagen oder wenigstens in und um die Festung Alessandria zu isoliren, ehe die Franzosen sich mit ihnen vereinigen konnten, und so weit vorzudringen, um die Eisenbahnen zu zerstören, auf denen die Franzosen erwartet wurden, endlich die Franzosen selbst, die theils über das Gebirge aus Savoyen, theils über Genua von Süden

her kamen, einzeln und vor ihrer Vereinigung zu schlagen. Gyulai aber, obgleich er Truppen und Zeit genug hatte, diesen Plan auszuführen, ging unbegreiflich langsam und unsicher vor und änderte seinen Angriffsplan nur zu bald in einen Vertheidigungsplan um, der den Franzosen Zeit ließ, heranzukommen und sich unbehindert mit den Sardiniern im Angesicht der Oesterreicher zu vereinigen. Nur einigermaßen entschuldigt Gyulai das eingetretene Regenwetter, welches seine Bewegungen allerdings erschwerte, nachdem er versäumt hatte, sie schon vorher bei trockenem Wetter auszuführen.

Gyulai setzte sich in der s. g. Lomellina fest, einer fruchtbaren, damals aber halb überschwemmten Landschaft, und ließ seine Vorposten von da unsicher umhertasten, bald rechts, bald links. Die Sardinier aber zogen sich klüglich nach Alessandria und Garibaldi nördlich an die Alpen zurück und erwarteten die Franzosen, die nach und nach kamen. Das Gros ihrer Armee wurde in Marseille und Toulon eingeschifft und landete zu Genua, wo die ersten Truppen unter Baraguay d'Hilliers (dem Sohn des berühmten Generals unter dem ersten Napoleon) schon am 26. April eintrafen. Ihm folgten die Corps von Mac-Mahon und die Kaisergarde, am 12. Mai der Kaiser selbst, *) begleitet vom Prinzen Napoleon und Marschall Vaillant. Andere französische Armeecorps unter Canrobert und Niell gingen von Culoz aus über den Mont Cenis und von Grenoble aus über den Mont Genevre nach Turin. Sie fuhren anfangs auf der Eisenbahn gar leichtfertig einher und schrieben auf die Wagen „train de plaisir pour l'Italie," sangen auch ungenirt die republikanische Marseillaise, **) litten aber bald

---

*) Bei seiner Abreise von Paris am 10. überreichte er noch auf dem Bahnhof dem russischen Gesandten Grafen Kisselew das große Band der Ehrenlegion. Kurz vorher hatte dieser Gesandte bei einem Festmahl einen außergewöhnlichen Toast auf Napoleon III. ausgebracht voll studirter Ehrfurcht und Hingebung.

**) Ein Engländer erzählt: „Schon in der Krimm war es mir aufgefallen, wie stark die demokratische Gesinnung in einem großen Theil der

auf dem hohen Gebirge außerordentlich von Schneewirbeln und mußten sich mühsam durcharbeiten, so daß viele erkrankten. General Bruat starb an einem kalten Trunk in Susa. Inzwischen fanden die Franzosen auf ihrem Marsch keinen Feind, kamen vom Gebirge nach Turin, wie von Genua aus nach Alessandria auf unversehrter Eisenbahn, und sammelten sich, ohne daß Gyulai es gehindert hätte.

Napoleons Tagesbefehl an die Armee vom 12. Mai sprach die Zuversicht aus, seine Armee werde in Italien eben so siegreich seyn, wie die seines Oheims, und empfahl der Infanterie, sich als Hauptwaffe des Bajonets zu bedienen.

Napoleon und Victor Emanuel begrüßten sich und nahmen eine feste Stellung unter dem Schutz der Festung Alessandria, damals schon hocherfreut und befriedigt durch die Unthätigkeit und das sichtbare Schwanken ihres Gegners, der ihnen volle Zeit ließ, sich zu sammeln, zu ordnen und ihren Plan zu machen.

Aus Furcht, im Rücken gefaßt und von Mailand abgeschnitten zu werden, hatte Gyulai die Absicht, gegen Turin vorzudringen, wieder aufgegeben und seinen rechten Flügel eingezogen, um den linken zu verstärken. Doch war es eine Thorheit, zu glauben,

---

französischen Soldaten, Unteroffiziere, ja selbst Offiziere verbreitet sey, und jetzt finde ich, daß dies seitdem noch mehr so ist. Vor Sebastopol hörte man die Marseillaise nur ziemlich selten singen, und viele Offiziere verboten solchen Gesang; hier bei Grenoble werden in manchen Regimentern die Marseillaise und andere derartige Lieder fast beständig gesungen, und selbst Offiziere stimmten mit ein. Ich sprach mit dem mir näher bekannten Commandanten eines Bataillons darüber, wie er es dulden könne, daß seine Soldaten öffentlich und mit wildem Enthusiasmus dieses Lied brüllen dürften. Er antwortete lächelnd: ‚Was geht's mich an, was diese Windbeutel singen? Meinetwegen mögen sie den Teufel besingen, wenn sie nur in der Schlacht tüchtig vorwärts stürmen und mir bald die Obersten-epaulettes verdienen helfen.‘ Solche frivole und schroff egoistische Gesinnung ist aber in einem nur zu großen Theil der französischen Soldaten wie Offiziere allgemein verbreitet.“

gerade hier, wo er am stärksten war, wo ihn die Flüsse Po und Tessin und die festen Plätze Pavia und Piacenza schützten, werde angegriffen werden. Er konnte den Angriff nur von der Seite her erwarten, auf welcher er am schwächsten war. Nichtsdestoweniger bildete er sich ein, der Feind werde von Süden her kommen und ließ, um sich dessen zu vergewissern, am 20. Mai nach dieser Richtung hin durch 12,000 (nach andern 20—30,000) Mann unter Graf Stadion eine große Recognoscirung vornehmen. Stadion stieß bei Montebello auf die französischen Vorposten unter General Forey, der anfangs zurückgeworfen wurde, aber von Baraguay d'Hilliers Verstärkungen erhielt und zuletzt die Oesterreicher zurückwarf. Man bewunderte die Tapferkeit, mit der sich die österreichischen Soldaten schlugen, tadelte aber ihren General, sofern er sich nicht durch eine wirkliche Uebermacht, sondern nur durch die Einbildung, es sey eine vorhanden, zum Rückzug bewegen ließ. Sachverständige behaupten, Stadion hätte einen glänzenden Sieg erfechten können, wenn er die Schwäche seiner Gegner gemerkt hätte.

Gyulai, von derselben Einbildung verblendet, hielt es nunmehr für gewiß, daß die Hauptmacht des Feindes auf seinem linken Flügel stehe, und combinirte damit die von den Piemontesen in Massa und Carrara, Parma und Modena versuchten Insurrectionen und die Landung des Prinzen Napoleon mit einem französischen Armeecorps in Livorno. Alles schien ihm auf einen großartigen Angriff von Süden her zu deuten und er vernachlässigte deßhalb seinen rechten Flügel, während Napoleon und Victor Emanuel ihre bereits begonnene Bewegung gegen diesen Flügel der Oesterreicher nordwestwärts rasch mit Hülfe der Eisenbahnverbindung vollendeten. Gyulai hätte durch Spione erfahren können, was vorging, weil aber die Spione des letzten italienischen Feldzugs gar zu schlecht bezahlt worden waren oder man ihnen kein Versprechen gehalten hatte, fanden sich diesmal keine tauglichen vor, oder der stolze Magnat verließ sich auf seine eigene Einsicht.

Genug er wußte nicht, daß während er müßig nach Süden hin gaffte, der Feind ihm schon im Rücken stand. Dasselbe Manoeuvre, welches Napoleon I. auf Mack in Ulm und auf die Preußen bei Jena angewandt hatte, nämlich sie von hinten zu umgehen, wiederholte jetzt der Neffe mit dem unglücklichen Gyulai.

Den Franzosen wirbelte damals das Alpenjägercorps des Garibaldi wie eine Staubwolke voran und hätte durch die Richtung, die es nahm, den österreichischen Feldherrn warnen sollen. Derselbe hielt jedoch das Unternehmen Garibaldi's nur für eine Demonstration, die ihn irre leiten und vom Süden ablocken sollte, weßhalb er nur um so fester in seinem verderblichen Irrthum beharrte. Garibaldi bildete die äußerste Spitze des französisch-sardinischen rechten Flügels und kam schon am 23. Mai in Sesto Calende am Lago Maggiore an, schlug sich mit den Vorposten der Oesterreicher tapfer in Varese herum, verfolgte sie nach Como und nahm auch diese Stadt am 27. in Besitz, so daß er am folgenden Tage schon gegen Monza und Mailand vorrückte und Gyulai in aller Geschwindigkeit den Feldmarschalllieutenant Urban abschicken mußte, um Mailand zu decken. Nun zog sich Garibaldi wieder zurück, verjagte am Lago Maggiore die kleine österreichische Besatzung von Laveno, die nach der Schweiz flüchten mußte, bemächtigte sich der dortigen Dampfschiffe, rettete sich auf das andere Ufer und entkam im Gebirge. Urban aber behielt keine Zeit übrig, ihn weiter zu verfolgen, weil unterdeß die Hauptschläge im Süden erfolgten.

Wie es scheint, hielt Napoleon III., indem er am 30. Mai sein Hauptquartier von Alessandria nach Vercelli verlegte und dabei die rasche Beförderung durch die Eisenbahn benutzen konnte, für möglich, mittelst einer Rechtsschwenkung seiner ganzen Armee im Rücken Gyulai's über den Tessin zu kommen und Mailand ohne Schwertstreich zu erreichen, ehe die Oesterreicher sich würden besinnen und auf ihren linken Flügel concentriren können. Wenigstens kamen seine ersten Truppen nicht in gehöriger Zahl und Ordnung über den Tessin und stießen auf einen Widerstand, den sie nicht

erwartet hatten. Denn obgleich das Corps von Zobel, welches sie an der Sesiabrücke bei Palestro fanden, nach einem furchtbaren Verzweiflungskampf durch Canrobert zurückgeworfen wurde und hier viel Oesterreicher, von den Zuaven bestürmt, sich in's Wasser stürzen mußten (am 31. Mai), so war doch so eben das österreichische Armeecorps, welches Clam-Gallas über Tirol herbeiführte, bei Buffalora am Tessin angekommen, stand Zobel bei Robbio, und hatte Gyulai selbst, der endlich die Gefahr inne wurde, noch zwei Armeecorps rasch nordwärts dirigirt. Das Lichtenstein'sche Armeecorps stand nur noch eine Stunde weit von Zobel und das Schwarzenberg'sche bei Mortara. Hätten sich nun alle diese Corps concentrirt, so wären sie im Stande gewesen, die einzeln ankommenden französischen und sardinischen Corps aufzufangen und mit relativer Uebermacht zurückzuwerfen. Hier aber offenbarte sich, in welchen unwürdigen Händen sich, abgesehen von der Unfähigkeit des Feldherrn, die Verwaltung der österreichischen Armee befand. Es fehlte an Pulver, um die Brücke bei Buffalora zu sprengen. Es fehlte an Lebensmitteln. Wucherische Armeecommissäre und Lieferanten hatten Kaiser und Reich betrogen, sich Millionen bezahlen lassen und nichts dafür angeschafft. Man hörte später von ungeheuern Ochsenheerden, Brod- und Weinvorräthen, welche verschwunden, d. h. theils nie beschafft, theils an den Feind verkauft worden seyen. Als am 4. Juni die einzeln wirkenden Corps Napoleons III. bei Magenta auf die zerstreuten Corps der Oesterreicher stießen, konnten sich die erstern concentriren und waren wohlgenährt, während die letztern in zerstreuter Stellung verharrten, keinen Befehl zur Sammlung erhielten und nichts zu essen hatten. Ganze Regimenter haben 36 Stunden, ohne einen Bissen zu genießen, bis zur äußersten Erschöpfung gekämpft.

Napoleon III. hatte nicht erwartet, so viel Oesterreicher vor sich zu finden, als er mit seiner Garde an der Brücke von Buffalora ankam und wartete bis gegen Mittag (4. Juni), damit Mac Mahon eine Bewegung gegen die Flanken und den Rücken der Oesterreicher

ausführen konnte. Als er endlich angriff, wurden seine Gardezuaven von den unvergleichlich tapfern Salzburgern, die mit ihrem Jodelgesang anrückten, zurückgeworfen und der Kaiser selbst war eine Zeitlang in Gefahr, gefangen zu werden. Aber Clam-Gallas hatte, da er eben erst aus Tirol ankam, noch nicht alle seine Truppen beisammen, das ohnehin schwache Corps von Zobel war durch die früheren Gefechte geschwächt, und das von Lichtenstein allein reichte nicht aus, den Stoß der Franzosen lange auszuhalten, als Nachmittags nicht nur Mac Mahon, sondern auch Canrobert und Niel anrückten und mit großer Uebermacht die schwachen und getheilten Corps der Oesterreicher bei Magenta angriffen, in zwei Schlachtgruppen bei Ponte nuovo und Ponte vecchio (Buffalora und Robecco); dort focht Lichtenstein, hier Clam-Gallas. Man schlug sich mit der äußersten Erbitterung. Wie vorher die Gardezuaven, so wurden im Verlauf des Kampfes auch die gefürchteten Turcos *) mit schrecklichen Schlägen (von den Böhmen) niedergeschmettert. Die verhungerten und von ihrem eigenen Feldherrn schmählich im Stich gelassenen Oesterreicher übten Wunder der Bravour, mußten aber gegen Abend endlich zurückweichen und waren in einem Zustand äußerster Erschöpfung. Der einst als Minister so verrufene General Espinasse wurde von einer Kanonenkugel in zwei Stücke gerissen. Auch fiel der französische Gardegeneral Cler. Dagegen wurden fünf österreichische Generale verwundet, Die Franzosen verloren an Todten und Verwundeten 3000 Mann, an Offizieren allein 54 Todte und 194 Verwundete; die Oester-

---

*) Die Turcos waren, was die Zuaven ursprünglich gewesen, ehe man sie durch echte Franzosen ersetzt hatte, nämlich dunkelfarbige Afrikaner aus Algerien. Sie pflegten vor dem Kampf affenartige Grimassen zu machen, gräßlich zu schreien, sich auf den Boden zu werfen und wieder aufzuschnellen, wie Katzen zu schleichen und wieder wie Tiger Sprünge zu machen rc. Das böhmische Regiment, mit dem sie bei Magenta zusammenstießen, stutzte anfangs vor der fremden Erscheinung, meinte dann aber, das seyen Thiere, und schlug sie wie Hunde todt.

reicher 4000 Mann, darunter 63 todte und 218 verwundete Offiziere und etwa 4000 Mann wurden vermißt, von denen der größte Theil sich aber wieder einfand, weil es nur Versprengte oder solche waren, die ihren Hunger in irgend einem Dorfe zu stillen gesucht hatten.

Gyulai's Verhalten an diesem Tage ist noch nicht ganz aufgeklärt. Nach der einen Behauptung soll er vor der Schlacht bei Magenta dem Kaiser vorgeschlagen haben, die Tessinlinie, Mailand, Pavia und Piacenza ganz aufzugeben und sich ohne Schlacht noch ungeschwächt hinter die feste Minciolinie, das s. g. Festungsviereck zwischen Peschiera, Verona, Mantua und Legnano zurückzuziehen. Das soll der Kaiser mit Unwillen verworfen und sogleich den alten Heß (Radetzki's berühmten Generalstabschef) entsandt haben, um den Plan zu vereiteln. Heß soll nun eine lange Unterredung mit Gyulai gepflogen haben, während welcher die beste Zeit verstrich und der französische Angriff bereits erfolgte. Nach einer andern Behauptung der Times habe Gyulai am 4. Juni den Adjutanten, den ihm Clam-Gallas mit dringender Bitte um Hülfe schickte, ohne Antwort gelassen und beim Frühstück behalten. Gyulai selbst sagt in seinem naiven Schlachtbericht, er sey umhergeritten, erst nach Magenta, dann nach Robecco, also an einem bestimmten Punct nicht zu finden gewesen.

Er hätte die Schlacht bei Magenta gewinnen müssen, wenn er seine Corps beisammen gehabt oder nur noch rasch herbei gerufen hätte, da Napoleon mit seiner Garde offenbar unvorsichtig vorangestürmt war und in bangen Sorgen schwebte, bis seine übrigen Armeecorps nach und nach erschienen. Gyulai hätte aber auch noch am 5. die Schlacht erneuern und den Sieg erkämpfen können, wenn er nur jetzt wenigstens seine Corps beisammen hatte. Allein nur die von Schwarzenberg und Benedek waren zur Hand und als Gyulai am Morgen des 5. wieder angreifen wollte, erfuhr er erst, (so unbekannt war der Feldherr mit den Bewegungen und dem Zustand seiner Armee), die Corps von Clam-Gallas und

Lichtenstein seyen schon zu weit rückwärts gegangen. Nun befahl er den allgemeinen Rückzug und zwar bis zur Minciolinie, indem er nicht nur Mailand, sondern auch die Festungen Pavia und Piacenza räumen, die österreichischen Besatzungen aus Ancona, Bologna und Ferrara zurückziehen ließ und wie die Lombardei, so auch ganz Mittelitalien Preis gab.

Mac Mahon, welcher dem Kaiser Napoleon zuerst zu Hülfe geeilt war und die Schwierigkeit des Kampfes am besten erprobt hatte, war erstaunt, als er hörte, die herrliche österreichische Armee, die noch so stark und muthig war und bei nur einigermaßen geschickterer Führung das Versäumte leicht hätte wieder gut machen können, nehme plötzlich Reißaus. Fröhlich rief er aus: nun, wenn sie ihren Vortheil aufgeben, wollen wir ihn benutzen!

Die Festungswerke von Pavia und Piacenza wurden schon am 6. gesprengt. Als die Oesterreicher aus Mailand abzogen, berauschte sich der Pöbel in Wonne und mißhandelte noch einige, die sich verspätet hatten, sowohl Beamte als Soldaten. Dann wurde die dreifarbige Fahne auf den ehrwürdigen Dom gepflanzt und am 8. zogen Napoleon III. und Victor Emanuel triumphirend ein. Napoleon aber richtete ein Manifest an die italienische Nation, worin er abermals heilig versicherte, er wolle nur dieser Nation die Freiheit bringen und nichts für sich erobern.

Da sich die Oesterreicher auch aus Mittelitalien zurückzogen, folgte ihnen die Revolution auf dem Fuße. In Massa und Carrara war schon am 28. April revoltirt worden und am 30. in Parma, doch damals noch ohne Erfolg, denn die schon geflüchtete Herzogin von Parma kehrte wieder zurück. Nur in Florenz gelang es den von Buoncampagni, dem sardinischen Gesandten, geleiteten Verschworenen unter dem Militair, den Großherzog Leopold II. am 27. April zur Abreise zu zwingen, sofern er sich zur Abdankung nicht verstehen wollte, und eine provisorische Regierung zu ernennen, an deren Spitze neben Buoncampagni auch Petruzzi trat, während der sardinische General Ulloa die Reorganisirung und Vermehrung

des Heeres übernahm. Victor Emanuel erklärte einstweilen nicht die Dictatur, sondern nur das Protectorat in Toscana annehmen zu wollen. Am 23. Mai landete Prinz Napoleon in Livorno und Ulloa schloß sich an ihn an. Die Oesterreicher ließen Ancona, Bologna und Ferrara im Stich und die von Cavour und Mazzini längst bearbeitete Umsturzpartei erhob sich in ganz Mittelitalien. Am 7. Juni floh die Herzogin Louise aus Parma, wenige Tage später auch der Herzog Franz V. von Modena, dem seine treuen Truppen auf das österreichische Gebiet folgten. Auch Bologna empörte sich und rief die Dictatur Victor Emanuels aus.

Man verbreitete damals die Meinung, der zu Livorno erschienene Prinz Napoleon sey bestimmt, ein mittelitalienisches Königreich zu erhalten, damit Sardinien nicht zu groß werde. Dagegen waren alle Italianissimi durch Cavour's Agenten angewiesen, die Dictatur Victor Emanuels zu verlangen, als Vorbereitung für die Vereinigung ganz Italiens unter diesem „Schwert Italiens", und Napoleon III. ließ diese Menschen gewähren, weil er, jemehr Sardinien im übrigen Italien erwarb, um so berechtigter erschien, seinerseits Savoyen zu verlangen. Mazzini aber warnte die Italianissimi auf's neue, sich durch die Intriguen und Habgier der Fürsten nicht mißbrauchen zu lassen, und veröffentlichte eine Philippica gegen Napoleon III. der als eingefleischter Despot nicht fähig sey, Völker zu befreien. Doch Napoleon hatte zu viel Erfolg errungen, als daß sich Cavour's Politik damals den Italienern nicht mehr empfohlen haben sollte, als der hoffnungslose republikanische Rigorismus des Mazzini.

Unterdeß zog sich das österreichische Hauptheer in guter Ordnung hinter den Mincio zurück, ohne Nachdruck vom Feinde verfolgt. Nur bei Montegnano bestand der tapfere Benedek gegen Baraguay d'Hilliers am 8. Juni ein scharfes Rückzugsgefecht, ein kleineres Urban gegen die wieder vorgerückten Alpenjäger Garibaldi's bei Castelnedolo am 15. Napoleon und Victor Emanuel rückten langsam nach und von Toscana her wurde Prinz Napoleon gleichfalls herbeigerufen. Da Oesterreich genug Truppen hatte,

wunderte man sich, daß es Ancona und den Kirchenstaat, von woaus es den Prinzen Napoleon wohl aufgehalten hätte, so schnell und freiwillig aufgegeben habe und schloß daraus, es vertraue dem Siege nicht mehr. Zwar erschien Kaiser Franz Joseph selbst, um den Oberbefehl zu übernehmen, den Gyulai verlor, und alles in seinem Lager athmete wieder Siegeslust; allein es wurden neue Fehler begangen, die den Sieg unmöglich machten.

Man behauptet, es sey dem Kaiser dringend gerathen worden, sich in dem Festungsviereck hinter dem Mincio defensiv zu verhalten, weil die Franzosen und Sardinier, zumal während der großen Sommerhitze, sich in vergeblichen Angriffen gegen diese Bollwerke Oesterreichs erschöpfen und ungeheure Verluste erleiden würden, der Kaiser habe jedoch die Offensive und also das Wiederzurückgehen über den Mincio befohlen. Seine Hoffnung scheint gewesen zu seyn, die Franzosen in ihrem Vorrücken, da sie wieder wie vor Magenta zerstreut waren und überhaupt keinen Angriff im Sinn hatten, bevor Prinz Napoleon zu ihnen gestoßen seyn würde, durch einen concentrischen Angriff zu überraschen. Aber Napoleon III. wurde davon unterrichtet, recognoscirte die Stellungen der Oesterreicher mittelst eines Luftballons und empfing sie am Morgen des 24. (dem Johannistage), früher, als sie erwartet hatten, denn sie hatten sich, um von drei Seiten her concentrisch auf ihn zu drücken, in einen viel zu langen Halbkreis ausgedehnt. Heß soll gerathen haben, zurückzugehen und den Feind nach sich zu ziehen, um ihn unter ein fürchterliches Feuer bedeckter Batterien zu bringen. Allein der Kaiser ließ die Vorwärtsbewegung nicht mehr hemmen und bald entbrannte der Kampf auf beiden Flügeln und im Centrum zugleich, jedoch so, daß die Frankosarden im offenbaren Vortheil waren, indem sie etwas näher beisammen standen und eine Reserve hinter sich hatten, während die Oesterreicher vier Stunden weit auseinander standen und hinter ihrem Centrum eine Reserve aufzustellen versäumt hatten. Napoleons III. Plan war nun sogleich gefaßt, unter Vernachläßigung der Flügel mit Uebermacht

das feindliche Centrum zu sprengen. Der entscheidende Punct im Centrum war die Höhe von Solferino, von der auch die Schlacht den Namen erhielt. Die Oesterreicher erleichterten ihm diese Operation dadurch, daß sie gar kein Centrum aufgestellt hatten, sondern in zwei Armeen getheilt waren und nur die linke Seite ihres rechten Flügels das Centrum darstellte.

Auf dem linken Flügel der Oesterreicher im Süden folgten drei Armeecorps unter Wimpfen theils gegen Mac Mahon (der unterdeß zum Herzog von Magenta ernannt worden war), theils gegen Niel und gegen Canrobert, dem Säumigkeit vorgeworfen wurde, weil er Niel nicht früh genug unterstützte. Der Kampf entbrannte hier am heißesten zwischen den Dörfern Rebecco und Medolo, aber ohne Entscheidung, denn beide Armeen behaupteten ihre Stellung den ganzen Tag, ohne einander zurückdrücken zu können. Auf dem rechten Flügel der Oesterreicher unter Schlick focht in isolirter Stellung am weitesten rechts oder nördlich das Armeecorps unter Benedek allein gegen die sardinische Armee unter Victor Emanuel und schlug sie bei San Martino durch glänzende Angriffe zurück. Allein sein Sieg konnte in der Hauptsache nichts entscheiden, weil unterdeß im Hauptthell des rechten Flügels, der das Centrum hätte bilden sollen, alles versäumt wurde. Auf der Höhe von Solferino, dem Mittelpunct der Stellung, wo man nicht Streitkräfte genug vereinigen konnte, weil dies der Punct war, wo Napoleon durchbrechen wollte und wohin er ein Corps nach dem andern dirigirte, befand sich anfangs nur eine österreichische Brigade, die sich indeß gegen die ungeheure Uebermacht wieder eben so heldenmüthig schlug wie bei Magenta und unerschrocken ausdauerte, bis Verstärkungen kamen. Diese aber reichten bei weitem nicht aus und man begreift nicht, warum Graf Schlick und der Kaiser, als er den Oberbefehl über das Ganze übernommen hatte, nicht noch andere Truppen, die nahe genug waren, zur Vertheidigung Solferino's herbeizog. Auf der Höhe, am Thurm dieses Ortes, der weit ins Land sieht, wehrte sich das Regiment

Reischach stundenlang mit der heldenmüthigsten Ausdauer gegen die immer wiederholten Angriffe der französischen Uebermacht und wich selbst den in nächster Nähe vor ihm aufgepflanzten Kanonen nicht. Weil aber gerade hier auf diesem wichtigsten Puncte viel zu wenig Hülfe kam, weil man den Entscheidungskampf bei Solferino lange nur für ein bloßes Vorpostengefecht nahm und Schlick hier nicht seine ganze Stärke entwickelte, fiel endlich das blutgetränkte Bollwerk, worauf Napoleon sogleich den Hauptstoß von Solferino gegen Cavriano fortzusetzen befahl. Hier fand er noch einmal Widerstand, weil der linke Flügel der Oesterreicher eine Schwenkung machte und man österreichischerseits noch einmal zum Angriff übergehen wollte. Allein es war schon zu spät und die Befehle verwirrten sich, weil Kaiser Franz Joseph bei Cavriano von seinem Generalstab getrennt worden war und zu viele, der Kaiser, Schlick, Wimpfen, sogar der auch noch herbeigerufene alte Nugent, alle durch einander und von verschiedenen Puncten aus befahlen, Niel aber, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, alle Kräfte zusammenraffte, um den Stoß auf Cavriano auszuführen. Kaum war ihm dies, hauptsächlich durch seine überlegene Artillerie, die aus weiter Ferne ganze österreichische Batterien demontirte, ehe diese das Feuer erwidern konnten, gelungen, als ein furchtbares Gewitter den Donner der Schlacht übertönte und dichter Hagel vom Himmel herab die Kämpfenden trennte. Wie wenn Gott spräche, schwiegen plötzlich die Menschen, von einer heiligen Scheu ergriffen. Als Hagel und Regen aber aufhörten und die Gegend wieder erkennbar wurde, hatten sich die Oesterreicher im Centrum und auf dem linken Flügel schon in guter Ordnung zurückgezogen, während Benedek zum zweitenmale die Sardinier von San Martino hinabgeworfen hatte und als Sieger mit finsterer Miene den Rückzugsbefehl geben mußte, weil er, ohne abgeschnitten zu werden, seinen Sieg nicht verfolgen konnte.

So endete die unglückliche Schlacht, in welcher die Oesterreicher, wie bei Magenta elend commandirt und mit leerem Magen,

auch hier wieder durch die heillosen Unterschleife der Armeeverwaltung verrathen, dennoch wie die Löwen fochten, trotz der Niederlage unsterblichen Ruhmes würdig und vom Feinde selbst hochgeachtet. Welche Schmach für die, welche Radetzky's herrliche Armee so nichtswürdig ruinirten! Die Oesterreicher verloren an diesem Tage 3300 Todte (darunter 91 Offiziere), 10,500 Verwundete (darunter an 500 Offiziere) und 9000 Vermißte und Gefangene (darunter 59 Offiziere), die Franzosen 12,000 Todte und Verwundete, darunter 150 todte und 570 verwundete Offiziere, die Sardinier im Ganzen 5500 Mann. Niel war der eigentliche Held des Tages, seine Truppen hatten am schwersten gelitten. Zwischen ihm und Canrobert entspann sich aber später ein ernsthafter Streit, weil der letztere ihn sollte im Stich gelassen haben.

Die österreichische Armeeverwaltung hatte das Sanitätswesen ganz eben so gewissenlos behandelt wie die Versorgung der Armee mit Proviant, daher nach der blutigen Schlacht es überall in den Spitälern an Aerzten, Verbänden und Pflege fehlte. Alles, was fortzubringen war, schaffte man nach Tirol hinein, wo die Tapferen unterwegs in der schrecklichsten Julihitze, wie Häringe auf Wagen zusammengepackt und schlecht verbunden, von den Vorgesetzten sogar noch maltraitirt,*) häufig verschmachteten, bis die liebevolle Pflege des Tirolervolks sie trösten konnte. Dieses heldenmüthige Tiroler Landvolk wurde damals vom Kaiser in die Waffen gerufen, um das Stilfser Joch gegen die unter Garibaldi aus dem Veltlin vordringenden Alpenjäger zu vertheidigen. Aber sie zögerten, zu ihren altbewährten Stutzen zu greifen, aus gerechtem Unwillen gegen die Mißregierung, die so großes Unglück verschuldet hatte.**) Indessen wurden Garibaldi's Schaaren, als sie am 8. Juli

*) Vgl. den schaudervollen Bericht in der Allg. Zeitung von 1859, Nr. 201.

**) Die sehr conservative und strengkatholische Augsburger Postzeitung schrieb damals: „Die Verstimmung sey hervorgerufen durch das Verbot des Anbaus des s. g. Lauskrauts; durch die Steigerung des Salzpreises,

das Stilfser Joch angriffen, doch durch die Tiroler mit einem Verlust von 80 Todten und 100 Verwundeten hinuntergeworfen. — Die gleichzeitigen Demonstrationen der Frankosarden im adriatischen Meere hatten wenig zu bedeuten, weil sie, wenn auch der kleinen österreichischen Marine überlegen und wohl im Stande, einen Hafen zusammenzuschießen, sie doch aus Rücksicht auf England einer Stadt, wie Triest, auf die es hauptsächlich angekommen wäre, deshalb nicht wehe thun durften, weil sie voll englischer Waaren war. Sie begnügten sich daher mit einer Blokade Venedigs. Die französische Flotte unter dem Contreadmiral Julien de Lagravière nahm Station bei Antivari auf türkischem Gebiet, am westlichen Ufer des adriatischen Meeres, weil dagegen aber England und die Pforte protestirten, später bei Klein-Lussin auf österreichischem Gebiet. Eine Landung bei Pola stand in Aussicht und würde mit einer Unternehmung gegen Ungarn (Kossuth und Klapka bildeten bereits im Piemontesischen eine ungarische Legion aus Flüchtlingen und Deserteuren) in Verbindung gestanden seyn, wenn der Krieg fortgesetzt worden wäre. Indeß hatte Oesterreich hier zur Deckung der

---

wodurch die Viehzucht, eine Haupterwerbsquelle Tirols, erschwert werde, während die Fabriken das Salz um einen Spottpreis erhalten; — durch das Gesetz von den s. g. Veränderungsgebühren, welches mit seinen hohen Taxen die Bauerngüter ruinire und den Geldjuden in die Hände schaffe, wodurch der Bauer gezwungen werde, entweder Auswanderer oder Pächter zu werden; — durch die Anstellung einer das ganze Land überziehenden Armee von niedern Forstschutzwächtern, welche den Tiroler in seinen alten Gewohnheiten und Rechten beengen und weder Land noch Leute kennen; — durch die Getränkesteuer mit ihren vexatorischen Controlirungen. Der Correspondent schließt mit folgender, beachtenswerther Bemerkung: „Hier haben Sie nur einige Gründe, warum der Bauer heuer nicht mit altgewohnter Begeisterung nach seinem Stutzen langte — er kommt langsam nach langem Ringen seines Verstandes mit dem Herzen — in dem Glauben, daß wenigstens dieses Zaudern eines braven Volkes einer Regierung zur Mahnung dienen sollte, einer Regierung, die dem Volke alles genommen, um auf legalem, ordentlichem Wege ihre Beschwerden vorbringen zu können.“

Küsten und Ungarns eine große Landmacht aufgestellt, die es vielleicht besser bei Magenta und Solferino verwendet haben würde, wo ihm Reserven in der Nähe mehr Noth thaten als in der Ferne.

Während der große Krieg in der Lombardei zu Gunsten des Angreifers ausschlug und die österreichische Armee sich in ihr Festungsviereck zurückziehen mußte, war Prinz Napoleon mit seinem Armeecorps unbehindert von Livorno aus vorgerückt, um sich mit seinem kaiserlichen Vetter am untern Po zu vereinigen, hatte jedoch für seine Person wenig Sympathien gefunden. Die Insurrectionen wurden nicht in seinem, sondern im Namen Victor Emanuels gemacht. In Modena leitete Farini die provisorische Regierung. Nach Bologna wurde d'Azeglio als sardinischer Commissair für die Romagna geschickt, der h. Vater war aber nicht gesonnen, sich ohne Widerstand alles gefallen zu lassen, sondern schickte seine Schweizer unter General Kalbermatten nach dem auch schon empörten Perugia, um es wieder zu unterwerfen. Die tapfern Schweizer stürmten die Stadt, wobei sie ihren Hauptmann Abyberg verloren, und behaupteten sie, umheult von Verwünschungen, denn die revolutionäre Presse log ihnen alle erdenklichen Greuel an, die sie begangen haben sollten. Ihr General schlug diese Lästerungen durch eine würdevolle Rechtfertigung nieder. Auch in Ancona, Forli, Ravenna und Ferrara wurde die Autorität des Papstes aufrecht erhalten.

In dem kurzen Zeitraume zwischen den Schlachten von Magenta und Solferino war am 12. Juni das Ministerium Derby durch eine ihm ungünstige Abstimmung in einer Nebensache in die Minderheit versetzt und dadurch zum Austritt genöthigt worden und Palmerston und Russel hatten das Staatsruder von neuem ergriffen. Damit war für Oesterreich vollends jede Hoffnung verschwunden, von dieser Seite her eine Hülfe oder nur eine billige Verwendung zu finden. Auf Preußen hatte jedoch dieser Vorgang in England nicht so großen Einfluß, als man besorgte. Preußen ging seinen eigenen Weg, indem es schon am 14. Juni, also nur zwei Tage

nach dem englischen Ministerwechsel, alle seine Armeecorps mobilisirte, mit den Mittelstaaten wegen gemeinsamer Maßregeln unterhandelte und am 25. schon die Aufstellung eines süddeutschen Observationscorps am Oberrhein erwirkte. Fürst Windischgrätz, der am 4. Juli von Wien nach Berlin kam, war am 5. Zeuge, wie der Prinzregent mehreren Armeecorps die Marschordre nach dem Rheine ertheilte, und somit, ohne sich um das Abrathen Palmerstons zu bekümmern, offenbar Partei für Oesterreich ergriff. Denn obgleich der Prinzregent Frankreich nicht den Krieg erklärte, ja immer nur noch vermitteln wollte, brachte seine und des deutschen Bundes Defensivaufstellung am Rhein doch Frankreich dahin, sich auch seinerseits am Rhein zu verstärken und eben deßhalb am Po zu schwächen. Der preußische Marschbefehl kam also jedenfalls Oesterreich zu Gute.

Es machte nun auch rasch davon Gebrauch, indem es sich unter günstigeren Bedingungen, als es sie außerdem hätte hoffen können, mit Frankreich verständigte. Oesterreichs Antrag am Bundestag, den Prinzregenten von Preußen zum Oberbefehlshaber der gesammten deutschen Bundesmacht (mit Einschluß dreier österreichischer Armeecorps) zu ernennen, am 7. Juli, mußte vom Prinzregenten aus einem formellen Grunde abgelehnt werden, weil er als unverantwortlicher Regent einer großen Monarchie nicht zugleich verantwortlicher, nöthigenfalls einem Kriegsgericht zu unterwerfender Bundesgeneral seyn könne. Dieser Ablehnung wurden nun aber andere Motive, als wolle er überhaupt Oesterreich nicht helfen, untergeschoben und sofern alle Mittheilungen damals blitzschnell durch den Telegraphen erfolgten, konnte schon am Tage darauf, am 8. Juli, der Kaiser von Oesterreich, die preußische Hülfe als nicht vorhanden verleugnend, mit Napoleon III. sich vertragen.

Auch Rußland scheint seine Hände mit im Spiel gehabt zu haben. Wenn Napoleon noch weiter in Italien siegte, wenn er, sein Programm erfüllend, ganz Italien bis zum adriatischen Meere

eroberte und dann Ungarn insurgirte und überall die Nationalitäten befreiend das Protectorat über die Rumänen übernahm, am Ende auch noch die Polen aufrührte, war damit Rußland lediglich nicht gedient. Man hatte so eben eine Verschwörung in Warschau entdeckt und Kaiser Alexander II. soll unwillig über Victor Emanuels Vorgehen in Mittelitalien gesagt haben: wenn die Könige die Revolution unterstützen, wird es in zehn Jahren keine Könige mehr geben. Rußland scheint demnach, wenn nicht im Lager des Kaisers Franz Joseph, doch in dem Napoleons III. Friedensgedanken genährt zu haben. Dagegen versicherte Mazzini in dem Manifest, welches er nach dem Frieden erließ, Ungarn sey im Voraus dem Großfürsten Constantin bestimmt gewesen. Dem sey wie ihm wolle, so durfte der Kaiser von Rußland dem Vordringen der Revolution bis nach Ungarn mißtrauen.

Napoleon III. selbst ging einfach, wie er auch öffentlich wiederholt erklärt hat, von der Voraussetzung aus, die Marschordre an die gesammte preußische Armee und das gleichzeitige Aufgebot der übrigen Bundestruppen sey eine Kriegsdrohung. Er hatte den Marschall Pelissier, um Frankreich während seiner Abwesenheit zu hüten, zwar mit einer Truppenmacht zurückgelassen, diese reichte jedoch nicht aus, um einem Gewaltstoß der Preußen zu widerstehen. Er hätte einen Theil seines italienischen Heeres abgeben, er hätte selbst aus Italien zurückkehren müssen. Er würde sogar wenn er immer tiefer in einen Krieg mit Preußen verwickelt worden wäre, auch mit England in Conflict gekommen seyn. Für den Ruhm war seit seinem großen Siege bei Solferino genug gethan. Endlich wurde er, wenn er mit Oesterreich Frieden machte, die lästige Abhängigkeit von der italienischen Nationalpartei los. Er hatte den Italianissimi so weit gedient, daß sie ihm immerhin Dank schuldig waren, und er kitzelte ihre Eitelkeit, indem er sie nunmehr auf ihr Italia fara da se verwies, als seyen sie jetzt stark genug, sich selber zu helfen.

Daher nun die Bereitwilligkeit, mit der er die erste Gelegen-

heit ergriff, dem Kaiser von Oesterreich seine Friedensliebe kund zu thun. Diese Gelegenheit fand sich, indem ein österreichischer Offizier ins französische Lager geschickt wurde, um sich die Leiche des jungen Fürsten Windischgrätz zu erbitten, die auf dem Schlachtfelde von Solferino liegen geblieben war. Dieser gefallene edle Jüngling war der Sohn des eben in Berlin unterhandelnden Fürsten. Man empfing den Boten mit ausgesuchter Höflichkeit und drückte den lebhaften Wunsch aus, dem Blutvergießen möchte Einhalt gethan werden. Zunächst wurde ein Waffenstillstand vorgeschlagen und schon am 8. Juli zu Villafranca abgeschlossen. Napoleon III. wünschte dann sogleich eine persönliche Zusammenkunft mit Franz Joseph, dieselbe erfolgte an demselben Ort am 11. und hatte noch an demselben Tage den Abschluß des Friedens zur Folge. Napoleon gab bereitwillig sein Programm „Italien frei bis zur Adria“ auf und verlangte nur die Lombardei, um dieselbe Sardinien geben zu können. Oesterreich trat die Lombardei ab (leider auch das Stilfser Joch, welches bisher Tirol schützte), behielt aber Venedig und das Festungsviereck, von wo aus es eigentlich die lombardische Ebene immer noch beherrscht. Auch die mittelitalienischen Fürsten sollten hergestellt werden. Franz Joseph erklärte es zu Villafranca für eine Ehrensache, seinen Verwandten Toscana und Modena zu erhalten. Napoleon III. willigte auch ein, aber nur unter der verfänglichen Bedingung, daß die Völker ihre bisherigen Fürsten freiwillig zurückriefen und keinerlei fremde Intervention einträte. „Wenn, wie Ew. Majestät sagen, die große Mehrheit der Bevölkerung in Toscana und Modena für ihre Fürsten gestimmt ist, so wird das keinen Anstand haben.“ Der italienische Staatenbund sollte zu Stande kommen unter dem Vorsitz des Papstes. Um alle Puncte in's Reine zu bringen, sollten österreichische und französische Commissaire in Zürich zusammentreten, alle andern Mächte aber von dieser Friedensconferenz ausgeschlossen seyn.

Die Gründe, warum Franz Joseph so schnell den Kampf auf-

gab und die Lombardei opferte, bezeichnete er selbst in seiner Proclamation. „Gestützt auf mein gutes Recht bin ich in den Kampf für die Heiligkeit der Verträge getreten, zählend auf die Begeisterung meiner Völker, auf die Tapferkeit meines Heeres und auf die natürlichen Bundesgenossen Oesterreichs. Meine Völker fand ich zu jedem Opfer bereit, die blutigen Kämpfe haben der Welt den Heldenmuth und die Todesverachtung meiner braven Armee erneuert gezeigt, die in der Minderzahl kämpfend, nachdem Tausende von Offizieren und Soldaten ihre Pflichttreue mit dem Tode besiegelt, ungebrochen an Kraft und Muth der Fortsetzung des Kampfes freudig entgegensieht. Ohne Bundesgenossen weiche ich nur den ungünstigen Verhältnissen der Politik, denen gegenüber es mir vor allem zur Pflicht wird, das Blut meiner Soldaten sowie die Opfer meiner Völker nicht erfolglos in Anspruch zu nehmen. — Ich habe mich, nachdem Oesterreichs Ehre durch die heldenmüthigen Anstrengungen seiner tapferen Armee unversehrt aus den Kämpfen dieses Krieges hervorgegangen ist, entschlossen, politischen Rücksichten weichend der Wiederherstellung des Friedens ein Opfer zu bringen und die zur Vorbereitung seines Abschlusses vereinbarten Präliminarien zu genehmigen, nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß durch directe, jede Einmischung Dritter beseitigende Verständigung mit dem Kaiser der Franzosen jedenfalls minder ungünstige Bedingungen zu erlangen waren, als bei dem Eintreten der drei am Kampfe nicht betheiligt gewesenen Großmächte in die Verhandlung, mit den unter ihnen vereinbarten und von dem moralischen Drucke ihres Einverständnisses unterstützten Vermittlungsvorschlägen zu erwarten gewesen wäre.“ Napoleon III. hatte nämlich zu Villafranca dem Kaiser Franz Joseph einen Vermittlungsvorschlag vorgelegt, der angeblich von Preußen an Rußland und England gebracht worden seyn sollte, um Oesterreich zu überzeugen, daß es von Preußen trotz dessen Rüstungen werde im Stich gelassen werden. Kaum war diese Anecdote von Villafranca durch die Zeitungen veröffentlicht worden, so erklärte Herr v. Schlei-

nitz durch den preußischen Gesandten in Wien: „Ew. sind ermächtigt, sich mit der größten Bestimmtheit dahin auszusprechen, 1) daß Seitens Preußens keinerlei Bedingungen einer Mediation formulirt oder dergleichen, die von einer andern Macht formulirt gewesen wären, acceptirt worden sind; 2) daß das dem österreichischen Circulär beigefügte, seitdem durch die Zeitungen veröffentlichte Project uns gänzlich unbekannt gewesen ist.“ Die Note vom 24. Juni, worin Herr von Schleinitz England und Rußland abermals zu einer Vermittlung aufforderte, enthielt in der That nichts, was Oesterreich hätte berechtigen können, ihr die gehässige Deutung zu geben, die ihr zu Villafranca untergeschoben wurde. Napoleon III. schickte am 4. Juli durch seinen Gesandten Persigny in London einen Ausgleichungsvorschlag in 7 Puncten, um ihn Oesterreich zu übermitteln. Russel theilte ihn Oesterreich einfach mit, ohne Commentar. Am 7. Juli schickte Napoleon durch seinen Gesandten in Berlin einen zweiten Vorschlag in nur 4 Puncten an Preußen, Preußen aber weigerte sich, die Vermittlung zu übernehmen. Dieser zweite Vorschlag stimmte wörtlich mit den Friedensbedingungen von Villafranca überein, mit einziger Ausnahme der vorgeschlagenen Abtretung Venedigs. Am 7., also demselben Tage, wurde der Waffenstillstand zwischen Oesterreich und Frankreich abgeschlossen. Preußen hatte also an diesem Tage den Vorschlag nicht gutgeheißen und Napoleon täuschte den Kaiser von Oesterreich, indem er ihm glauben machte, Preußen hätte ihn bereits gutgeheißen. Im Uebrigen geht aus Russels Depesche von demselben Tage an Blomfield hervor, daß England mit der Losreißung nicht nur der Lombardei, sondern auch Venedigs von Oesterreich einverstanden war, und bei dem langen Zaudern Preußens war Franz Joseph in der That berechtigt, die Annahme der Vorschläge Napoleons zu Villafranca, die ihm Venedig belließen, für etwas Besseres zu halten, als was ihm England schließlich zudachte. Am 7. Juli schrieb Lord Russel an Lord Blomfield, englischen Gesandten in Berlin: Napoleon III. habe erklärt, in Italien nichts

erobern zu wollen (was Russel für baare Münze nimmt); es stehe demnach eine Vereinigung ganz Italiens zu einem Gesammtstaat von 25. Mill. Seelen bevor (wobei auch bereits Venedig eingerechnet und den Oesterreichern abgesprochen ist), ein Staat, „welcher nach der Ansicht Ihrer Majestät Regierung ein schätzenswerthes Mitglied der europäischen Familie bilden würde.“ Indeß „würde keine Ordnung Italiens vollständig seyn, die nicht auch eine dauernde Reform in der Verwaltung des Kirchenstaats einführt.“ Für diese Ansicht hoffte Russel die preußische Zustimmung und ließ durch den Gesandten der preußischen Regierung dafür danken, „daß sie die heftige Aufregung, welche sich in einigen Theilen Deutschlands erhoben, nicht theile.“ — Uebrigens soll damals auch Moustier, der französische Gesandte in Berlin, einen irrthümlichen Bericht von da nach Villafranca geschickt haben, welcher, dem Kaiser Franz Joseph vorgelegt, geeignet war, denselben zu täuschen. *)

Den wahren Aufschluß gab erst die Verhandlung am 8. Aug. im englischen Oberhause, woraus erhellt, Napoleon habe sich lediglich auf England gestützt. **) Die glänzendste Rechtfertigung erhielt aber Preußen durch die Erklärungen Napoleons III., welcher wiederholt äußerte, nur durch das Vorgehen Preußens sey er zum Frieden gezwungen worden, weil er nicht zugleich am Rhein und am Po

*) Allg. Zeitung 1859, 18. Dec.

**) Lord Normanby sagt: „Man glaubt allgemein, Kaiser Napoleon habe zum österreichischen Kaiser gesagt, daß England sich den Vorschlägen Persigny's von Herzen anschließe, und woferne mein edler Freund sich nicht auf ein authentisches Actenstück, welches das Gegentheil nachweist, berufen kann, war der Kaiser Napoleon, ich muß es gestehen, so zu sprechen berechtigt. Nicht minder berechtigt war auch Kaiser Franz Joseph, seinen Mittheilungen Glauben zu schenken. Daß England keine strenge Neutralität bewahrt hat, ist meine, ist wohl auch anderer Regierungen Ueberzeugung. Beweis dafür liegt in den verschiedenen Depeschen Lord John Russels. Statt ein gemeinschaftliches Handeln mit Preußen anzubahnen, wie er früher versprochen, hat er England von Preußen vollständig losgelöst.“

habe fechten können.*) Ueberdies hatten die französischen Marschälle dringend vor der Forcirung des Festungsvierecks abgerathen, weil die französische Armee durch die Schlachten sehr gelitten hatte, die Hitze unerträglich und die Sumpfluft um das schwer zu erobernde Mantua her tödtlich war.

Von dem Hauptvortheil, den Napoleon III. durch den Frieden von Villafranca errang, sagte er freilich nichts. Das war die weiter getriebene Spaltung, die wenigstens für die nächste Zeit gehässigste Spannung zwischen Oesterreich und Preußen. Preußen war in hohem Grade verletzt, als es seine Rüstungen umsonst gemacht hatte und seinen Truppen Befehl zum Rückmarsch ertheilen mußte, als Oesterreich, dem es hatte helfen wollen, hinter seinem Rücken Frieden machte und die Schuld nun noch dazu offiziell auf Preußen geschoben wurde. Herr von Schleinitz wies die Verleum-

*) Der Moniteur sagt: „Wenn die Thatsachen für sich selbst sprechen, so scheint es auf den ersten Blick unnütz, sie zu erläutern. Wenn jedoch Leidenschaft oder Intrigue die einfachsten Dinge entstellen, so wird es unerläßlich, deren wahren Charakter wieder herzustellen, damit jeder mit Sachkenntniß den Gang der Angelegenheiten beurtheilen könne. Als im Monat Juli die franco-sardinische und die österreichische Armee sich zwischen der Etsch und dem Mincio gegenüberstanden, waren die Chancen auf beiden Seiten ungefähr gleich: denn, wenn die französisch-sardinische Armee den moralischen Einfluß erlangter Erfolge für sich hatte, so war die österreichische Armee numerisch stärker und stützte sich nicht nur auf furchtbare Festungen, sondern auch auf ganz Deutschland, bereit, beim ersten Signal seine Partei zu ergreifen. Wurde diese Eventualität zur Wirklichkeit, so sah Kaiser Napoleon sich genöthigt, seine Truppen von der Etsch zurückzuziehen, um sie nach dem Rhein zu führen, und dann war die italienische Sache, für welche der Krieg unternommen worden war, wenn nicht verloren, so doch höchlich gefährdet. Unter so schwierigen Verhältnissen erachtete der Kaiser es für vortheilhaft, für Frankreich zunächst und dann für Italien, den Frieden zu schließen, unter Bedingungen, welche dem von ihm aufgestellten Programm entsprechen und der Sache, welcher er dienen wollte, nützlich seyn würden."

dung mit edlem Ernst zurück.*) Der Oesterreichische Correspondent gab in einem halboffiziellen Artikel eine Täuschung in Bezug auf die Facta, aber nicht auf die Gesinnung zu, was noch mehr verletzte.**)

Ungemein erfreut kehrte Napoleon III. so rasch nach Frankreich zurück, daß er am 17. Juli schon wieder in St. Cloud war. Auch den größten Theil seiner Armee ließ er nachkommen und am 14. August einen Triumpheinzug in Paris halten, wobei die Verwundeten wieder den Vorschritt hatten. Das Fest wurde durch einen heftigen Platzregen gestört. Der Kaiser erließ eine allgemeine Amnestie, welche jedoch den Effect, den sie bezweckte, nicht hervorbrachte, weil die Sicherheitsgesetze noch fortbestanden, wo-

*) „Ich glaube es ferner als ein von den Beziehungen, welche im Kriege zu bestehen pflegen, abweichendes Verfahren ansehen zu dürfen, daß einer der kriegführenden Theile von dem andern, seinem Gegner, sich über die Dispositionen der neutralen Mächte belehren läßt. Wenn ich aber recht unterrichtet bin, so muß Graf Rechberg, heute wenigstens, die Gewißheit besitzen, daß das angeblich von den drei neutralen Mächten angenommene Mediationsproject in sieben Puncten kein englisches, sondern ein französisches, in London zurückgewiesenes war. Jedenfalls haben wir davon erst mehrere Tage nach der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien die erste Nachricht erhalten."

**) „Die Worte des kaiserlichen Manifestes seyen vollgültig, selbst wenn bezüglich des Verhältnisses Preußens zu dem ursprünglich von Frankreich nach London mitgetheiltem Mediationsproject ein auffallendes Mißverständniß obwalte. Europa sey Zeuge, daß seit Monaten die moralische Action Preußens eher gegen als für Oesterreichs Integrität gewesen sey. Allerdings vermied Preußen die Initiative, die Oesterreich Territorialabtretungen angemuthet hätte, doch behandelte es Oesterreichs Territorialbesitz von 1815 mehr als Voraussetzung, von der abzugehen mögliche Garantie diesfalls nicht geboten wurde. Bei einer Fortsetzung des Kampfes mußte Oesterreich gefaßt seyn, das Berliner Cabinet am ungünstigen Vermittlungsstandpunct festhalten zu sehen. Wir verlangen keinen müßigen Streit über Geschehenes, aber es ist unsere Pflicht, thatsächliche Begründung kaiserlicher Worte nicht anzweifeln zu lassen."

durch die Amnestie wenigstens für jeden Verdächtigen illusorisch blieb. *)

Ohne daß es Napoleon gehindert hätte, war der junge Herzog von Chartres als Freiwilliger in die sardinische Armee eingetreten und hatte den Feldzug gegen die Oesterreicher mitgemacht, zog sich nachher aber wieder zurück. Lebhafteren und unternehmenderen Geistes, als sein älterer Bruder, der Graf von Paris, wollte er den Franzosen in Erinnerung bringen, daß die Familie Orleans noch existire und einen edeln Ehrgeiz habe, Frankreich zu dienen, wo möglich einmal dessen Krone wieder zu verdienen.

In Oberitalien wurden nur sieben französische Divisionen unter Marschall Vaillant zurückgelassen. Die österreichischen Gefangenen, etwas über 10,000 Mann, wurden nicht auf dem nächsten Wege nach Verona, sondern durch Frankreich und über Straßburg zurückgeschickt, auf demselben Weg, den auch die französischen Gefangenen (in geringerer Zahl) zurückpassirten. Die armen Gefangenen erhielten auf der Durchreise durch Schwaben und Baiern die rührendsten Beweise der Liebe.

---

*) „Die Blätter fangen an, zu rechnen, wie viele von dem kaiserlichen Gnadenact profitiren werden. 1848 sind 11,003 Juni-Gefangene deportirt worden; nach dem Staatsstreich die bescheidene Menge von 26,884, und Hrn. Orsini, dem italienischen Patrioten, verdanken 428 Franzosen den Genuß des Exils; angeblich sollen von den 38,315, die somit die neue Auflage der alten Geburtswehen des Kaiserreichs gekostet, nur noch 1927 in der Fremde seyn. Die übrigen sind angeblich schon länger begnadigt. Die bekannte Schrift „Quatre ans à Cayenne“ behauptet, den Deportirten sey die Freiheit zumeist auf andere Weise geworden, der Tod habe sie erlöst. Auch in Lambessa ist notorisch die Sterblichkeit groß gewesen. Wären die Begnadigungen auffallend zahlreich gewesen, so würden sie sicher früher erwähnt worden seyn, dies ist indeß nicht geschehen.“

Viertes Buch.

Die Zerwühlung Italiens.

Mit dem Frieden von Villafranca war niemand unzufriedener als die Italiener selbst, denn sie sahen das Programm „Italien frei bis zur Adria" nicht erfüllt; Cavour mußte die Hoffnung, zur Lombardei auch noch Venedig zu erwerben, aufgeben; Garibaldi war durch den Frieden überflüssig geworden, und Mazzini hatte Recht behalten, sofern er immer vor der zweideutigen Politik Frankreichs gewarnt hatte. Napoleon sagte nach seiner Rückkehr aus Italien, indem er den Frieden rechtfertigte, unter anderem ausdrücklich: „ich hätte mich, wenn ich den Krieg hätte fortsetzen wollen, überall durch die Hülfe der Revolution stärken müssen." Er wäre immer deutlicher als das bloße Werkzeug der Italianissimi erschienen. Das duldete weder sein Stolz, noch sein Interesse. Die „Nationalitäten" sollten nur sein Werkzeug werden, nicht er das ihrige. Für seinen eigentlichen Zweck, Savoyen und Nizza mit Frankreich zu vereinigen, hatte er unter dem Vorwand, die

italienische Nationalität gegen Oesterreich zu schützen, das Erforderliche gethan. Er konnte Garibaldi und den Mazzinisten sagen: „ich habe euch Breche gelegt, Mittel- und Unteritalien stehen euch offen, wühlt und emancipirt euch nun so viel ihr wollt.“ Er konnte Viktor Emanuel sagen: „Du hast die Lombardei und die Aussicht auf noch mehr, Parma, die Romagna. Es wird mir auch nicht darauf ankommen, in Zürich zurückzunehmen, was ich in Villafranca versprochen habe, und dir auch Toscana und Modena zu geben. Ich aber muß jetzt Savoyen und Nizza haben, wie es längst unter uns verabredet war. Als Entschädigung für meine Kriegskosten, dem Nationalitätenprincip zufolge, denn in Savoyen spricht man französisch, und des Gleichgewichts wegen, denn du könntest zu mächtig werden, wenn du zu dem, was du bekommst, noch alles behieltest, was du schon hattest.“ Die Annexirung Savoyens und Nizza's wurde von Frankreich noch nicht gleich vorgenommen, weil jeder Gedanke daran noch sorgfältig verheimlicht, weil erst die sardinische Eroberung in Mittelitalien weiter vorgerückt seyn sollte, um den Anwachs derselben so groß erscheinen zu lassen, daß das Wegschneiden Savoyens gerechtfertigt werden konnte.

Mazzini erließ gleich nach dem Frieden schon wieder ein Manifest, worin er die Seinen auf's ernstlichste vor dem „Bunde der drei Kaiser“ warnte, sofern er annahm, Oesterreich könne sich mit Frankreich und Rußland gegen die Freiheit alliiren. Hinter diesem Manifest blickt die Eifersucht Englands hervor, welches sich damals sehr beeiferte, durch seinen Einfluß auf die Italianissimi dem französischen die Waage zu halten. Sardiniens mußten sich übrigens damals alle Parteien bedienen. Napoleon mußte Sardiniens Umgriffe in Mittelitalien begünstigen, um Savoyen zu bekommen. Aber auch England und Garibaldi mußten den Schein annehmen, als wollten sie nur für Sardinien wirken, weil sie für eigene Rechnung nicht wirken konnten, ohne auf Frankreichs Widerstand zu stoßen.

Cavour nahm seine Entlassung, wahrscheinlich nur zum Schein,

um es mit den Italianissimi nicht zu verderben. Er soll sich damals Garibaldi auffallend genähert haben. Dieser letztere aber verließ den sardinischen Dienst, um die Revolution in Mittelitalien scheinbar selbständig in die Hand zu nehmen. Seine schon am 19. Juli erlassene Proclamation lautete: „die Italiener sollen trotz des Friedens von Villafranca die Waffen nicht niederlegen.“ Dieses Programm war unsichtbar unterzeichnet von Napoleon III. und Lord Palmerston. Es war die Concession, durch welche der erstere sich Ruhe vor den Dolchen und Bomben der Italianissimi verschaffte, und zugleich die Eifersucht Englands beschwichtigte, denn wenn Italien fortwährend revolutionirt und die alten Dynastieen daselbst entthront wurden, konnte für England in Sicilien ein Erwerb abfallen, der den französischen in Savoyen und Nizza ausglich.

In der Lombardei berauschte man sich einige Wochen lang im Freiheitstaumel, bald aber stellten sich die Nachwehen ein. Das Volk mußte dem neuen Herrn mehr bezahlen, als es früher an Oesterreich bezahlt hatte. Der Bauer, der nie hatte mitwühlen wollen, der gerne Frieden und Ruhe gehabt hätte, vermochte sich in die auf einmal erkünstelte Begeisterung für den Sardenkönig am wenigsten hineinzulügen. Viele lombardische Soldaten blieben freiwillig bei der österreichischen Armee (wie die modenesischen). Viele von Adel verließen Mailand. Lombardischer Stolz empörte sich gegen den piemontesischen. Mailand war nicht gemacht, dem viel kleineren Turin zu gehorchen. — In Venedig gährte es anfangs sehr, viele Jünglinge liefen von dort hinweg zu den Piemontesen. Durch den Frieden von Villafranca wurde aber diese Besitzung Oesterreichs festgehalten und auch in Venedig begann sich die Bevölkerung wieder zu besinnen, als sie nach und nach inne wurde, wie wenig die sardinische Herrschaft beglücke, welche hohe Steuern, welche Quälereien, welcher Dünkel der Beamten, welche Parteityrannei, welche Verachtung der Kirche und der Sittlichkeit und welches Lügensystem ihr überall folge. Denn wer dem

neuen Herrn nicht unbedingt huldigte, war der Verfolgung ausgesetzt, und die Kerker füllten sich mit angeblichen Anhängern Oesterreichs. In Bergamo, dessen Bischof Speranza sich stets muthig den Wühlern entgegengestellt hatte, wurde dessen Pallast am 3. Sept. vom Pöbel gestürmt und verheert.

Napoleon III. duldete, daß Sardinien sich auch Mittelitaliens bemächtigte. Trotz des Friedens von Villafranca und trotz des Besuchs, den der Großherzog von Toscana damals in Paris machte, erklärte er einer italienischen Deputation, die ihn deshalb bestürmte, er werde eine gewaltsame Restauration der rechtmäßigen Herrn von Toscana und Modena nicht dulden, vielmehr den Bevölkerungen dieser Länder überlassen, sich durch Plebiscit ihre Herrn selbst zu wählen. Oesterreich war nicht stark genug, diese Interpretation des Friedens von Villafranca zu verhindern, weil damals auch Rußland Fürstenhäuser, die nur unter Oesterreichs Einfluß stehen würden, in Italien nicht gerne sah. Napoleon III. selbst scheint das Programm des italienischen Bundesstaats und den Gedanken, den einen oder andern italienischen Staat seinen Vettern, Napoleon oder Murat zu geben, in Reserve behalten zu haben, wenn er auch zunächst Cavour und Garibaldi wirthschaften und ganz Mittel- und Süditalien zerwühlen ließ.

Massa und Carrara waren schon im Mai von Sardinien annexirt worden. In Toscana ging man etwas langsam zu Werke und bereitete alles vor, um durch ein Plebiscit die Annexirung zu erzielen, sofern Napoleon III. unter dieser Bedingung ein fait accompli zu machen eingewilligt hatte. Man berief daher eine sog. toscanische Nationalversammlung, terrorisirte die Wahlen und brachte Parteigenossen hinein, die am 16. August die Absetzung des Hauses Lothringen votirten, worauf am 30. September provisorisch die sardinischen Farben aufgezogen wurden. Der Kanonendonner des Festes wurde aber durch den Donner eines furchtbaren Gewitters übertönt, welches dreimal in die Stadt einschlug. Die gleiche politische Comödie wiederholte sich am 19. August in Modena. Die

Entscheidung über die Anerkennung Victor Emanuels als künftigen Oberherrn der Toscaner erfolgte durch ein Plebiscit am 11. und 12. März 1860, wobei die Conservativen und Gemäßigten wieder durch die herrschende Partei bei den Wahlen terrorisirt oder davor zurückgeschreckt wurden. Zahlreiche Berichte aus Toscana stimmen darin überein, daß jener Terrorismus in allen Beziehungen fortgesetzt wird, daß ein abscheuliches Spionirsystem mit Brieferbrechen und Belauerung aller Art die Conservativen und Gemäßigten quält und harter Verfolgung überliefert, während das unter den Großherzogen so wohlerhaltene Staatsgut von der neuen revolutionären Behörde geplündert, binnen wenigen Wochen die Summe von 50 Millionen verschleudert und eine öffentliche Liederlichkeit eingeführt wurde, welche aller frühern Ehrbarkeit der Florentiner widersprach. Die herrschende Partei feierte öffentlich die schändlichsten Orgien und im Theater sah man empörende Obscönitäten. Der Großherzog Leopold II. wollte nichts mehr von dem undankbaren Lande wissen und trat am 21. Juli alle seine Rechte an seinen Sohn Ferdinand ab.

P a r m a war noch weniger geschützt, als Toscana und Modena, weil hier ein noch unmündiges Mitglied der Familie Bourbon auf dem Thron saß, das mit seiner regierenden Herzogin Mutter hatte flüchten müssen. Wer hätte damals für einen Bourbonen das Wort ergriffen oder gar das Schwert gezogen? Doch wurde auch hier mit der sardinischen Besitzergreifung noch gezaudert, und erst als am 7. October 1859 Oberst Anviti, ein Günstling des ermordeten Herzogs, unvorsichtig in die Stadt zurückzukehren gewagt hatte, vom Pöbel erkannt und auf's grausamste ermordet worden war, rückten sardinische Truppen ein, um die Ordnung zu erhalten.

Papst P i u s IX. wurde durch die bisher siegreichen Parteien in Italien schwer bedrängt. Sardinien, welches die Lombardei gewonnen hatte und im Begriff war, sich auch Mittelitalien zu annexiren, hatte schon längst die katholische Kirche mißachtet, die Bi-

schöfe verfolgt und für den flachsten Josephinismus Propaganda gemacht, und trachtete jetzt, sich die wieder mit ihrem antik heidnischen Namen bezeichnete Aemilia, das Gebiet von Bologna diesseits der Appenninen, zu annexiren. Auf der andern Seite aber wühlten die Anhänger Mazzini's und Garibaldi's unter Vorschub der Engländer in Unteritalien. Den bewährten Schutz Oesterreichs hatte der Papst jetzt eingebüßt und Frankreich drängte ihm den seinigen auf. General Goyon mit einer ansehnlichen Zahl französischer Truppen beschirmte den Papst, indem er ihn zugleich in einer Art von Gefangenschaft hielt. Das Verhältniß des h. Stuhls zu Frankreich war und blieb ein gespanntes. Napoleon III. verzieh dem Papste nicht, daß derselbe nicht hatte nach Paris kommen wollen, um ihn zu krönen. Napoleon wollte nicht mit dem Papste brechen, aber ihn sich unterordnen, ihn zu seinem Werkzeuge machen; das wußte aber Pius IX. und deßwegen blieb er allen Liebkosungen, wie allen Drohungen von Paris her unzugänglich. Als Napoleon III. in Italien einrückte, ließ er den Papst nicht nur durch seinen Gesandten in Rom, Grafen von Grammont, und durch Goyon, sondern auch noch durch einen außerordentlichen Gesandten Latour d'Auvergne mit Betheuerungen der innigsten Anhänglichkeit und Schmeicheleien versuchen. Der Papst aber machte eine Miene, wie einer, der ins Buch sieht, ohne zu lesen, oder anwesend ist, ohne zu hören, wandte sich endlich zu einem Crucifix und rief aus: Ecco quello che non ha mai ingannato; in lui é la mia fiducia. (Dieser ist's, der nie betrogen hat; auf ihn vertraue ich.)

Unmittelbar nach dem Frieden von Villafranca schrieb Napoleon III. an den Papst, schmeichelte ihm mit der Hoffnung, die Versöhnung „der beiden katholischen Kaiser" werde der Kirche unberechenbaren Segen bringen, versicherte ihn seines Schutzes, bat ihn aber zur Bildung der projectirten italienischen Conföderation mitzuwirken und sich zu den verlangten Reformen zu bequemen, ließ aber auch die Drohung mit förmlicher Säcularisation des

Kirchenstaats durchblicken. Der h. Vater antwortete mit nur zu gerechten Beschwerden über die Umtriebe des von Paris aus nach Mittelitalien gesendeten Pierri, der in Modena und Bologna die Insurrectionen angezettelt und Aehnliches in Rom selbst versucht hatte, und mit Protesten in Betreff der von Sardinien und Frankreich hervorgerufenen und geduldeten Afterregierung in Bologna.

Einer energischen Allocution des Papstes an die Cardinäle am 20. Juni folgte ein allen Mächten übersandter eben so energischer Protest vom 12. Juli. Die Wühler ließen sich jedoch, der mächtigsten Unterstützung gewiß, nicht abhalten, die neugeschaffene Provinz Aemilia erst durch eine Deputation dem Schutze Victor Emanuels zu empfehlen, dann durch eine zu diesem Zweck einberufene sog. Nationalversammlung zu Bologna demselben förmlich zur Annexirung anzutragen, am 6. September. Da nun Victor Emanuel es nicht direct ablehnte, konnte der Papst den sardinischen Gesandten in Rom nicht länger dulden und schickte ihn fort.

Eine starke moralische Unterstützung fand der Papst damals im französischen Klerus. About, eine der minder geschickten Federn, deren sich Napoleon III. zu bedienen pflegte, hatte schon im Mai 1859 eine Flugschrift „die römische Frage" herausgegeben, in welcher er der Kirche alles Recht gegenüber dem Staate absprach, so imperialistisch als immer möglich. Das ging nun nicht blos den Papst, sondern auch den Episcopat an, fand demnach auch bald einen mehr oder weniger kräftigen Widerspruch bei den Bischöfen. Cardinal Morlot, Erzbischof von Paris, machte dem Kaiser ernste Vorstellungen. Viele Bischöfe erließen zur Vertheidigung der Kirche Hirtenbriefe, vor allen feurig die Bischöfe Parisis von Arras und Dupanloup von Orleans. Der Kaiser äußerte nun auf einer Rundreise im October zu Bordeaux gegen den dortigen Erzbischof: „Ich habe die feste Hoffnung, daß für die Kirche eine neue Aera des Ruhms an dem Tage anbrechen wird, an welchem alle Welt meine Ueberzeugung theilen wird, daß die weltliche Gewalt des h. Vaters der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens nicht im Wege steht."

Diese Worte konnten mißverstanden und zu sehr zu Gunsten des Papstes ausgelegt werden. Eine zweite vom Kaiser inspirirte Flugschrift, welche von Laguerronière verfaßt, im December ausging (der Papst und der Congreß), bezeichnete jedoch auf's deutlichste, was der Kaiser wollte: Fortbestand der geistlichen Gewalt des Papstes, aber Einschränkung seiner weltlichen Herrschaft auf die Stadt Rom. „Je kleiner sein Gebiet, desto größer wird der Souverain seyn," war die Phrase, mit der bewiesen werden sollte, der weltliche Besitz habe dem Ansehen des Papstes immer nur geschadet. Ganz in gleichem Sinne äußerte sich der Kaiser selbst in einem Schreiben an den Papst vom 31. December, in dem er geradezu die Abtretung der Legationen verlangte und ihm bedeutete, nur um diesen Preis könne er die Erhaltung des Uebrigen erkaufen.

Pius IX. erklärte in einer Anrede an General Goyon die Flugschrift ohne weiteres für ein „Werk der Heuchelei und ein unedles Gewebe von Widersprüchen", und antwortete am 8. Jan. 1860 Napoleon III. eben so freimüthig, „die Revolution in der Romagna sey von Sardinien und Frankreich angezettelt, die große Mehrheit des Volkes habe sie gar nicht gewollt, sey davon überrascht und erschreckt worden. Wenn Napoleon von ihm verlange, um die Revolution zu ersticken, Provinzen abzutreten, wie viele Provinzen hätte dann wohl Frankreich, wo die Revolutionen gar nicht aufhören, schon abtreten müssen?" In einer Encyclica an alle Bischöfe erklärte der Papst ferner, er könne die Legationen nicht abtreten und auf den Kirchenstaat nicht verzichten, weil sie nicht sein Eigenthum, sondern das der Kirche seyen, und forderte sie auf, alle vereint das uralte Recht der Kirche zu wahren. Da antworteten ihm in hundertstimmigem Echo nicht nur fast alle Bischöfe von Frankreich, sondern auch vom ganzen übrigen Europa, ihm vollkommen zustimmend, ihm ihre Treue versichernd, ihn ermuthigend und durch ihn ermuthigt. In der ganzen katholischen Christenheit wurde für die Erhaltung des h. Stuhls gebetet und für den, der so muthvoll die ewigen Rechte der Kirche vertrat.

Die Collectiverklärung der Bischöfe von Belgien, Deutschland, England, Holland, Irland, Oesterreich, Schottland und der Schweiz besagte: „Europa wird durch das Band eines Völkerrechtes umschlungen, welches auf christlicher Grundlage ruht. Nicht die Macht, sondern das Recht eines Staates soll das Entscheidende seyn; die politischen Interessen sollen die Gerechtigkeit als ein Höheres über sich erkennen. Wenn der friedliche Thron des heiligen Vaters durch solche Mittel gestürzt werden darf, so ist das Band des europäischen Völkerrechtes zerrissen. Ueberdieß sind die Grundsätze, auf welche die italienische Revolution sich beruft, eine Kriegserklärung, welche nicht gegen den Kirchenstaat allein geschleudert ist. Wenn die Ansprüche, die man im Namen der Nationalität erhebt, mehr gelten, als das Gesetz Gottes und die Pflichten des bürgerlichen Gehorsams, so ist über die mächtigsten Reiche Europa's das Urtheil des Zerfalles gesprochen, oder ihr unverletzter Fortbestand ist doch keine Frage des Rechtes mehr, sondern nur eine Frage der überlegenen Gewalt und des Zusammentreffens günstiger Umstände. Indem also die Unterzeichneten für das päpstliche Fürstenrecht vor Europa's Angesicht ihre Stimmen erheben, vertreten sie die Sache der katholischen Kirche und der heiligsten Interessen von zweihundert Millionen."

Auch die preußischen Bischöfe richteten eine Bittschrift an den Prinzregenten, um ihn aufzufordern, er möge die Rechte des Papstes schützen helfen. In Paris selbst legte Walewsky als Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine Stelle nieder, weil er mit dem Vorgehen seines Herrn gegen den Papst nicht einverstanden war, und Thouvenel trat an seine Stelle (5. Januar). Dupanloup aber erließ ein neues Schreiben voll apostolischer Kraft, was ihm einen Prozeß zuzog, weil er einen seiner Vorgänger, den Bischof Raillon von Orleans, ein Werkzeug des ersten Napoleon, als Verräther der Kirche und schlechtestes Beispiel bezeichnet hatte. Er vertheidigte sich auf's edelste und wurde freigesprochen (19. März 1860). Die Hauptsache, um die es sich hier

handelte, war schon von Napoleon I. klar erörtert worden (vgl. Theil II., S. 431), der Papst muß weltlicher Herr des Kirchenstaats bleiben, weil er ohne eigenen weltlichen Besitz nothwendig Unterthan einer Großmacht werden müßte. Das könnten sich aber die anderen Großmächte nicht gefallen lassen. Er muß frei dastehen zwischen allen. Das war es nun aber gerade, was Napoleon III. nicht wollte. Seiner weltlichen Gewalt beraubt, im Quirinal eingeschlossen und von Franzosen bewacht, sollte der Papst nur noch ein Werkzeug napoleonischer Politik seyn. Nous sommes ici en France, sagte Goyon in Rom. Oesterreich war besiegt und konnte es nicht mehr hindern, Spanien zu ohnmächtig, um wirksame Einsprache zu thun. Die nichtkatholischen Mächte ging die ganze Sache nichts an oder schien es sogar in ihrem confessionellen Interesse zu liegen, eine Schwächung der päpstlichen Macht nicht ungern zu sehen.

Victor Emanuel, auf diese napoleonische Politik sich stützend, zauderte nicht, den h. Vater zu bedrängen, schob aber die Italianissimi voran, die am besten geeignet schienen, der Sache des Papstes den Schein der Unvolksthümlichkeit zu geben. Garibaldi wurde daher schon Anfang August 1859 zum Oberbefehlshaber in Toscana, Modena und der Romagna ernannt und begab sich nach Florenz und Bologna, die Bevölkerungen für die italienische Einheit zu begeistern. Wenn er ihnen die einstweilige Annexirung mit Sardinien als den rechten Weg zur Einheit empfahl, so geschah es nur, um die ihm unumgänglich nothwendige Protection Sardiniens und Frankreichs nicht zu verscherzen. Er bediente sich Cavours, ohne sich zum Werkzeug für dessen habgierige Sonderpolitik zu erniedrigen. Ihm war die Einheit Italiens ein heiliger Gedanke; als echter Soldat aber zog er einen König von Italien der von Mazzini projectirten italienischen Republik bei weitem vor. Nachdem er die Annexirung vorbereitet hatte, trat er wieder zurück, wohl nicht wegen eines häuslichen Verdrusses (indem ihm seine eben erst angetraute junge Frau untreu wurde), sondern um sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu suchen.

Joseph Garibaldi von Nizza, 1807 geboren, diente zuerst auf der sardinischen Flotte, ergab sich der Partei Mazzini's, mußte fliehen und diente dem Bey von Tunis, fuhr dann über Meer und diente zu Wasser und zu Lande als kühner Admiral und Reitergeneral der Republik Uruguay gegen Rosas, den Dictator von Buenos-Ayres. Im Jahre 1848 nach Europa zurückgekehrt, wurde er Italiens erster Held und weltberühmt durch die lange Vertheidigung Roms gegen Oudinot und durch seine kühne Flucht. Er ist ein schöner Mann und wie geschaffen, seine Landsleute zu begeistern und durch sein Beispiel mit dem Muthe zu erfüllen, der ihnen gewöhnlich fehlt.

Victor Emanuel zauderte nicht, den h. Vater immer stärker zu bedrängen und geradezu die Abtretung der Aemilia von ihm zu verlangen und ihm im Weigerungsfalle die Wegnahme derselben anzukündigen. Der Papst antwortete am 14. März 1860: „Die Idee, welche Ew. Majestät mir auszudrücken gedachten, ist weder weise noch eines katholischen Königs würdig. Meine Antwort ist bereits in meiner Encyclica an den Episcopat enthalten. Uebrigens bin ich sehr betrübt, nicht meinetwegen, sondern wegen des Unheiles Ihrer Seele, indem ich Sie von der Censur getroffen fühle, die Sie noch in größerem Maße treffen wird, wenn Sie den kirchenräuberischen Act vollbracht haben werden." Hierauf nahm Victor Emanuel schnell, schon am 18. März, die durch das ämilianische Plebiscit auf ihn gefallene Wahl an und erklärte sich zum Herrn der Romagna. Pius IX. aber antwortete schon am 26. mit der Excommunication. Alle Urheber und Theilnehmer der Revolution im Kirchenstaat wurden in den Bann gethan, jedoch nicht namentlich genannt. Durch diese milde Form wurde die moralische Wirkung des Bannes nicht abgestumpft. Sie genirte auch den Kaiser der Franzosen, der am 1. April die Bekanntmachung päpstlicher Edicte ohne seine, des Kaisers Einwilligung, streng verbot, nachdem er schon vorher durch seinen Minister Roulard die französischen Bischöfe auf's dringendste zur Ruhe hatte

mahnen lassen. In Bologna selbst hielt der Erzbischof Cardinal Viale Prela treu zum Papste. Von der Revolution vertrieben, war er zurückgekehrt, verbot jeden Gottesdienst beim Empfang des neuen Königs, der im April von Turin herbeikam, verbot irgend Jemand, der bei der Revolution betheiligt war, die Absolution zu ertheilen, erlag aber den Sorgen und Gefahren seiner Stellung und starb am 15. Mai 1860. Erzbischof Corsi in Pisa verschloß, als Victor Emanuel dahin kam, alle Kirchen. Auch der Bischof von Modena wurde, wie der von Bergamo, wegen seiner Treue gepriesen, während die von Florenz, Mailand und Brescia gegen den neuen König schweifwedelten. In der insurgirten Romagna bemerkte man damals viele englische Agenten, welche protestantische Tractätlein austheilten in der Einbildung, den phantastischen Italienern ihre Nüchternheit mittheilen zu können. Die Verfolgung der Bischöfe in Sardinien dauerte fort. Die Bischöfe von Piacenza, Faenza und Commacchio wurden verurtheilt und bestraft, eben so der Erzbischof von Pisa und der Klerus von Bologna.

Im April 1860 erschien plötzlich der berühmte General Lamoricière in Rom, dorthin gleichsam entführt durch den belgischen Grafen von Merode, einen feurigen Ultramontanen. Lamoricière, welcher bisher in Belgien gelebt hatte, sollte unter den Augen des Papstes und zu dessen Schutz eine Armee organisiren. Man wußte, wie sehr dieser Held in der französischen Armee beliebt war, und man konnte in der That keinen bessern finden, um Garibaldi ein wenig in den Schatten zu stellen. Er wurde päpstlicher Obergeneral, sein Freund Merode päpstlicher Kriegsminister. In ganz Europa aber wurden von nun an für den Papst theils Truppen geworben, theils ein Anleihen contrahirt und der Peterspfennig eingesammelt. Es galt die heilige Sache der Kirche und Tausende von Gläubigen, besonders fromme Irländer, eilten nach Rom, um für den Papst zu kämpfen. Napoleon III. aber ließ Lamoricière gewähren, der sich daher mit General Goyon in Rom in ein freundliches Einvernehmen setzen konnte. Napoleon wollte den

Papst nicht weder dem Sardinier, noch Mazzini zum Opfer bringen, sondern ihn zu einem geschmeidigen Werkzeuge Frankreichs machen, Lamoricière kam ihm daher ganz gelegen, um Sardinien und die Italianissimi im Schach zu halten. Die Freischaaren der letzteren machten am 19. Mai einen Einfall ins römische Gebiet und plünderten Latera, wurden jedoch zurückgeworfen, wie auch ein kleiner Volkstumult in Rom selbst am 19. März durch die päpstlichen Truppen, ohne Hülfe der Franzosen unterdrückt worden war. Seitdem blieb dort Stillstand. Lamoricière konnte nicht gegen Bologna vorschreiten, weil er noch zu viel Mühe mit der Organisation seines buntscheckigen Kreuzheeres hatte, der Sarde aber machte auch seinerseits keine Unternehmung gegen Rom, welches die Franzosen hüteten.

Frankreich hatte unterdeß noch mehr für den Sarden gethan, als dieser hatte erwarten dürfen. Die Unterhandlungen in Zürich zum Behuf des definitiven Friedensschlusses, auf Grund der Präliminarien von Villafranca, wurden vom österreichischen Grafen Karolyi mit dem französischen Gesandten von Bourquenoy gepflogen und am 10. November 1859 der Frieden abgeschlossen. Oesterreich entsagte der Lombardei, welche Frankreich empfing und an Sardinien abtrat, Oesterreich behielt aber den Titel. Sardinien übernahm drei Fünftel der Schuld des lombardisch venetianischen Leihhauses und 40 Millionen Gulden vom Nationalanleihen von 1854. Im §. 18 des Vertrages verpflichteten sich Oesterreich und Frankreich, die italienische Conföderation zu fördern. Im §. 19 wurden dem Großherzog von Toscana und den Herzogen von Modena und Parma ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten und gesagt, „der Territorialbestand ihrer Länder könne nicht ohne Mitwirkung der Mächte, durch die er festgesetzt worden sey, verändert werden." Im §. 20 verpflichteten sich Oesterreich und Frankreich, den h. Vater um Reformen im Kirchenstaat anzugehen.

Dieser Frieden wich wesentlich von den Präliminarien in Villafranca ab, denn er machte die Restauration der mittelitalieni-

schen Fürsten erst von der Eventualität einer Uebereinstimmung der Großmächte oder eines Congresses abhängig, der immer vorgeschlagen, aber nicht beschickt wurde, während Napoleon handelte und ein fait accompli nach dem andern schuf.

Im Frieden von Villafranca-Zürich war von einer Entschädigung Frankreichs nicht die Rede gewesen, vielmehr bestand noch die Voraussetzung, Frankreich werde seinem vor dem Kriege erlassenen Programm, daß es keine Eroberung für sich wolle, treu bleiben. Inzwischen war die Abtretung Savoyens und Nizza's zwischen Frankreich und Sardinien schon vor dem Kriege verabredet gewesen und man fing an, die Sache als eine Eventualität zu besprechen, und die Meinung zu verbreiten, es sey doch im Grunde nichts natürlicher, als daß Frankreich für seine großen Kosten entschädigt werde; Sardinien habe schon zu viel bekommen, es dürfe nicht allzumächtig werden, solle daher Savoyen abtreten, welches ohnehin der Sprache nach zu Frankreich und nicht zu Italien gehöre. In Savoyen selbst war das Volk, obgleich es von der sardinischen Regierung auffallend vernachläßigt und namentlich der einheimische Adel dem aus der Lombardei emigrirten Adel in Turin hintangesetzt wurde, doch nichts weniger als französisch gesinnt und scheute, als ein ehrliches und armes Gebirgsvolk, vor den hohen Steuern, der Beamtendespotie und Corruption Frankreichs zurück. Schon im Februar 1859 hatten die Savoyischen Deputirten in der Kammer zu Turin, voran Costa de Bauregard, gegen den ungerechten Krieg, welchen Victor Emanuel zu beginnen im Begriff stand, protestirt, weil sie ahnten, Savoyen werde das Opfer seyn müssen. Auch die Bürger von Chambery baten in einer Adresse an Victor Emanuel, sein Stammland, die Wiege seiner Ahnen, nimmermehr abzutreten. Napoleon III. ließ sich indeß nicht irre machen, verkündete durch seine Organe, Savoyen sehne sich mit Frankreich vereinigt zu werden, und der Kaiser werde, gegen seine Neigung, durch die unüberwindlichen Sympathieen der Savoyarden gezwungen, ihren Wünschen entgegenzukommen. Am 1. März 1860

endlich erklärte er in einer Thronrede im gesetzgebenden Körper, er werde Savoyen und Nizza „zurückfordern" und mit Frankreich wieder vereinigen, weil Sardinien sonst zu mächtig werde, weil Frankreich „die Abdachung seiner Gebirge" zu seinem Vertheidigungssystem bedürfe, weil man in Savoyen französisch spreche und weil das Volk dort selbst die Annexation wünsche. Uebrigens solle die Annexation nicht erfolgen, bis die Zustimmung des Volkes in Savoyen und Nizza durch ein Plebiscit werde beurkundet seyn. Darauf erschien auch eine Deputation aus Savoyen in Paris, und bat den Kaiser um die Annexirung, man bemerkte jedoch, daß sie von niemand beauftragt sey, während man in Savoyen schalt und klagte, die Nordsavoyer Schweizer werden wollten und der savoyische Adel in Turin am 23. März die dringendsten Vorstellungen gegen die Abtretung machte. Doch das half alles nichts, schon am folgenden Tage, 24. März, wurde zu Turin der Abtretungsvertrag unterzeichnet. Darauf wurde bald auch die Volksabstimmung vorgenommen und weil bereits das Land mit französischen Agenten überschwemmt war, man hier ganz so wie in Mittelitalien den Conservativen und Gemäßigten drohte, den mitstimmenden Pöbel bestach, die Wahlzettel verfälschte ꝛc., so konnte es an einer Stimmenmehrheit für die Annexirung nicht fehlen.

Die Sache machte sich leicht, aber vielleicht etwas zu leicht. Napoleon III. handelte ohne Zweifel übereilt, indem er Savoyen und Nizza annexirte, denn er that damit etwas, was er nicht thun zu wollen vorher ausdrücklich vor ganz Europa versichert hatte, zerstörte also jeden guten Glauben an sein Wort, und begann damit ein System der Eroberung oder Wiedereroberung alles dessen, was sein Oheim sich räuberisch von Europa weggerissen, so daß fortan jede europäische Macht durch ihn bedroht war und alle sich vor ihm zu hüten und sich unter sich gegen ihn zu verständigen anfingen.

Europa sah dem Schauspiel in Savoyen anfangs ruhig zu. Es brauchte erst Zeit zur Besinnung. Der Ausdruck in der fran=

zösischen Thronrede „Zurückforderung“ (revendication) erregte Bedenken, weil damit ein Wink gegeben schien, Frankreich werde noch mehr (Belgien, das linke Rheinufer ꝛc.) zurückfordern. Die Annexirung wurde nicht gebilligt, aber auch nicht zu verhindern gesucht. Nur Garibaldi, der Ritter ohne Furcht und Tadel, erklärte sich in der Kammer zu Turin auf's entschiedenste gegen die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza und entrüstete sich, daß man die Befreiung und Einigung Italiens damit anfange, eine alte italienische Provinz, das Schutzgebirge demselben Nachbar abzutreten, gegen den es Italien schützen solle. Im gleichen Sinne protestirten die Nordsavoyer und sammelten 12,000 Unterschriften für den Anschluß an die Schweiz.

Savoyen beherrscht den Genfer See und die ganze Südwestseite der Schweiz. Deshalb war in den Verträgen von 1815 der Schweiz nicht nur ewige Neutralität zugesichert, sondern man hatte damals auch das erwähnte savoyische Gebiet von Chablais und Faucigny neutralisirt und die Bestimmung getroffen, dieses Gebiet dürfe im Kriegsfall von keinen andern Truppen besetzt werden, als von schweizerischen.*) Wie sollte nun diese alte Bestimmung mit der Uebertragung des Besitzes an Frankreich bestehen? Die Annexation Savoyens selbst bewies schon, daß die alte Ländergier in Frankreich wieder Tagesordnung geworden sey. Die Schweiz sah sich also schwer bedroht, und zwar plötzlich gegen alle Erwartung von einem Fürsten, mit welchem der Schweizer Radicalismus gewohnt war, als mit einem lieben Mitbürger und großen Gönner (auch noch in der Neufchateller Frage) zu prahlen.

*) Artikel 92 der Wiener Congreßacte: Les provinces de Chablais et de Faucigny et tout le territoire de Savoye au nord d'Ugine feront parti de la neutralité de la Suisse. En consequence toutes les fois que les puissances voisines se trouveront en état d'hostilité, aucunes autres troupes ne pourront traverser ni stationner dans les provinces et territoires susdits, sauf celles que la confédération Suisse jugerait à propos d'y placer.

Hatten doch die Tessiner vor Begierde gebrannt, und sich kaum zurückhalten lassen, mit gegen Oesterreich zu fechten, und hatte der Bundespräsident Stämpfli noch bei der Feier des Napoleonsfestes am 15. August 1859 einen Toast auf Ludwig Napoleon ausgebracht, „den besten Freund der Schweiz!“ Derselbe Stämpfli erzürnte sich daher heftig, als im Januar 1860 ernstlich von der Annexirung gehandelt wurde, und drohte sogar, er werde Nordsavoyen durch 150,000 Schweizer besetzen lassen. Das französische Cabinet nahm diese Drohung aber nur mit Ironie auf und machte den eidgenössischen Diplomaten Dr. Kern in Paris glauben, es lasse sich dadurch einschüchtern. Die später erlassene Botschaft des schweizerischen Bundesraths theilt authentisch den Verlauf dieser Unterhandlungen mit. Am 31. Januar hatte Dr. Kern in Paris eine Audienz beim Kaiser. Er entwickelte die Interessen, welche für die Schweiz in Frage kommen, und verlangte, daß nichts ohne Einverständniß mit der Schweiz geschehe. Sollte es zur Abtretung Savoyens kommen, so müßte die Schweiz darauf dringen, daß ihr auf dem neutralen Gebiet eine militairisch günstige Gränze angewiesen werde. Von dem Kaiser wurde die Geneigtheit ausgesprochen, eventuell den Vorschlägen alle Aufmerksamkeit zu widmen. Am 6. Febr. erklärte Thouvenel Dr. Kern gegenüber die Savoyer Frage konnex mit der Mittelitaliens. Sollte Savoyen an Frankreich übergehen, so liege es nicht von ferne in der Absicht des Kaisers, die neutrale Stellung der Schweiz zu gefährden oder zu schwächen. Hr. Thouvenel schloß mit folgenden Worten: „Der Kaiser hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß, wenn die Einverleibung statthaben sollte, er sich aus Zuneigung für die Schweiz, welcher er immer ein besonderes Interesse zuwende, ein Vergnügen daraus machen werde, der Schweiz als ihr eigenes Gebiet, als Theil der Eidgenossenschaft die Provinzen Chablais und Faucigny zu überlassen.“ Eine wesentlich gleichlautende Erklärung wurde ebenfalls am 6. Februar dem Bundespräsidenten von dem französischen Geschäftsträger abgegeben.

Der Kaiser wäre einer Abtretung von Chablais und Faucigny an die Schweiz nicht entgegen. Dieselbe Eröffnung erfolgte am 7. Februar in Genf durch den französischen Konsul an den Präsidenten des Staatsraths. Bekräftigung fanden diese Zusicherungen am 19. Februar in einer Aeußerung beim Empfang des schweizerischen Gesandten vom Kaiser. Die Thronrede am 1. März verkündete offiziell die französischen Ansprüche auf die Alpenabhänge. Unter dem 24. Febr. schon hatte sich in dieser Richtung der französische Minister des Aeußern gegenüber dem französischen Gesandten in Turin ausgesprochen, doch war in der Note von Wahrung der Interessen der Schweiz die Rede. Diese Zusicherungen, fährt der Bundesrath fort, habe er mit dem einem befreundeten Staat schuldigen Vertrauen hingenommen, und bloß die Gesandten angewiesen, Schritte zu thun, damit die gemachten Zusagen eine schriftliche Bestätigung erhalten möchten. Am 9. März wurde in Paris und Turin eine Note abgegeben, dahin gehend, daß bei einem allfälligen Arrangement der Schweiz das Gehör nicht verschlossen werden könne; sie gewärtige positive Erklärungen, um sich zu beruhigen. Ganz unerwartet kamen die Proclamationen der Gouverneure von Annecy und Chambery vom 8. und 10. März, wonach die Bevölkerungen lediglich zwischen Frankreich und Piemont zu wählen hätten; der Schweiz und ihrer Ansprüche war in keinem Worte gedacht. Gegen diese Abstimmungsweise legte der Bundesrath sofort Protest ein, der am 14. und 15. in Paris und Turin abgegeben wurde. Am 5. April erließ der schweizerische Bundesrath im gleichen Sinne eine Note an alle Mächte, die auch von allen zustimmend beantwortet wurde, jedoch ohne daß sich auch nur eine bereit erklärt hätte, das Recht der Schweiz mit den Waffen auszufechten zu helfen. Die Frage sollte nur auf diplomatischem Wege und wo möglich auf dem Congreß erledigt werden, den man immer von neuem für unentbehrlich hielt, obgleich er immer ausblieb. Mancher freute sich damals, daß die Nemesis den Schweizer Radicalismus so schnell erreicht habe, daß die, welche alle älteren Verträge zerrissen, welche

Preußens Recht auf Neuenburg höhnisch mit Füßen getreten, jetzt selbst auf Verträge rechnen wollten und Preußen um Schutz anriefen.

Als am 24. die Annexirung dennoch erfolgte und der Vertrag zwischen Frankreich und Sardinien bekannt wurde, dessen zweiter Artikel zugestand, daß Sardinien das neutralisirte Nordsavoyen nur unter den Bedingungen an Frankreich abtreten könne, unter denen es selbst sie übernommen habe, und Frankreich werde sich deshalb mit den Mächten und mit der Schweiz verständigen, bestritt die Schweiz den beiden contrahirenden Staaten überhaupt das Recht der einseitigen Initiative und der Abänderung europäischer Verträge. Dr. Kern erklärte in einer energischen Note an Thouvenel: „Der gegenwärtige Stand der Dinge, so wie derselbe durch die Stipulationen der Verträge von 1815 hergestellt wurde, kann und darf nicht anders, als mit der vorherigen Zustimmung der europäischen Mächte und der Schweiz, die besonders dabei interessirt ist, verändert werden. Die Kaiserl. Regierung kann nicht verkennen, daß da, wo es sich um Rechte und Interessen der Art, wie die hier in Frage stehenden, handelt, die Abtretung eines neutralisirten Gebietes durch eine Macht an eine andere sich bereits als eine wesentliche Veränderung herausstellt, welche die Grundlage der in Rede stehenden Beziehungen selbst berührt, und daß die Einverleibung eines im Interesse der Neutralität eines anderen Landes garantirten Gebietes einen ganz anderen Charakter trägt, als diejenige des Gebietes von Staaten, die nicht unter diesen exceptionellen Bedingungen stehen. Jede Vollziehung des obengenannten Vertrages würde, soweit dieselbe die neutralisirten Provinzen berührt, von meiner Regierung als den Stipulationen, welche einen internationalen Charakter haben, zuwiderlaufend betrachtet werden. Der Bundesrath sieht sich deshalb in der Lage, gegen jede Maßregel der Vollziehung dieses Vertrages, insofern dieselbe die neutralisirten Provinzen berührt, Protest zu erheben. Indem er die Aufrechterhaltung des Status quo verlangt, protestirt er ganz besonders gegen jede Abstimmung über Einverleibung,

gegen jede militairische oder auf Civilwegen erfolgende Besitzergreifung dieser Provinzen, bis mit den garantirenden Mächten und mit der Schweiz ein Einvernehmen stattfindet."

Von französischer Seite wurde dagegen bemerkt, Dr. Kern sey an allem Schuld, indem er durch den englischen Gesandten in Paris, Lord Cowley, einen Druck auf den Kaiser ausüben zu lassen versucht habe, was dieser natürlicherweise nicht habe dulden können. Würde sich die Schweiz nicht an England, nicht an die Mächte, sondern allein an die Großmuth Frankreichs gewendet haben, so hätte sie mehr hoffen dürfen. Uebrigens seyen die Verträge von 1815 veraltet und auch damals die Neutralität nur im Interesse Sardiniens gewährt worden. Falle dieses Interesse für Sardinien weg, so haben auch die Verträge keinen Werth und keine Geltung mehr. Vergebens erinnerten die Schweizer, es habe sich 1815 um den Schutz ganz Europa's gegen neue Uebergriffe Frankreichs gehandelt und dieses Schutzbedürfniß bestehe heute noch.

Die Schweizer waren tief erbittert, denn sie hatten sich in falsche Sicherheit gewiegt und allzulange schon an ungeheure Aufgeblasenheit gewöhnt. Nun waren sie auf einmal verlassen, verrathen, verhöhnt. In der ersten Wuth liefen Freischaaren hinüber nach dem savoyischen Ufer des Genfer See's und versuchten, das neutralisirte Gebiet zu besetzen. Sie wurden aber schnell zurückgeholt und eidgenössisches Militair hütete von Genf aus streng die Grenze. Manche Stimmen meinten jedoch, die Eidgenossenschaft hätte besser gethan, das neutralisirte Gebiet rasch mit ihren Truppen zu besetzen und mit diesem fait accompli die Annexation zu durchkreuzen. Eine muthige That solcher Art, wie sie ursprünglich Stämpfli gewollt hatte, hätte mehr gewirkt, als die hundert opferfreudigen Reden, die jetzt gehalten wurden. Indessen hatte Napoleon III. das Glück, seiner Initiative, Activität und Offensive gegenüber überall nur Trägheit, Passivität und eine immer nur lockere und schwache, nie weder eine combinirte, noch rechtzeitige, noch energische Defensive zu finden. Thouvenel durfte daher auch

wagen, in seiner Circularnote an die Mächte die Ironie noch weiter zu treiben und von der „bekannten Uneigennützigkeit" seines Souverains zu sprechen, „der die jetzige Situation nicht vorausgesehen habe," und jetzt nur durch die Umstände gezwungen worden sey, nur um das europäische Gleichgewicht gegenüber dem allzu mächtig werdenden Sardinien herzustellen, sich Savoyen zu annexiren.

England war mit der Annexirung sehr unzufrieden. Es hatte nur Sardinien auf Kosten Oesterreichs vergrößern und gelegentlich gegen Frankreich brauchen wollen, nun mußte es erfahren, daß es nur Frankreich selbst vergrößert habe. Allein es brauchte immer noch Frieden, weil es noch zu tief in die indisch-chinesischen Händel verwickelt und noch nicht genug gerüstet war. Palmerston trotzte daher allen Vorwürfen mit eherner Stirne. England hatte die Schweiz in allen früheren Fragen nicht nur unterstützt, sondern sogar gehetzt, namentlich gegen den Sonderbund und Oesterreich. Jetzt that es nichts mehr für die Schweiz. Palmerston hüllte sich in ein beredtes Schweigen. Lord John Russell aber mußte wiederholt vor dem Parlament betheuern, Frankreich werde Savoyen nicht ohne Zustimmung der Mächte annexiren, und Lord Cowley in Paris schien alles, was Thouvenel ihm sagte, wie ein Evangelium zu glauben. Am 3. Febr. 1859 hatte die Königin Victoria noch in der Thronrede sagen dürfen, sie wolle die Verträge von 1815 unverletzt erhalten, im Jahre 1860 mußte sie (wieder in der Thronrede) sagen, keine äußere Gewalt dürfe angewandt werden, um dem italienischen Volk irgend eine Regierung oder Verfassung aufzudrängen, und Palmerston lud im Febr. 1860 die Großmächte ein, die Annexation der mittelitalienischen Staaten an Sardinien anzuerkennen. Rußland und Preußen antworteten nur, sie erkennen die Thatsache an, nicht aber den Rechtsgrund. Messieurs les Allemands se calmeront, sagte damals Napoleon. Die eigentliche Absicht Englands war, jetzt noch nicht in Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, aber in Italien immer die Hand im Spiel zu behalten und in dem Maaß, in welchem Frankreich Ober-

italien beherrschte, seinerseits Unteritalien unter seinen Einfluß zu bringen. Dabei brauchte es Sardinien und Garibaldi gegen Frankreich, während es selbst nur von Frankreich und Sardinien gebraucht zu werden schien. Als Aushängeschild dienten den edeln Lords, welche England regierten, immer noch die alten Phrasen des Liberalismus und des no popery Philisterthums. In diesem Sinne hatte Palmerston schon im Frühjahr 1859 in einem Privatmeeting seiner Partei ausgerufen: „ich hoffe zuversichtlich, Oesterreich bald aus der Lombardei hinausgeworfen zu sehen" und Russell rief im Frühjahr 1860 im Parlament aus: „Wenn England sich nicht zu Frankreich und Sardinien gehalten hätte, würde Oesterreich, d. h. der Absolutismus und das Papstthum, triumphirt haben." Dagegen erklärte Disraeli am 22. März 1860 die Politik Palmerstons für verwerflich und lügnerisch: „Für England ist die Gegenwart unendlich gefahrvoller als es die Zeit der französischen Republik war, oder die des alten französischen Kaiserreichs. Damals war Frankreich unser unversöhnlicher Feind, aber ein offener Feind; jetzt (mit scharfer Ironie) ist es unser zärtlicher Busenfreund. Damals bedrohte Frankreich unsern Heerd; jetzt decorirt es unsere Bürger. (Hört! und Gelächter.) Frankreich behelligte damals unsern Handel durch eine Continentalsperre; jetzt erleichtert es unsern Verkehr durch Handelsverträge. Was soll da das englische Volk wach erhalten und auf seiner Hut? Ueber sein altes Raubsystem erhaben, kaum dann und wann zur Gewaltanwendung sich herablassend, und auch dann nur für „Ideen" fechtend, so baut Frankreich einen Riesenbau des Despotismus auf mit allen Künsten und Kunstgriffen des entschiedensten, erklärtesten und aufgeklärtesten Liberalismus, durch das Suffrage universel (Hört!) — durch geheime Abstimmung (Hört!) — durch Errichtung von Wahlbezirken (Hört!) ... Wollt ihr euch denn niemals warnen lassen? (Zuruf der Opposition.) Ist dies der Zeitpunct, ist dies der Stand der öffentlichen Angelegenheiten, wo ihr — schwach zwar, aber doch in demselben Gleis — jene politischen Doctrinen nachahmen dürft? Ist dies die

Zeit für euch, um noch weiter abzulenken von jener alten, jener freien, jener aristokratischen Verfassung, welche die englische Freiheit geschaffen und das britische Weltreich gegründet hat? Ich glaub' es nicht."

Um der Opposition in England den Mund zu stopfen, wurden die materiellen Interessen herbeigezogen und Frankreich improvisirte (im Einverständniß mit Palmerston) in aller Geschwindigkeit einen englisch-französischen Handelsvertrag, welcher England scheinbar außerordentlich begünstigte. Der Kaiser kündigte am 5. Jan. 1860 der Welt in dem ihr schon gewöhnlich gewordenen Orakelton an: die in Frankreich herrschende Weisheit höre nicht auf, das Wohl der Völker zu bedenken und nach der Wahrheit, wie man es am besten fördere, zu forschen. Sie glaube diese Wahrheit nun im Freihandelssystem entdeckt zu haben und verfüge daher Zollfreiheit für Wolle und Baumwolle und ermäßigte Zölle für Eisen, Kohlen, Zucker und Kaffee ꝛc. Bezahlte Federn träumten schon vom ewigen Frieden, der aus dem neuen System erwachsen würde. Indeß klagten französische Stimmen, die Industrie in Frankreich verliere nun schon wieder plötzlich den Schutz, den ihr zu gewähren der Kaiser sich früher gerühmt habe. Und in England selbst, welches doch bestochen werden sollte, wurde der Handelsvertrag mit Mißtrauen aufgenommen, weil Frankreich sich überall Gegenleistungen ausbedungen habe. *)

*) Der Herald sagte: „Schon die unanständige Eile, mit der die ganze Angelegenheit abgemacht wurde, muß zur Kritik und zum Mißtrauen herausfordern. Diese Eilfertigkeit entsprang nicht so sehr aus dem Wunsch, politisches Capital für die Session zurückzulegen, als die Discussion und die in Folge davon wahrscheinliche Niederlage zu vermeiden; denn der Vertrag thut alles für Frankreich, nichts für England. Der Kaiser Napoleon, ihn können wir darüber nicht tadeln, ist so weit von den Principien der Liga (der Anti-Korngesetz-Liga) abgegangen, daß er für jeden entgegenkommenden Schritt eine entsprechende Gegenseitigkeit verlangt, und so, daß er die Whigs gezwungen hat, sich ein so vollständiges Armuthszeugniß auszustellen, als ihre standhaftesten Gegner nur wünschen könnten. Wo-

Die Geschichte Englands in den letzten Jahren ist sehr merkwürdig, weil einzig in ihrer Art. Wenn man von England spricht, so meint man zunächst Lord Palmerston, den Unvermeidlichen, Unumgänglichen, den Alles in Allem. Wiederholt durch kleine Unvorsichtigkeiten von schwachen Mehrheiten beseitigt, kam er doch immer bald wieder in den Sattel und regierte England in seiner Weise fort, nicht wie der Erb- und Grundherr eines reichen Besitzthums, sondern wie der humoristische Verwalter in Abwesenheit des Herrn. Jeder Zoll an diesem Greise war immer noch der frivole Dandy, der er in seiner Jugend gewesen.*) Er spielte mit der Ehre Englands, wie die Katze mit der am Boden liegenden Krone, und machte die wichtigsten Geschäfte ab, mit einer Gleichgiltigkeit und Nachläßigkeit, wie ein Kutscher, einen Fuß

---

von am meisten Wesens gemacht wird, das ist die Herabsetzung der Zölle auf Eisen und Kohle. Dies ist in der That eine große Wohlthat für Frankreich; aber die größte Spitzfindigkeit vermag es nicht, dies in einen Vortheil für England umzudeuten. Bald wird man die Folgen der gesteigerten Nachfrage in jeder Fabrik und Hütte des Landes spüren. Ebenso wird die Herabsetzung des französischen Baumwollzolles unsern Fabrikanten eine neue Concurrenz schaffen. Ferner fragen wir, wie lange wird es uns möglich seyn, andere fremde Weine zu besteuern, nachdem wir den Zoll auf die französischen ermäßigt oder aufgehoben haben? Wie lange werden wir die Accise auf unsere Spirituosen behaupten können, wenn wir Frankreich erlaubt haben, uns seine Branntweine unverzollt zuzusenden? Und dieser schlechte Vertrag ist obendrein der Köder, mit dem wir zum gemeinsamen Vorgehen in Sachen Italiens gelockt werden sollen."

*) Wie er einst den Frack trug und das Halsband anlegte, war Gesetz für die ganze Gentry Altenglands. Als Modetyrann, als Exclusivster der Exclusiven, als aristokratischer Urgeck verrückte er zugleich den Weibern den Kopf. Erst 23 Jahre alt kam der vergötterte und verhätschelte Stutzer schon als Lord der Admiralität in's Ministerium. Später fand er einen Hautgout darin, sich mit dem Auswurf aller Revolutionäre der Welt zu umgeben und die der altenglischen Aristokratie gebührende Würde in dem intimen Verkehr mit Mazzini, Kossuth &c. gänzlich außer Acht zu setzen.

noch auf dem Boden und den andern schon auf dem Wagen, und einen Zweig nachläßig zwischen den Zähnen kauend.

Diese affectirte Nachläßigkeit und dieser fast Shakespeare'sche Humor erklärt sich indeß nicht blos aus der Persönlichkeit Palmerstons, sondern war auch bedingt durch die Situation, und gerade diese Persönlichkeit schien wie gemacht für die Situation, weil sie mit ihrem Humor über gar manche Schwierigkeiten weghalf. England war furchtbar bedrängt durch die große Revolution in Ostindien. Es durfte dort um keinen Preis nachgeben, es mußte alle Mittel aufbieten, um am Ganges Herr zu bleiben und es durfte sich auch nicht merken lassen, wie schwer ihm das wurde. Um nun diese Verlegenheit zu verbergen, war niemand geeigneter, als der allezeit lustige Humor und die Atrocität Palmerstons. Ferner mußte England um jeden Preis mit Frankreich alliirt bleiben und durfte es Frankreich doch nicht merken lassen, wie absolut nöthig ihm diese Angstpolitik war. Auch das zu maskiren, war niemand geschickter, als der rücksichtslose Palmerston, der, von der englischen Presse hierin meisterlich unterstützt, offenbare Demüthigungen und Acte der Unterwürfigkeit gegenüber von Frankreich mit der Miene der Grobheit und des Trotzes ausführte.

Man erinnere sich, daß zu derselben Zeit, in welcher Napoleon III. in Italien seine glänzenden Siege über Oesterreich erfocht, Rußland sich durch Gefangennehmung Schamyls in Besitz des Kaukasus setzte und sich das Amurland annexirte, und die vereinigten Staaten von Nordamerika wegen San Juan mit England Händel anfingen, dieses England die blutige Schlappe am Peiho von den Chinesen empfing und noch nicht einmal mit dem ostindischen Aufruhr fertig war. Es brauchte alles, was es an Truppen irgend entbehren konnte, für Indien und China. Ein Minister, der dies mit mehr Aengstlichkeit erwogen hätte, würde England nicht so große Dienste geleistet haben, wie der allezeit lustige Palmerston. Das englische Blaubuch (die dem Parlament vorgelegten Depechen) beweist sehr deutlich, daß Palmerston das Parlament nur

dupirte. Die englischen Gesandten in Turin und Paris (Hobson und Cowley) berichteten wiederholt, sowohl Cavour, als Thouvenel und Kaiser Napoleon selbst seyen verwundert, daß man von Annexirung spreche und verwahrten sich dagegen. Bis auf den letzten Augenblick machte Russel das Parlament glauben, Napoleon denke an keine Annexirung. Als sie aber nun doch erfolgte und viele der edelsten Lords und Parlamentsglieder im Zorn entbrannten, sagte Palmerston kein Wort und schob nur wieder Russel vor, welcher der Mehrheit begreiflich machte, es liege nur in Englands Interesse, wegen Savoyens und der Schweiz jetzt noch nicht Krieg mit Frankreich zu suchen.

Man nannte dieses Verfahren „die Politik der bewaffneten Furcht“ und glaubte, das gelte auch für Deutschland, weil Oesterreich sich völlig resignirte und Preußen und die Mittelstaaten eben dadurch gehindert waren, der Schweiz zu helfen, denn was hätte Preußen wohl ohne England und Oesterreich für die Schweiz thun können? Die verächtliche Phrase von der bewaffneten Furcht war daher ungerecht. Das von England gegebene Beispiel hatte nicht Furcht, sondern Berechnung zum Motiv.

Lord John Russel sagte gegen Roebuck, als dieser das Benehmen der Minister für der englischen Ehre zuwiderlaufend erklärte, am 5. März 1860, wenn seine, Roebucks, Sprache in Petersburg, Wien und Berlin ein Echo fände, so werde Napoleon nachgeben, ehe diese Stimmen aber gesprochen hätten, könne England nicht einseitig gegen Frankreich losschlagen. Das Parlament aber solle, wenn das Ministerium nicht trotz allem das wahre Interesse Englands fördere, dasselbe stürzen.

England erlaubte sich, trotz der intimen Allianz mit Frankreich, doch der französischen Politik entgegenzuwirken in der Frage der Donaufürstenthümer. Es unterstützte die gerechten Forderungen Napoleons in Betreff der von England ausgehenden Verschwörungen gegen sein Leben mit beleidigender Lahmheit. Es nahm die Insel Perim und schritt eigenmächtig gegen Jeddah ein, ohne auf die

Franzosen zu warten. Während Palmerston im engsten Verkehr mit Napoleon stand und die Königin Victoria sich hergeben mußte, den gegen England errichteten Kriegshafen Cherbourg mit einweihen zu helfen, sprach sich die englische Presse im feindlichsten Sinne gegen Frankreich aus und wurde Napoleon in zahlreichen Karrikaturen verhöhnt. Als die Königin von Cherbourg zurückkehrte, sagte die Times: sie sey mit 3000 Kanonenschüssen salutirt worden und man habe ihr die Forts gezeigt, welche bestimmt seyen, englische Flotten zu beschießen und zu vernichten, und die Eisenbahn, die aus dem Innern Frankreichs streitlustige Heere gegen England herbeiführen sollte. Man habe sie zu einem Kusse der Freundschaft eingeladen und ihr den Rachen des Löwen gezeigt. Als Napoleon III. in Italien vorging und sich Savoyen und Nizza wegnahm, schien Palmerston zwar den Niederlagen Oesterreichs zuzujubeln, intrigirte aber auf alle Weise durch Mazzini und Garibaldi gegen Frankreich und leitete die Revolution Siciliens ein, um selber dort festen Fuß zu fassen.

In Unteritalien war bisher, trotz aller Verhetzungen von England aus, das bourbonische Königthum beider Sicilien durch den Rückhalt, den es am Papst und an Oesterreich fand, und durch den gefürchteten Heldenmuth seiner 10—12,000 Mann starken Schweizer Truppen im Vollbesitz seiner Rechte geblieben. Aber gerade jetzt, in dem Augenblick, in welchem Oesterreich im Felde geschlagen wurde und allen Einfluß auf Mittel- und Unteritalien verlor und der Papst selbst in schwere Drangsale kam, starb der muthige König Ferdinand II., nachdem er schon lange krank gelegen hatte, und folgte ihm sein viel minder fähiger Sohn Franz II., der den Stoß der zu diesem Zweck vereinigten francosardischen und anglomazzinischen Politik nicht aushielt. Der Thronwechsel bedingte eine neue Beeidigung der Schweizer Soldtruppen, die radicale Bundesgewalt in der Schweiz aber ließ sich so weit durch den englisch-französischen Einfluß und die eigene thörichte Principienreiterei verblenden, ihren tapfern Landsleuten in Neapel den

Dienst unter einem fremden Könige zu verbieten. Der junge König selbst aber handelte nicht minder blind und thöricht, indem er sofort ohne alle Vorbereitung und Unterhandlung oder Bearbeitung der treuen Schweizer, denselben ihre alten Fahnen nehmen ließ und sie in gemeine neapolitanische Regimenter verwandeln wollte, ja ihnen sogar ein neues Handgeld zu geben, wie sie verlangten, verweigerte. Nun sträubten sie sich mit vollem Recht, ließen sich aber durch rührige Agenten zu Insubordination und offener Empörung hinreißen, am 13. Aug. 1859. Nachdem Oberst Wyß sie vergebens ermahnt hatte, kam es zum blutigen Kampfe, in welchem die Empörer (nur ein Theil des vierten Regiments und der Jäger) 50—60 Todte verloren, zwei wurden später noch standrechtlich erschossen und 290 auf die Galeeren geschickt. Die übrigen kehrten ruhig in die Schweiz heim. Ein Regiment, welches in Sicilien stand, hätte sich leicht zurückhalten lassen und dem König gute Dienste geleistet, aber man ließ es ebenfalls ziehen, ohne ihm annehmliche Gebote zu machen. Dadurch nun entwaffnete sich der König, denn jene Schweizer allein hatten bisher seinem Vater den Thron erhalten. Auf die einheimischen Truppen konnte er nicht rechnen, weil sie unterwühlt oder zu feig waren.

Von nun an hatten die Mächte, welche Neapel nicht direct angriffen, aber durch innere Revolutionen das daselbst regierende Haus Bourbon stürzen wollten, freies Spiel. Der große Nationalheld Garibaldi wurde ausersehen, das Volk in beiden Sicilien zu „befreien", und zwar unterstützt von Sardinien, wo er werben und sich rüsten durfte, und von England, welches der Expedition Kriegsschiffe zum Schutze mitgab. Frankreich sah dem kecken Unternehmen schweigend zu und hinderte es nicht. Man glaubte, wenn auch die Bourbons aus Neapel vertrieben wären, würde dieser Staat einen französischen Herrn bekommen (Prinz Napoleon oder Murat), oder Napoleon III. werde, wenn der Sardenkönig seine Herrschaft über Neapel ausdehne, seinerseits die Rheingrenze ansprechen. Damals circulirte ein angebliches Manifest Mazzini's, worin derselbe den Si=

cilianern den Sardenkönig empfahl, als „der Italien auf den Einheitsweg führe", bald aber folgte demselben ein ohne Zweifel echtes Manifest, worin Mazzini umgekehrt die Italianissimi wiederholt vor dem Sarden warnte und ein freies Volk, keine Fürstenknechte in Italien haben wollte.

Garibaldi mußte natürlicherweise eine Veranlassung finden, in Sicilien einzufallen. Dort wurde also die Nothwendigkeit seiner Ankunft durch einen Insurrectionsversuch motivirt und vorbereitet. Schon im December 1859 wurde in Palermo der Polizeidirector Maniscalco erdolcht. Am 4. April 1860 wagte die revolutionäre Partei in Palermo, Messina und Catanea offenen Aufruhr, wurde jedoch von den königlichen Truppen bald besiegt. Die Insurgenten zogen sich ins Innere der Insel zurück, wurden aber auch hier von den Truppen überwältigt, bei Carini. Die Schilderungen des Blutbades daselbst sind übertrieben. In Palermo selbst wurde die Gesellschaft der Fürstin Monteleone verhaftet, in deren Hause der Aufstand angezettelt worden war. Nun war genug geschehen, um Garibaldi's bewaffnete Einmischung in Sicilien als einen patriotischen Act zu entschuldigen. Es galt ja die Freiheit Italiens in Sicilien, wie in der Romagna. Alles war längst vorbereitet und mit England verabredet. In der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1860 segelte Garibaldi von Genua aus auf sardinischen Schiffen unter englischer Flagge, mit sardinischen Kanonen und 2000 Alpenjägern nach Sicilien und landete am 11. an der Westküste der Insel bei Marsala unter dem Schutz zweier englischer Corvetten, welche die Ausschiffung deckten. Die anwesenden neapolitanischen Kriegsschiffe wagten wirklich nicht eher zu schießen, als bis die ganze Mannschaft glücklich gelandet war, und wurden nachher ausgelacht. Garibaldi bekam zwar Verstärkungen zur See, indem ihm immer mehr Truppen aus Sardinien und Mittelitalien nachgeschickt wurden, und durch die Insurgenten in Sicilien selbst; doch hatte General Lanza, vom König von Neapel mit unbeschränkten Vollmachten versehen, eine bedeutende

Truppenmacht und hätte leicht Meister bleiben können, wenn er Energie genug besessen hätte. Nachdem seine Truppen die gelandeten Freischaaren bei Calatafimi am 20. zurückgeschlagen hatten, gingen sie, anstatt den Feind zu verfolgen, nach Palermo zurück, angeblich, weil sie nicht genug Proviant hatten. Unterdeß verstärkte sich Garibaldi und wurde durch den Verrath in der Stadt selbst unterstützt, so daß er am 27. Palermo von außen bestürmte, während im Innern das Volk aufstand. Nach einem langen blutigen Kampfe wurden die neapolitanischen Truppen in die Forts zurückgedrängt und Garibaldi blieb Herr der Stadt. Die Privatrache schärfte dabei ihren Dolch und eine Menge unbeliebter Personen, besonders Beamte, wurden umgebracht. Man unterhandelte, schloß einen Waffenstillstand und, da die Truppen allzustark verführt wurden und häufig desertirten, endlich am 6. Juni eine Capitulation, in deren Folge Lanza mit allen Truppen sich einschiffte und Sicilien dem Sieger überließ. Er wurde beschuldigt, mit seinen 25,000 Mann viel zu wenig Energie entwickelt zu haben und auf die Insel Ischia verbannt. Nur in Messina hielten sich noch die treuen Truppen.

In Turin spielte man unterdeß Comödie. Thouvenel stellte sich sehr unzufrieden mit dem einseitigen Vorgehen Garibaldi's und Cavour stimmte ganz überein und that, als ob er höchst entrüstet darüber wäre und als ob er nichts davon gewußt hätte. Ernsthafter wurde die Sache von Rußland angesehen, welches in Turin gegen die sicilianische Expedition Protest einlegte, weil es die Insel nicht unter englischem Einfluß sehen wollte. Daher auch die schnelle Auffrischung der orientalischen Frage von Seiten Rußlands, um Frankreich auf seine Seite zu nöthigen und England zu isoliren. Die Noten, womit Gortschakof Allarm schlug, alle christlichen Mächte sollten den Christen im Orient helfen, und die Metzeleien im Libanon waren blos Contrecoups gegen England wegen Sicilien.

Garibaldi suchte in Palermo Ruhe und Ordnung herzustellen,

wurde aber der Anarchie auf dem Lande nicht Meister. Er bekam fortwährend Verstärkungen aus Piemont und Mittelitalien und recrutirte sein Heer auch aus Sicilianern, brauchte jedoch Zeit, bis er stark genug war, um auch das Festland von Neapel angreifen zu können. Unterdeß lüftete er die Maske ein wenig. Als ihm Cavour in der Person Lafarinas einen sardinischen Gouverneur schickte, der Sicilien im Namen Victor Emanuels regieren sollte, ließ Garibaldi am 7. Juli gedachten Lafarina verhaften und schickte ihn heim mit der Erklärung, Sicilien bleibe dem König von Sardinien vorbehalten, werde ihm aber nicht eher übergeben werden, bis ganz Italien frei geworden sey. In einem Privatbrief an Victor Emanuel schrieb er, daß er demselben treu bleiben werde trotz der schlechten Minister (Cavour), welche italienische Provinzen (Savoyen und Nizza) verkauft hätten, stellte ihm aber die Bedingung, für die Befreiung ganz Italiens zu wirken. Fast gleichzeitig erklärte sich Garibaldi auch gegen Mazzini, indem er verkündete, er sey Royalist und glaube, Italien könne nur unter einem König einig werden, durch die republikanischen Umtriebe aber nicht. Auf die Einheit und Unabhängigkeit der Nation komme es an, nicht auf die Regierungsform.

Zwei sardinische Schiffe, welche für Garibaldi Truppen nach Sicilien überführten, wurden damals von den Neapolitanern weggenommen, aber sogleich von Sardinien reclamirt und der junge König von Neapel, Franz II., war nicht im Stande, die Zurückgabe zu verweigern, denn ihm selbst wuchs die Gefahr der Revolution über den Kopf. Durch Garibaldi's und Cavours Agenten war hier alles unterwühlt und man harrte nur auf eine Landung Garibaldi's, um den Thron des jüngsten und schwächsten Bourbon zu stürzen. Da wandte sich der König in seiner Noth an Victor Emanuel. Wie es heißt, war ihm dieser Gedanke durch den französischen Gesandten Brenier eingegeben worden, der dafür, sobald es bekannt wurde, auf offener Straße Dolchstiche empfing, aber mit dem Leben davonkam. Die Intrigue ist noch

nicht ganz aufgedeckt. Ein Gerücht wollte wissen, Napoleon III. habe mit Victor Emanuel einen geheimen Vertrag abgeschlossen, wonach dem erstern Ligurien mit Genua und die Insel Sardinien zufallen sollte, wenn der letztere Sicilien erhielt. Kraft dieses Vertrages sey die Eroberung Siciliens durch Garibaldi beiden nöthig gewesen, und deshalb habe Napoleon III. Garibaldi nicht gehindert, Victor Emanuel ihm sogar die Waffen geliehen. Wenn nun Garibaldi auch Neapel einnahm, vielleicht bald auch Rom und sein Versprechen der vollen Befreiung Italiens erfüllte, war damit den Interessen Napoleons schwerlich gedient, denn Garibaldi an der Spitze der gesammten italienischen Nation würde sich der Annexirung Liguriens und der Insel Sardinien widersetzt haben. Napoleon scheint noch immer an die italienische Föderation gedacht und sich Neapel (ohne Sicilien) für einen zweiten Murat vorbehalten zu haben. Dies würde die Brenier'sche Intrigue erklären. Sie war aber vielleicht nur ein Mittel, um das moralische Ansehen des jungen Bourbon vollends zu brechen und die Revolutionirung Neapels zu beschleunigen. Denn die Haltung der deutschen Mächte war von der Art, daß Napoleon III. das Vorgehen Garibaldi's wieder aus dem Grunde billigen und fördern konnte, weil ihm dieser Nationalheld Italiens in einem etwa neuen Kampfe mit Oesterreich der wichtigste Bundesgenosse seyn mußte.

Dem sey wie ihm wolle, so wandte sich Franz II. flehentlich an Victor Emanuel, er möge doch mit ihm eine enge Allianz schließen, indem er dessen System annahm, und Garibaldi's weiteres Vorgehen verhindern. Am 25. Juni gab er eine freisinnige Verfassung, erließ eine allgemeine Amnestie und ernannte das liberale Ministerium Spinelli. Victor Emanuel verlangte von ihm sogleich die Cedirung Siciliens, die ihm auch zugestanden wurde, hielt ihn aber mit leeren Hoffnungen hin, und wirkte ihm namentlich den ersehnten Waffenstillstand mit Garibaldi nicht aus. In Neapel selbst folgten auf die Neuerungen einige Tage Anarchie. Hier wie früher in Palermo wurden die Polizeibeamten ermordet

und ihre Häuser geplündert. Unterdeß mußte Garibaldi erst noch die in Messina unter General Clary festsitzenden Neapolitaner vertreiben. Sein Untergeneral Medici erstürmte nach einem äußerst blutigen Kampfe am 19. Juli Milazzo, Clary capitulirte nun und erhielt freien Abzug von Messina. Ganz Sicilien war nun in den Händen Garibaldi's, welcher sofort in Calabrien landete und am 21. August Reggio wegnahm. Ueberall flohen die neapolitanischen Soldaten oder gingen zu ihm über. In Neapel herrschte grenzenlose Verwirrung. Der neapolitanische Gesandte in Turin, Graf Aquila, wurde von dort ohne Trost fortgeschickt. Ein Verzweiflungsbrief des König Franz an Napoleon III. blieb ohne Erfolg. Dagegen erließ der junge Murat am 19. August eine Proclamation, worin er sich als Candidaten für die zu erwartende Volksabstimmung in Neapel empfahl.

Nach dem Frieden von Villafranca, in welchem sich Oesterreich in die Arme Frankreichs geworfen hatte, glaubten die alten Patrioten von der gothaischen Partei, das übrige Deutschland müsse nur um so einiger zusammenhalten und sich desfalls der preußischen Führung überlassen. Der liberale Abgeordnete von Bennigsen in Hannover regte den Gedanken zuerst an und veranstaltete am 17. Juli 1859 zu Eisenach die erste Besprechung desselben mit gleichgesinnten Männern. Auf einer zweiten noch zahlreicher besuchten Versammlung in demselben Eisenach am 14. August wurde das Programm formulirt: Deutschland ist durch den neuen Frieden gefährdet, die Gefahr liegt in seiner Uneinigkeit, die Einigkeit muß erzielt werden durch eine Centralregierung, wofür sich nur Preußen eignet, und durch ein deutsches Parlament. Am 28. überreichte eine Deputation dieser Patriotenpartei dem regierenden Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha eine Adresse, welcher dieselbe huldvoll empfing und freimüthig erklärte: „Wenn in Deutschland etwas Ersprießliches erreicht werden solle, müßten Fürsten wie Staaten Opfer bringen;

er begrüße die Bildung einer großen nationalen Partei mit Freuden und werde ihr stets mit Rath und That zur Hand gehen.“ Nur acht Tage später erklärte sich bereits von Seiten Oesterreichs Graf Rechberg in einem Schreiben an den österreichischen Gesandten in Dresden, Grafen Traun, sehr bestimmt gegen dieses gothaische Vorgehen als gegen eine Negation des bestehenden deutschen Bundesrechts und legte Rechtsverwahrung ein. Der Herzog von Coburg ließ durch seinen Minister, Herrn von Seebach, am 14. Sept. antworten, er wahre sich das Recht, Wünsche in Bezug auf zweckmäßige Veränderungen im öffentlichen Rechte Deutschlands auszusprechen, und niemand sey befugt, ihm dabei zu unterstellen, er wolle solche Aenderungen auf einem andern Wege als dem der Vereinbarung der dabei Betheiligten durchsetzen. Er gebe übrigens zu erwägen, daß die Erhaltung des (unnatürlich) Bestehenden kaum möglich seyn werde, daß das deutsche Volk eine naturgemäßere Gestaltung seiner öffentlichen Rechte schon längst bedürfe und verlange ꝛc.

Am 16. September knüpfte sich an den volkswirthschaftlichen Congreß in Frankfurt a. M. auch wieder eine Versammlung von Männern aus Süd- und Norddeutschland, welche das Eisenacher Programm angenommen hatten. Neben Bennigsen, Unruh von Berlin, Schüler aus Jena ꝛc. sah man hier den alten Welcker, Reyscher aus Württemberg ꝛc. Man constituirte hier förmlich einen Nationalverein, dessen Ausschuß in Gotha seinen Sitz nahm, sofern ihn die freie Stadt Frankfurt nicht aufnehmen wollte. Eine Adresse der Stadt Stettin an den neuen Minister des Innern in Preußen, Grafen von Schwerin, unterstützte die Bestrebungen des Nationalvereins, Schwerin aber antwortete darauf mit einer angemessenen Zurückhaltung, indem er den patriotischen Zweck anerkannte, aber nur loyale Mittel wollte. Eine Reclamation Rechbergs beantwortete Schleinitz mit einer ähnlichen Erklärung, Preußen anerkenne, daß es in Deutschland der Verbesserung bedürfe, werde

aber seine Pflicht nie vergessen und hege keine „selbstsüchtigen Tendenzen".

Die Regierungen der Mittelstaaten theilten Oesterreichs Mißstimmung gegen den Nationalverein und ihre Minister tagten am 24. November in **Würzburg**, um sich unter einander gegen die ihnen zugemuthete preußische Hegemonie zu vereinbaren. Abgesehen von dem Widerspruch, den der Nationalverein von Seiten Oesterreichs und in Würzburg fand, hatte derselbe auch alles gegen sich, was bereits 1849 und 1850 gegen die preußische Union eingewendet worden war. Selbst Heinrich von Gagern, als Haupt der alten Gothaer Partei, verwarf in einem Privatbriefe, der gegen seinen Willen veröffentlicht wurde, den kleindeutschen Gedanken, glaubte nicht, daß Preußen selbst ihn durchzuführen geneigt sey, und wollte Deutschösterreich nicht ausschließen. Der Nationalverein machte unter diesen Umständen keine Fortschritte, aber der hundertjährige **Geburtstag Schillers** am 10. Nov. 1859 bot eine erwünschte Gelegenheit dar, in einer großartigen Feier seines Namens dem Selbstbewußtseyn und der Selbstachtung der Nation Ausdruck zu geben. Von einem Ende Deutschlands zum andern, in allen Städten, selbst in vielen Dörfern, und weithin im Auslande, sogar in fernen Welttheilen, wo Deutsche leben, wurde der 10. Nov. mit Gottesdienst, Festaufzügen, Gesang und Reden gefeiert, am glänzendsten in Stuttgart, wo die Familie des verewigten Dichters die Huldigungen seiner speciellen Landsleute entgegennahm, sodann in Wien, wo dem Dichter von vielen Tausenden ein Fackelzug gebracht wurde. In Berlin hatte man, wegen der schweren Krankheit des Königs, die Feier anfangs untersagt, doch wurde nachher noch auf dem Gensdarmenplatz feierlich der Grundstein zu einem Denkmal Schillers gelegt, in der Dunkelheit der Nacht aber beging hier der Pöbel widrige Excesse.

Eine lebhafte patriotische Kundgebung in der gesammten deutschen Presse veranlaßte der hannöver'sche Minister v. **Borries**, indem er am 2. Mai 1860 in der Kammer die Naivetät hatte, zu

sagen, die Mittel- und Kleinstaaten würden sich die Unterordnung unter einen andern deutschen Staat (Preußen) nicht gefallen lassen, sondern sich durch Bündnisse unter einander oder mit „auswärtigen" Mächten schützen. Alles stürmte auf den armen Minister ein, der doch nur so ehrlich gewesen war, auszusprechen, was andere unehrlich verschwiegen, ohne es anders zu meinen. Der blinde König von Hannover erhob seinen treuen Diener in den Grafenstand.

Auch in diese Angelegenheit mischte sich wieder Frankreich ein. Die Pariser Blätter wetteiferten, dem deutschen Nationalverein zuzustimmen und die kleindeutsche Politik zu bevorworten und in Straßburg wurde vom 1. Jan. 1860 an eine deutsche Zeitung derselben Tendenz herausgegeben. Napoleons geschäftige Feder About erließ eine Flugschrift im gleichen Sinne, und der Moniteur selbst sprach sich offen aus: Preußen müsse für Deutschland werden, was Sardinien für Italien. Es solle sich durch Annexirung der ihm zunächst gelegenen Mittel- und Kleinstaaten oder „des ganzen Zollvereingebiets" arrondiren wie Piemont mit Ober- und Mittelitalien, und dagegen nur die Rheinprovinzen an Frankreich abtreten, wie Sardinien Savoyen abgetreten habe. Wir brauchen Rheinwein, um den Savoyischen Kuchen zu verdauen, soll Napoleon gesagt haben. Rußland aber übernahm es, dem Prinzregenten von Preußen die Wünsche und Anträge Frankreichs in dieser Beziehung zu insinuiren. Die Zusammenkunft des Prinzen mit dem russischen Kaiser am 23. Oct. zu Breslau war nur die Vorbereitung dazu. Es handelte sich hier zunächst darum, Preußen für die von Rußland gebilligte Aenderung in Italien zu stimmen. Preußen sah sich von England verlassen, es war also in der That der günstigste Augenblick für die russisch-französische Politik, gerade jetzt Preußen zu bearbeiten.

Schleinitz erklärte sich am 14. Januar 1860 gegen den englischen Gesandten Lord Bloomfield „wenn auch Preußen die Möglichkeit eines neuen Krieges gern beseitigt sähe, dürfe man doch kaum erwarten, daß es so zu sagen mit verbundenen Augen die

durch Frankreich und England gemeinschaftlich bewirkte Reorganisation Italiens als eine vollendete Thatsache ansehen solle, wenn es früher nicht aufgefordert worden sey, an den betreffenden Berathungen Theil zu nehmen." Nichts bezeichnet deutlicher, wie wenig sich Preußen auf Palmerston verlassen konnte.*) Ohne England vermochte aber Preußen eben so wenig gegen die Annexirung einzuschreiten, als ohne Oesterreich. Oesterreich aber blieb ganz passiv. Als ihm Thouvenel erklären mußte, es sey Frankreich unmöglich, die Bestimmungen des Friedens einzuhalten, weil die Bevölkerungen Mittelitaliens unaufhaltsam zur Annexirung mit Sardinien drängen, die Fürsten von Toscana und Modena müßten also verzichten, — beklagte sich Rechberg zwar über die Agitation, die sich selbst bis Venedig erstrecke, und die wenigstens nicht „im Schatten eines eben geschlossenen Friedens" hätte vorkommen sollen, sprach aber offen aus, es werde sich einstweilen auf die Hut seiner Grenzen beschränken und sich um das, was außerdem in Italien vorgehe, nicht kümmern. Rußland war überall nur Frankreichs Secundant. Bei diesem Verhalten Englands, Oesterreichs und Rußlands nun konnte Preußen nicht allein handeln wollen und Herr von Schleinitz war völlig berechtigt, sich auf den Wunsch zu beschränken, man möge ihm die Annexirungen wenigstens nicht offiziell anzeigen.

---

*) Unter anderem wurde eine Aeußerung von Schleinitz in England auf eine höchst perfide Art so verdreht, als hätte er während des italienischen Krieges den deutschen Patriotismus in Süddeutschland gedämpft, um die französische Politik zu unterstützen. Schleinitz erklärte sich gegen diese Fälschung seiner Worte mit würdevollem Ernst. Bald darauf erdreistete sich der französische Gesandte, Latour d'Auvergne, in Berlin von Schleinitz Auskunft, beziehungsweise Genugthuung für einen Brief des Prinzregenten an Prinz Albert von England zu verlangen. Dieser Brief war in England gestohlen und abgeschrieben worden. Schleinitz fertigte den Forderer stolz mit der Bemerkung ab, Privatbriefe seines Herrn gehören nicht in seinen Amtsbereich.

Einen Schritt weiter ging Rußland, als es im Mai 1860 im Namen Frankreichs Preußen direct vorschlug, die Rheinprovinzen an Frankreich abzutreten und sich dafür reichlich in Deutschland zu entschädigen. Der Prinzregent wies diese Zumuthung mit einer edeln Entrüstung zurück und verließ mit auffallender Schnelligkeit Berlin eine Stunde vorher, ehe ein russischer Großfürst daselbst ankam. In Saarbrücken hielt er sodann bei Eröffnung der Eisenbahn eine Rede, welche das gesammte deutsche Vaterland seiner Treue und seines Schutzes auf die wärmste Weise versicherte.

Mittlerweile reiste die Kaiserin Mutter von Nizza über Lyon zurück, wohin der Kaiser und die Kaiserin von Frankreich sich begaben, um sie auf's ehrerbietigste zu begrüßen, am 2. Juni. Die Rheinreise des Prinzregenten aber gab Napoleon III. erwünschten Anlaß, ihm einen Besuch abstatten zu wollen, vielleicht noch in der Hoffnung, ihn mit russischer Hülfe zu bearbeiten, sofern Preußen damals immer noch von Oesterreich und England isolirt war und die alte russische Partei in Preußen das liberale Ministerium in Berlin zu stürzen sich damals die größte Mühe gab. Weil der Prinzregent zu seiner Tochter in Karlsruhe und dem berühmten Badeort Baden reiste, hatten die süddeutschen Fürsten bereits vor Napoleon dem Prinzregenten ihren Besuch in Baden angesagt, um die schwebende Frage deutscher Politik mit ihm zu besprechen. Indem er nun die Zusammenkunft mit Napoleon nicht ablehnen konnte, ohne ihn zu beleidigen, stellte er ihm doch die Bedingung, daß die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage kommen und daß er ihn in Gegenwart der übrigen deutschen Fürsten empfange. Immerhin aber, wenn der Prinzregent auch die verführerischen Anträge Frankreichs zurückwies, konnte Napoleon in Baden doch noch den Zweck verfolgen, Preußen und die Mittelstaaten durch Friedensversicherungen zu beruhigen, zu neutralisiren und noch mehr als bisher von Oesterreich zu trennen, damit sie dem letztern, wenn Venedig angegriffen würde, nicht hülfen; man las damals in französischen Blättern, in Baden werde der öster-

reichischen Monarchie das Sterbeglöcklein geläutet werden. Erreichte Napoleon aber auch diese Absicht nicht, so konnte er wenigstens durch seine Dazwischenkunft in Baden die von der öffentlichen Meinung in Deutschland ersehnte Vereinbarung der Fürsten vereiteln, die deutsche Fürstenversammlung stören, den günstigen Effect, den dieselbe versprach, in einen ungünstigen umwandeln.

Schwerlich hat er damals noch gehofft, den Prinzregenten durch süße Bezauberungen zur Annahme der russischen Anträge zu verlocken. Was aber er nicht mehr hoffte, das wurde noch und zwar in hohem Grade in Hannover gefürchtet. Die Sorge, daß der Plan, Preußen für die Rheinprovinzen mit Hannover zu entschädigen, in Baden zur Reife kommen werde, trieb den König von Hannover eiligst nach Berlin.*) Hier aber beruhigte ihn der Prinzregent völlig, indem er ihn einlud, selbst mit nach Baden zu kommen. Auch der König von Sachsen, der Großherzog von Weimar, die Herzoge von Gotha und Nassau folgten ihm dahin, so wie von Süden her die Könige von Bayern und Württemberg. Am 15. Juni nun begrüßte Napoleon III. in Baden den Prinzregenten und die deutschen Fürsten und gab ihnen die bündigsten Versicherungen seiner Friedensliebe und daß es ihm nicht in den Sinn komme, Deutschland beunruhigen zu wollen. Man erwies ihm große Höflichkeit, ließ ihn jedoch mit der Ueberzeugung abreisen, daß seine Dazwischenkunft die Vereinbarung der deutschen Fürsten nicht gestört, sondern gefördert habe.

Der Prinzregent hielt mit den Fürsten nach Napoleons Abreise noch mehrere Besprechungen, in welchen er ihnen ehrlich sagte, es sey an der Zeit, daß sie alle mit ihm fest zusammenhielten zur gemeinsamen Vertheidigung des großen deutschen Vaterlandes, wie es auch die Nation erwarte, und daß eben deshalb auch eine Verständigung mit Oesterreich dringend zu wünschen wäre. Man habe

---

*) Hier glaubte der Pöbel, Borries sey mitgekommen, rief ihn heraus und erhob großen Tumult vor dem Hotel des Königs.

ihnen Mißtrauen eingeflößt, als ob er (im Sinn der russischen Anträge, wie im Sinn der kleindeutschen Partei) Preußen auf ihre Kosten durch ihre Mediatisirung und durch Annexirung ihrer Länder vergrößern wolle, aber das sey niemals seine Politik gewesen, er verbürge ihnen gerne den Bestand ihres Besitzes. Er wolle auch eine Bundesreform nur unter Wahrung ihrer Rechte. Namentlich in einer längeren Besprechung mit seinem Neffen, dem König von Bayern, kam man über die Hauptfrage auf's Reine und klärte sich zum erstenmal wieder der deutsche Horizont. Max I. aber erwarb sich das Verdienst, nunmehr auch Oesterreich herbeizuziehen.

Es waren höchst interessante Tage, in denen von Baden aus die Fäden der Vereinigung aller Deutschen insgeheim fortgesponnen wurden, während die aus allen Gauen Deutschlands zusammenströmenden Turner fröhlich zu Coburg am 17. Juni ein großes Turn- und Volksfest feierten, auf der andern Seite aber diejenigen, welche gehofft und gebohrt hatten, das Ministerium in Berlin zu stürzen, ärgerlich die Lippen zusammenbissen, und das sonst so praktische Frankreich sich lächerlich machte, indem wir in officiösen Pariser Blättern von Huldigungen lesen mußten, die ihrem Kaiser in Baden gebracht worden seyen, und daß „Deutschland sich an das wiedergewonnene Uebergewicht Frankreichs werde gewöhnen müssen".

Zwischenfälle sollten die französische Hoffahrt noch tiefer beschämen. Am 24. Juni starb in Paris der alte König Jerome, welcher bisher seinen Sohn, den ungestümen Prinzen Napoleon, in leidlichem Gehorsam gegen den Kaiser, seinen Vetter, zu erhalten verstanden hatte, da alle Welt wußte, der Prinz sey der heimliche Rival des Kaisers und halte sich selbst für legitimer, als ihn. Wie es in öffentlichen Blättern hieß und auch nicht widersprochen wurde, bewahrte der Prinz nach seines Vaters Tode nicht mehr so streng als sonst gewisse den Kaiser betreffende Geheimnisse und so erfuhr der Engländer Kinglake, was er zur Ueberraschung der Welt am 12. Juli öffentlich im Parlament verkündete: „Napoleon III. habe zu Villafranca dem Kaiser Franz Joseph die Rück-

erstattung der Lombardei angeboten, wenn Oesterreich dulde, daß Frankreich sich des linken Rheinufers bemächtige, Franz Joseph aber habe einfach geantwortet: nein, ich bin ein deutscher Fürst." Kinglake's Rede ging durch ganz Europa und niemand hat die darin erwähnte Thatsache geleugnet, deren Bekanntwerden mehr als alles andere die Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen erleichtern mußte, denn ohne Verabredung, ja ohne es von einander zu wissen, hatte jeder für sich, der Kaiser und der Prinzregent, in einer Zeit des ruchlosesten Machiavellismus den Muth gehabt, als ein ehrlicher Mann zu handeln.

Oesterreich befand sich in einem traurigen Zustande. Seine Finanzen waren furchtbar zerrüttet, das Vertrauen in die Regierung durch die verschuldeten Unglücksfälle in Italien tief erschüttert. Erzherzog Johann, der früher als Vertrauensmann vor manchen Riß der Monarchie getreten war, hatte am 12. Mai 1859 das Zeitliche gesegnet. Acht Tage später auch Jellachich, der edle Ban von Croatien, in Kummer über die Mißgriffe der Finanzverwaltung, die auch tief in die Rechte der Croaten eingriffen. Die Mißstimmung war allgemein und Minister Bach war der erste, der ihr zum Opfer gebracht wurde. Am 21. August schickte ihn der Kaiser als Gesandten nach Rom und ersetzte ihn durch Goluchowski im Ministerium des Innern, dem v. Hübner, der frühere Gesandte in Paris, als Polizeiminister zur Seite trat. Graf Grünne, erster Generaladjutant des Kaisers, gegen den das Mißtrauen im Volk am höchsten gestiegen war, wurde erst im October entfernt.

Obgleich die schlechte Truppenverpflegung schon im Mai und Juni 1859 während des italienischen Feldzugs allgemein bekannt worden war, dauerte es doch noch fast ein Jahr, bis sie untersucht wurde. Erst Anfang März 1860 begann man mit einem Prozeß gegen den k. k. Hauptmann Doré, der den Franzosen den Plan der Befestigungen Verona's verkauft hatte. Er wurde kriegsrechtlich erschossen. Fast gleichzeitig wurde kund, in Wien selbst

sey einer der höchsten Militairbeamten, Feldmarschalllieutenant von Eynatten, plötzlich verhaftet worden, weil er als Chef des Armeeobercommando's in Italien den Staat um zwei Millionen Gulden betrogen habe, sich für 25,000 Ochsen, große Quantitäten Wein 2c.; die gar nicht existirten, vom Staat habe bezahlen und die Armee hungern lassen. Er wich der Untersuchung rasch aus, indem er sich in der Nacht vom 7. auf den 8. März 1860 im Gefängniß erhenkte. Gleichzeitig wurden in Triest mehrere angesehene Kaufleute (Brambilla, Mardolfo, Revoltella) verhaftet, als bei den Unterschleifen betheiligte, und rettete sich der jüdische Liferant Moise Basevi nur durch die Flucht. In Wien wurde ferner der Director der bei der Armeeverwaltung mit großen Summen betheiligten österreichischen Creditanstalt, Richter, verhaftet und Robert, Chef eines großen Wiener Hauses, erschoß sich, um dem gleichen Geschick zu entgehen. Die Untersuchung wurde im tiefsten Geheimniß betrieben. Aber schon nach sechs Wochen erfuhr die staunende Welt, der berühmte Finanzminister von Bruck habe sich am 23. April in Wien selbst entleibt, weil auch er bei den großartigen Betrügereien die Hand im Spiel gehabt und die verhafteten Triestiner nur seine Handlanger gewesen seyen. Am 20. April war Bruck als Zeuge vor das Gericht citirt worden und hatte sich seiner hohen Stellung wegen geweigert, zu erscheinen, bis es ihm der Kaiser befehlen werde. Der Kaiser aber erfuhr von Seiten des Gerichts, es handle sich um mehr als bloße Zeugenschaft, entließ daher den Minister am 22. und ernannte Plener zu seinem Nachfolger. Nun sah sich Bruck verloren und schnitt sich über Nacht den Hals ab. Ein ziemlicher Theil der Presse suchte ihn zu entschuldigen, er habe nur aus falschem Ehrgefühl gehandelt, er sey unschuldig. Aber man merkte wohl, hinter diesen Beschönigungen steckte die Todesangst derer, die sich mitschuldig wußten und eine noch weitere Aufdeckung des die ganze Staatsverwaltung durchziehenden Netzes von Betrug fürchteten. Und es gelang auch, (wie einst unter den Directoren in Paris, vgl. Theil II. 395) den

Schaden so tief als möglich zu verschleiern, die Untersuchung zu beschränken, die wichtigsten Fragen mit Stillschweigen zu übergehen. Die öffentliche Meinung verband die Mehrverausgabung von 111 Millionen Gulden Anlehensobligationen mit der Finanzverwaltung Brucks, erhielt aber keine Aufklärung.

Am meisten Aufregung bemerkte man in Ungarn. Hier war durch Kossuth von Italien aus wieder gehörig gewühlt worden, aber die Unzufriedenheit bedurfte solcher Hebel nicht, sie war hinreichend begründet durch den Verlust aller alten Landesrechte und durch die Finanznoth. Ein kaiserliches Patent suchte am 1. September 1859 die ungarischen Protestanten durch Concessionen zu beruhigen, aber die Protestanten beschlossen am 27. auf einer Versammlung zu Käsmark, das Patent als nicht vorhanden zu betrachten und einfach ihr altes Recht zu verlangen. Am 15. März 1860 veranlaßte die Feier der Schilderhebung von 1848 einen Studententumult in Pesth. Am 8. April verbreitete sich die erschütternde Nachricht, der seit 1848 bei Wien in einer Irrenanstalt aufbewahrte große Reformer Ungarns, Graf Szechenyi, habe sich durch einen Pistolenschuß das Hirn zerschmettert. Kurz zuvor waren dessen Papiere untersucht und, wie es hieß, ein ganzes Arsenal von revolutionairen für Ungarn bestimmten Brandschriften bei ihm gefunden worden. Die regierungsfeindliche Partei sprengte daher das Gerücht aus, er habe sich nicht selbst ums Leben gebracht, und feierte ihn in ganz Ungarn als Märtyrer durch wochenlange Requiems und Ovationen aller Art. Die Regierung glaubte nun noch mehr Concessionen machen zu müssen, stellte am 20. April die Comitatsverwaltung wieder her und schickte den biderben Helden Benedek, einen gebornen Ungarn, mit unumschränkter Vollmacht als Civil- und Militairgouverneur nach Ungarn, um mit Ernst und Milde das schwierige Land in Ordnung zu halten. Als der Kaiser die vermehrten Reichsräthe ernannte, überging er den Primas von Ungarn, weil derselbe zu Pesth das feierliche Hochamt für Szechenyi gehalten, aber sechs andere edle Ungarn, auf welche die

kaiserliche Wahl fiel, voran Eötvös, lehnten die Wahl ab und verlangten (wie die Protestanten von Käsmark) nur ihr „altes Recht“. Doch nahmen nachher andere die Wahl an, um einen letzten Versuch in Wien zu machen, aber unter ausdrücklichem Vorbehalt aller Rechte Ungarns. Im Mai erschien eine Flugschrift von Horn, noch fanatischer, als wenn Kossuth sie geschrieben hätte, in französischer Sprache und von Paris aus.

Die Einberufung des vermehrten Reichsraths datirt vom 5. März. Sie entsprach der Einberufung der Notabeln des Jahres 1787 in Frankreich und sollte (mit Umgehung eines gewählten Parlaments) zunächst den Credit und das Vertrauen des Volks in die Regierung herstellen. Der Kaiser allein ernannte die Reichsräthe (die Erzherzoge, höheren Geistlichen, höheren Beamten und 38 Mitglieder der einzelnen Landesvertretungen), denen aber keine Initiative zustehen, sondern die nur die k. k. Vorlagen begutachten sollten. Der Reichsrath wurde am 31. Mai in Wien durch Erzherzog Rainer feierlich eröffnet und trat mit großer Mäßigung und Klugheit auf, bis ihm nach und nach immer mehr Rechte vom Kaiser selbst zuerkannt wurden. Die Staatsschuld betrug nach den Vorlagen 2268 Millionen Gulden, das Deficit des nächsten Verwaltungsjahres 40 Millionen.

Eben hatte der Reichsrath sich das Vertrauen des Volks erworben und begann das Volk, dessen Grundanschauung bisher eine sehr pessimistische gewesen war, wieder zu hoffen, als die biedern Worte, welche der Prinzregent in Baden gesprochen, die Enthüllungen Kinglakes und die patriotische Bemühung des Königs von Bayern den Kaiser veranlaßten, dem Prinzregenten eine Zusammenkunft anzutragen. Dieselbe erfolgte in Töplitz am 25. Juli und führte zum erwünschtesten Einverständniß in der innern wie äußern Politik Oesterreichs und Preußens, denn nicht nur schloß sich Kaiser Franz Joseph an das patriotische Programm von Baden an und wurde eine Defensivallianz gegen einen auswärtigen Angriff unter gewissen Umständen und Bedingungen verabredet, son-

dern Oesterreich schloß sich auch in Bezug auf die innere Verfassung und Verwaltung dem liberalen preußischen System an. Nach den glaubwürdigsten Nachrichten versprach Preußen, wenn Venedig angegriffen würde und Frankreich den Italienern noch einmal zu Hülfe kommen wolle, seinerseits Frankreich den Krieg zu erklären. Wie aber in Baden durch den König von Bayern die Verständigung von Töplitz vorbereitet worden war, so sollte wieder in Töplitz durch den Prinzregenten eine noch weitere Verständigung mit England und Rußland vorbereitet werden. — Auch in der innern Politik schloß sich Oesterreich an das constitutionelle Preußen an. Um über seine Gesinnungsänderung keinen Zweifel zu lassen, erklärte der Kaiser schon vor dem Tage von Töplitz durch Erlaß vom 17. Juli, daß in Oesterreich künftig weder neue Steuern erhoben, noch bestehende erhöht, noch neue Anleihen contrahirt werden sollten ohne Zustimmung des Reichsraths. Nichts war daher übler berechnet, als die Hoffnung, auch jetzt noch in Töplitz das preußische Ministerium zu stürzen. Der Tag in Töplitz war vielmehr der vollständigste moralische Sieg des Prinzregenten und seines bisherigen Systems. Die Aussöhnung Preußens mit Oesterreich erfolgte unter der freudigsten Zustimmung des gesammten deutschen Volks. Nur die Parteien, die eine Auflösung Oesterreichs wünschten, grollten. Die Ungarn machten Ende Juli kleine Aufläufe in Pesth und feierten ein Verbindungsfest mit den Rumänen, in Klausenburg. Im vermehrten Reichsrath zu Wien behielt in der 21er Commission die combinirte ungarisch-böhmische Adelspartei, geführt von den Grafen Szecsen und Clam-Martinitz, die Mehrheit der Stimmen und forderte (im August) eine möglichst große Selbständigkeit der Nationalitäten, während die deutsche Minderheit eine festere Einheit der Monarchie erhalten wünschte. Man warf dem Ministerium vor, daß es sich bei diesem Zwiespalt im Reichsrath gänzlich passiv verhalte und die Ereignisse erwarten zu wollen scheine, anstatt ihnen zuvorzukommen.

Kaiser Franz Joseph besuchte von Töplitz aus noch den König

von Sachsen und den König von Bayern (in Gräfenberg) und gab seine Geneigtheit, die bisherigen deutschen Streitfragen friedlich zu schlichten, auch dadurch zu erkennen, daß er den Kurfürsten von Hessen zur Nachgiebigkeit ermahnte. Die Verfassung Kurhessens von 1831 war außer Wirksamkeit gesetzt durch Bundesbeschluß von 1852. Stände und Volk verlangten nun aber die Herstellung jener älteren Verfassung, indem jener Bundesbeschluß rechtlich angefochten wurde. Bisher hatte sich Preußen für das reclamirende hessische Volk gegen den Kurfürsten erklärt, was die Abberufung des preußischen Gesandten in Cassel (Herrn von Sydows) zur Folge hatte. Der Kurfürst octroyirte am 30. Mai 1860 eine neue Verfassung, gegen die aber sogleich von den Gemeinden protestirt wurde. Oesterreich rieth ihm nun, sich mit dem Volke zu versöhnen und die Wünsche der letzten Ständeversammlung zu berücksichtigen.

Dagegen wurde eine Instruction Napoleons an seinen Gesandten bei einem kleinen deutschen Hofe bekannt, worin demselben befohlen wurde, der Eitelkeit des Duodezfürsten zu schmeicheln, seine Vorfahren, die Größe seiner Dynastie zu rühmen und ihn daran zu erinnern, daß Napoleon I. in Deutschland drei Könige gemacht habe und daß sein Neffe deren noch mehr machen könne. Vor allem aber sollte der Gesandte die Ehrlichkeit des Prinzregenten von Preußen zu verdächtigen suchen, dem kleinen deutschen Fürsten vor preußischen Annexirungsabsichten immerfort Angst machen und ihm Frankreich als seine einzige Stütze bezeichnen. Er rechnete auf die alten eifersüchtigen Sonderinteressen, die in der That durch schöne Worte nicht zu neutralisiren sind und die sich in der fast lächerlichen Furcht einiger Mittelstaatenminister vor dem coburgischen Nationalverein verrieth. Indeß mißlang der Versuch einiger solcher Mittelstaaten, strenge Maßregeln gegen denselben hervorzurufen, in Töplitz wie in Baden. Ein anderer Versuch, die Mittelstaaten unter Bayern in eine Sondergruppe zu vereinigen, mißlang an der Weigerung des König Max.

Die Eröffnung der neuen Eisenbahn in Salzburg, von

hoher Wichtigkeit, weil durch sie zum erstenmal eine directe Eisenbahnverbindung geradlinig zwischen Wien und Paris hergestellt wurde, konnte nicht anders als festlich begangen werden und fanden sich dazu am 12. August der Kaiser von Oesterreich und der König von Bayern ein. Beim Festmahl freuten sich die beiden Monarchen der Eintracht zwischen Oestreich und Bayern, verfehlten aber nicht, dabei in warmen Worten der noch wichtigeren Eintracht zwischen Süd- und Norddeutschland zu gedenken und Kaiser Franz Joseph pries laut den schönen Tag, „an dem er die Hand des Prinzregenten von Preußen ergriff" und trank „auf die Einigkeit der Fürsten und Völker Deutschlands". Bei demselben Festmahl nahm auch der bayrische Freiherr von Lerchenfeld das Wort und rief: „Wohl ist es dem Feinde öfters gelungen, bis ins Herz des zerrissenen Deutschlands einzudringen, aber das einige hat stets blutige Sühne dafür genommen."

Mit Trinksprüchen ist es indeß nicht gethan. Die Hauptsache ist die Wehrhaftigkeit. Das gab Napoleon III. den Deutschen zu verstehen, indem er damals ein großes Lager bei Chalons abhielt und die Manoevres der Jenaer Schlacht einüben ließ. Indeß war man in Berlin auch nicht unthätig geblieben. Eine Umgestaltung des preußischen Heerwesens war dringend nöthig geworden. Die allgemeine Wehrpflicht war eine Illusion. Der Staat hätte, wenn alle Wehrfähige auch wehrpflichtig gewesen wären, die Präsenz nicht bestreiten können. Jährlich wurden nur 40,000 Recruten ausgehoben, welche drei Jahre dienten und dann in die Landwehr übergingen. Diese Landwehr blieb aber kriegspflichtig und zwar mußte im Kriegsfall je ein Landwehrregiment mit je einem Linienregiment vereinigt eine Brigade bilden. So kam es, daß verheirathete Landwehrmänner die kleinen Kriege in Schleswig, Posen und Baden mitmachen mußten, während viele tausende von jungen und unverheiratheten Leuten vorhanden waren, die gar nicht zum Militair waren berufen worden. Begreiflicherweise beschwerte sich die Landwehr über diese Unnatur und litt der Staat selbst, wenn die Hälfte der Armee

ungern diente und zum Theil auch nicht mehr recht fähige Führer hatte, denn die Landwehroffiziere waren nicht genug in Thätigkeit. Die Reorganisation kam wegen Widerspruchs des Herrenhauses in den Kammern nicht zu Stande, die Regierung erhielt aber neun Mill. Thaler Credit und brachte nun die Umbildung des Heeres bis Mitte des Jahres 1860 glücklich in der Art zu Stande, daß die Landwehr lediglich Reserve blieb und nicht mehr mit der Linie combinirt, dagegen die Linie um mehr als 100,000 Mann verstärkt wurde. Auch die Artillerie wurde in dieser Zeit um 100 gezogene Kanonen vermehrt. Man stritt lange um die dreijährige Dienstzeit, auf welcher aber der Prinzregent mit Recht fest bestand, weil nur eine längere Uebung eine Armee gehörig schlagfertig macht.

Noch dringender war die Instandsetzung der Bundesfestungen und die Vornahme mancher Verbesserung und Ergänzung in den Contingenten der Mittel- und Kleinstaaten. Seit vierzig Jahren hatte man hunderte von Millionen verausgabt und das Volk war überall willig, für die Vertheidigung des Oberrheins Opfer zu bringen und doch fehlte noch viel zur Sicherung der Festungen, zur Schlagfertigkeit und Uebereinstimmung der Bundescontingente. Die Kriegsminister der Mittelstaaten beriethen sich übrigens im August in Würzburg.

Napoleon wachte, während wir schliefen. Napoleon erkannte die Mißbräuche im Armeewesen und schuf sich eine neue treffliche Armee, während wir im alten Schlendrian beharrten. Napoleon handelte, während wir nur unterhandelten.

Belgien hatte bisher vor Frankreich gezittert. Sehr natürlich. Wie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts die belgischen Parteien sammt und sonders von Frankreich verschlungen worden waren, so sahen sie denselben Rachen auch jetzt wieder an ihren fast wehrlosen Grenzen gähnen. Daher eine bis zum Lächerlichen gesteigerte Furcht vor Frankreich, welche den Kriegsminister, General Chazal, als er am 19. August 1859 von der Kammer Geld zu einer verstärkten Befestigung von Antwerpen verlangte, zu der

zornigen Rede hinriß: „Europa soll erfahren, wie viele unter den belgischen Abgeordneten ihr Haupt unter das Joch beugen und ihr Vaterland und ihre Unabhängigkeit der Fremdherrschaft überliefern!" Gewiß ist, Belgien war von französischen Agenten und Parteigängern unterwühlt, das Postgeheimniß in der Hand derselben 2c. Frankreich frug: was die Befestigung Antwerpens in einem völlig neutralen Lande bedeuten solle? Daher die Angst, mit der man die Berathung über diese Befestigung zu vertagen suchte und die geringe Zahl von Stimmen, mit der sie endlich durchging (57 gegen 42). Bald darauf aber reiste König Leopold nach Biarriz, um den französischen Kaiser persönlich zu beruhigen.

Man glaubte damals annehmen zu dürfen, die französische Annexationspolitik werde sich früher auf Belgien als auf die preußischen Rheinlande werfen, weil, wenn Frankreich zuerst Preußen angriffe und in einen schweren Kampf in Deutschland verwickelt wäre, England sich eher geneigt zeigen würde, sich mit Preußen zu alliiren, als umgekehrt, wenn Frankreich zuerst Belgien angriffe und deshalb mit England in Conflict käme, das von Rußland bedrohte, von Oesterreich, vielleicht auch den deutschen Mittelstaaten verlassene Preußen sich schwerer entschließen würde, den Landkrieg gegen Frankreich für England allein auf sich zu nehmen. Man deutete daher auch die Reise Napoleons III. nach Baden-Baden dahin, daß er eine Trennung Deutschlands von England bezweckt habe. Genug, in Belgien war große Sorge vor Frankreich. Da regten sich nun plötzlich auch wieder die Vlämingen und erinnerten daran, wie unnatürlich und verkehrt die herrschenden Parteien in Belgien gehandelt hätten, indem sie wetteifernd die einheimische niederdeutsche Sprache im öffentlichen Gebrauch stets unterdrückt und den Privatgebrauch, den sich das gemeine Volk nicht nehmen ließ, wenigstens ignorirt, treffliche Germanisten, wie Willems, verfolgt hatten. Ihr seyd deutsche Niederländer, riefen die wahren Patrioten den Belgiern zu, so bekennt auch, daß ihr es seyd, und äfft nicht in allem den Franzosen nach, wenn ihr Angst habt,

Franzosen werden zu müssen! Der Tag von Baden feuerte den Muth der Belgier noch mehr an und am 21. Juli, dem Jahresfest der Thronbesteigung König Leopolds, glühte alles von Begeisterung. Eine Flugschrift von Boniface la Belge independante sprach den Nationalwillen der Belgier aus: um keinen Preis wollten sie Franzosen werden. Im August reiste König Leopold nach Wiesbaden, wo er mit dem König von Holland eine Unterredung hatte, und bald darauf nach Ostende, wo er den Prinzregenten von Preußen besuchte.

Noch wichtiger als die Einigung Deutschlands war der Abfall Englands von Frankreich, obgleich zunächst durch dieselbe motivirt. England konnte sich nicht gegen Frankreich wenden, ohne einer starken Allianz sicher zu seyn, und diese konnte ihm nicht Preußen allein, sondern nur Gesammtdeutschland gewähren. Napoleon hatte im Uebermuth des Glücks durch die Annexirung Savoyens das Schicksal herausgefordert. Ein kleiner Gewinn, den er sich nicht hatte versagen können, brachte ihn um die kostbarsten Allianzen.

Napoleon III. gebot über eine ungeheure Land- und Seemacht, (6—700,000 Mann und 550 Schiffe mit 8700 Kanonen), hatte sich die Revolution in Italien dienstbar gemacht, rechnete, wenn er auch die Versöhnung Oesterreichs mit Preußen nicht mehr hindern konnte, doch noch auf die nie verjährende Sonderpolitik der ehemaligen Rheinbundstaaten und hoffte, immer kunstreich zwischen der englischen und russischen Freundschaft balancirend, wenn er die eine verlieren müßte, um so gewisser die andere zu behalten. Aber er machte sich doch wohl ohne Noth aus Freunden Feinde, indem er alle zugleich bedrohte. Wie konnte man seinen friedlichen Versicherungen glauben, wenn seine Presse sich beständig mit den Staaten von Europa beschäftigte, das Princip der freien und unabhängigen Nationalitäten geltend machte und denselben gleichzeitig nicht nur in der italienischen, ungarischen und rumänischen, sondern auch in der irischen und polnischen Frage das Wort redete. Der

polnische Adel war während des Sommers in großer Aufregung und in Warschau wurden Verhaftungen vorgenommen. In der Flugschrift Napoleon et la Pologne wurde die Herstellung Polens durch die siegreichen Waffen der Franzosen verkündet. Eine andere Flugschrift la question irlandoise drohte den Engländern, Mac Mahon solle König von Irland werden.

England blieb nicht länger blind. Der englische Herald gestand damals, der Prinzregent von Preußen sey der geachtetste Mann in Europa, und freute sich der Tage von Baden und Töplitz, denn jetzt erst könne auch England wieder frei athmen. Palmerston selbst hielt am 24. Juli eine Rede im Parlament, über die Nothwendigkeit, große Summen zur Küstenvertheidigung zu bewilligen, und drückte zum erstenmal tiefes Mißtrauen gegen seinen Freund an der Seine aus. Daher schon am 29. Napoleon III. in sehr übler Laune einen Brief an Persigny, seinen Gesandten in London, schrieb und veröffentlichen ließ, worin er behauptet, er sey gar nicht gerüstet, er habe nicht mehr als 400,000 Mann, er habe Savoyen nur gleichsam aus Noth annehmen müssen, weil Piemont sonst zu mächtig geworden wäre, er sey immer noch der Mann des Friedens und bedrohe niemand, sein sehnlichster Wunsch sey, mit England einig zu bleiben. „Verständigen wir uns doch loyal wie ehrliche Leute und nicht wie Diebe, die sich gegenseitig anführen wollen.“ Diese Ansprache wurde aber von der englischen Presse kalt und spöttisch aufgenommen*) und das Parlament bewilligte mit ungeheurer Stimmenmehrheit die enormen Summen, welche Palmerston forderte und die einzig zur Abwehr Frankreichs bestimmt waren. Einen noch festeren Schritt that England, indem es durch Lord

---

*) Im Juli kamen 3000 Orpheonisten von Paris, mit rothen Bändern geschmückt, nach England, um im Glaspalast zu Sydenham ein großes Concert zu geben. Aber gerade weil sie damit eine politische Demonstration machen und eine scheinbare Verbindung der französischen und englischen Nation zur Schau tragen wollten, empfing man sie auf's gleichgültigste und sorgte nicht einmal für Quartiere.

Cowley im August an Frankreich erklären ließ, es werde die Annexirung Savoyens nicht eher als zu Recht bestehend anerkennen, als bis der Schweiz volle Genugthuung, beziehungsweise Entschädigung geworden sey. Am 24. August erklärte Palmerston selbst im Parlament, Sardinien wäre nicht befugt, Savoyen abzutreten, Frankreich nicht befugt, es anzunehmen, denn Sardinien besaß Savoyen nur unter Bedingungen, welche der Wiener Vertrag daran knüpfte. Aber nicht nur aus diesem Grund sey die Annexirung tadelnswerth, sondern auch durch die Art, mit der Frankreich dabei verfuhr, indem es die Annexirung erst ableugnete, dann den Schweizern Chablay und Faucigny zu geben versprach und dieses Versprechen wieder zurücknahm rc. Zugleich hieß es, England habe Sardinien jede Offensive gegen Oesterreich abgerathen. Eine friedliche Rede Persigny's suchte nochmals zu beschwichtigen, damit im Widerspruch aber erschien in Paris eine „Antwort an Palmerston", worin Frankreich immer noch auf die Allianz Rußlands pochte, welche um so inniger seyn werde, wenn Frankreich nichts mehr von England wissen wolle. Der Kaiser reiste mit seiner Gemahlin über Lyon, wo er eine Friedensrede hielt, nach Savoyen, um sich hier huldigen zu lassen, wurde aber von der Eidgenossenschaft (mit absichtlicher Verletzung der alten Sitten) nicht begrüßt, Ende August. Als er nach Thonon kam, zogen ihm Bewohner von Gex mit einer französischen Fahne auf dem See zu und kehrten über Genf zurück, wo sie übermüthig riefen, bald werde ihre Fahne vom höchsten Thurm in Genf wehen. Die Schweizer gaben grobe Antworten und mit Mühe wurde die Fahne vor Beschimpfung gerettet. Frankreich beschwerte sich, ohne jedoch einen Bruch mit der Schweiz herbeizuführen, denn hier hatte sich bereits der sehr kriegerisch gesinnten Westschweiz mit Stämpfli von Bern an der Spitze, eine mehr gemäßigte und friedliebende Partei der Ostschweiz mit Furrer von Zürich an der Spitze, entgegengestellt. Beim Einzug und kurzen Aufenthalt des Kaisers in Nizza bemerkte man auffallend strenge Polizeimaßregeln zur Sicherheit seiner Person. Er fuhr

dann über Corsica nach Algier, wo er am 17. Sept. ankam. Hier begrüßte ihn der Bey von Tunis und ein Prinz von Marokko. Auch hier verkündete Napoleon nur Segnungen des Friedens, kehrte aber mit überraschender Schnelligkeit nach Frankreich zurück.

Spanien gerieth 1859 in Krieg mit Marokko, weil die kleine spanische Besitzung in Afrika gegenüber von Gibraltar von den räuberischen Stämmen der Umgegend überfallen und mißhandelt worden war. Spanien forderte hauptsächlich wegen Schändung des königlichen Wappens eine Genugthuung und O'Donnel, von kriegerischem Ehrgeiz beseelt, wünschte den Krieg, um sich durch Thaten auszuzeichnen, zum großen Aerger Englands. Daily News, Russel's Organ, warf Spanien vor, es beginne den Krieg mit Marokko ohne Noth, nur von Frankreich verlockt und aufgestiftet. Marokko wolle nachgeben, aber Frankreich wolle durch Spanien festen Fuß an der Meerenge von Gibraltar gewinnen. Deshalb habe O'Donnel ein Ultimatum an Marokko geschickt, was so viel forderte, daß er dessen Abweisung voraussetzte, und als Marokko dennoch nachgab, habe er ein zweites und ein drittes Ultimatum gestellt, denn Krieg wollte er einmal haben. Die französischen Blätter wiesen diese Unterstellung zurück und erklärten die Theilnahme der Franzosen am Kampf gegen die räuberischen marokkanischen Grenzstämme für etwas sehr einfaches und natürliches. Indessen mußte sich Spanien doch gegen England verpflichten, keinen Punct an der marokkanischen Küste behalten zu wollen, der das Meer beherrsche. Der Krieg begann im Winter auf 1860 und wurde von O'Donnel mit vielem Glück geführt. Er schlug den Feind und eroberte Tetuan, worauf der Sultan von Marokko, Sidi Muhamed, im März Frieden machte und an Spanien einen kleinen Bezirk bis zur Bucht von Anghera abtrat und 20 Mill. Piaster Kriegsentschädigung bezahlte.

Obgleich O'Donnel allzu ruhmredig auftrat und seinen Sieg über ein wenig disciplinirtes Heer nicht mehr Werth hatte, als der französische bei Isly, so erfreute man sich doch an der Tapfer-

keit der spanischen Soldaten, deren kriegerischen Eifer eine fromme Begeisterung heiligte. Man athmete im spanischen Lager wieder einmal die Luft der Kreuzzüge. Eine fromme Stimmung ging durch ganz Spanien. Zum erstenmal wagten es Gesellschaften in Madrid und Barcellona, öffentlich der Verbreitung schlechter Bücher entgegenzuwirken, dieselben zu verbrennen und dagegen gute zu verbreiten. Ein merkwürdiges und schönes Zeichen wiederkehrender Gesinnung bei dem arg verführten spanischen Volke. Wie dieses fromme und edle Volk allmählig von Frankreich aus mit der gott- und sittenlosen Literatur seit Voltaire überschwemmt worden ist, gehört zu den schaudervollen stillen Vergiftungsprocessen der Völker, an denen die neuere Geschichte so reich ist und die sich nicht blos auf den erzwungenen Opiumhandel in China und die befohlene Branntweinpest in Rußland beschränken.

Am 28. Jan. 1857 hatte Königin Isabella ihren ersten Sohn geboren, die Familie des Don Carlos also um so gewisser die Thronfolge verloren. Dennoch hielt dessen Sohn, Carlos, Graf von Montemolin, im Frühjahr 1860, als die spanische Armee noch in Afrika stand, den Zeitpunct für geeignet, einen Usurpationsversuch zu machen. General Ortega, Commandant der balearischen Inseln, landete mit dem Grafen Carlos und dessen Bruder Juan, sowie auch mit dem General Cabrera auf englischen Schiffen bei Tortosa. Man hielt die Engländer für fähig, den tollen Versuch begünstigt zu haben, um ihrem Aerger wegen der Kriegslust der Spanier Luft zu machen. Im Ernst konnte England wohl keinen Erfolg für Carlos hoffen. Die Truppen, die mit von den balearischen Inseln gekommen waren, wußten gar nicht, wovon es sich handle. An der Küste fand sich der erwartete Anhang nicht vor. Oberstlieutenant da Vera schöpfte Verdacht, die Truppen empörten sich gegen Ortega und nahmen ihn mit den Prinzen gefangen. Ortega wurde kriegsrechtlich erschossen, die beiden Prinzen zwar bald wieder frei gelassen, jedoch nicht eher, bis Carlos schriftlich dem spanischen Thron entsagt hatte. Kaum waren sie frei,

so erklärte Juan, er spreche nunmehr das Thronrecht für sich an. Dieser Herr lebte von seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Modena, getrennt in London mit einer Engländerin. Im Juni aber erklärte Don Carlos selbst seine Abdication für ungültig, ohne zu begreifen, daß ihm eine solche Handlungsweise keine Ehre machte.

Die verzeihliche Eitelkeit der damaligen spanischen Regierung im Rückblick auf ihre jüngsten Siege wollte Napoleon III. benutzen und trug darauf an, Spanien in die Reihe der europäischen Großmächte aufzunehmen. Dies that er, um Spanien auf seine Seite zu bringen, keineswegs, wie man glaubte, um nur die künftige Erhebung Sardiniens zur Großmacht vorzubereiten. Spanien selbst aber zeigte keinen Eifer, sich in den Rath der Großmächte einzudrängen und England und Preußen riethen davon ab, weil gar kein triftiger Grund zu einer Erweiterung der Pentarchie vorliege, wenn aber noch eine katholische Stimme einträte, dann auch eine weitere akatholische erforderlich würde.

Dagegen schien Dänemark und selbst Schweden den französischen Rathschlägen zugänglich. Dänemark ließ sich in seiner Unterdrückung deutschen Rechts in Schleswig und Holstein nicht im geringsten stören, gab auf die letzten Mahnungen Deutschlands nicht einmal Antwort, sondern legte die Acten dem französischen Kaiser vor. Aber dieser kleine dänische Alliirte bot ihm keinen Ersatz für die Freundschaft Englands und Rußlands, die ihm abhanden zu kommen drohten. Die europäische Diplomatie wurde immer thätiger, je rascher die italienische Bewegung von Süden nach Norden fortschritt.

Victor Emanuel sowohl als Napoleon III. hielten den König von Neapel, als er sich in seiner Angst an sie wandte, mit Hoffnungen hin, damit er nicht etwa Muth fasse und noch in der letzten Stunde energische Maßregeln treffe. Sobald in Folge seiner Schwäche die neapolitanische Armee vollends der Verführung und den Angriffen Garibaldi's und der Umsturzpartei Preis gegeben und demoralisirt war, schickte Victor Emanuel den Grafen von Aquila

(Oheim des Königs von Neapel), von Turin ohne Trost wieder heim. Derselbe wollte am 12. August einen Reactionsversuch in Neapel machen, woran ihn aber die feigen Umtriebe seines Bruders, des Grafen von Syracus, verhinderten. Dieser affectirte eine brennende Liebe zum Fortschritt und hoffte, dadurch den Thron zu retten. Aber beide mußten flüchtig werden. Der alte tapfere General Filangieri, der Eroberer Siciliens, dankte ab, weil auch er nicht mehr retten und helfen konnte. — Garibaldi kam aus Sicilien nach Calabrien hinüber, besetzte Reggio und schlug die ihm entgegengeschickten neapolitanischen Truppen bei Piale. Mit seinen wenigen Leuten hätte er unmöglich das 60—80,000 Mann starke Heer des Königs von Neapel besiegen können, wenn nicht dieses Heer seit lange vom Verrath unterwühlt worden wäre. Alle Truppen verliefen sich, wo Garibaldi erschien, oder gingen zu ihm über. Die Entschlossenen selbst wurden durch Befehle von Neapel aus in ihrem Eifer gelähmt. So konnte Garibaldi ungehindert am 5. September bei Salerno landen und zwei Tage später ohne Schwertstreich in Neapel einziehen. Denn Franz II. floh davon, nachdem ihm seine Minister, seine Offiziere bis auf wenige Ausnahmen den Dienst versagt hatten. Obgleich ihm noch treue Truppen zu Gebote standen, zog er doch nicht dem Feind entgegen, um rühmlich unterzugehen, sondern floh nach Gaëta. Sein Minister Romano ließ die Gewalt einfach von Franz II. auf Garibaldi übergehen. Das Wappen der Bourbons wurde überall abgerissen, das Heer, auch die Flotte huldigte dem kühnen Usurpator und Garibaldi hielt, während seine Truppen noch unterwegs zurückblieben, am 7. September seinen Triumpheinzug in Neapel, er allein. Seine Person, sein Name reichten hin, dies Wunder zu bewirken. Anstatt aber das eroberte Königreich dem König Victor Emanuel huldigen zu lassen, erklärte er: „keine Annexirung! ich werde das neue Königreich Italien erst auf dem Quirinal ausrufen, wenn ich dort meine Fahne aufpflanzen werde.“

Der Sarde bot rasch Trotz gegen Trotz. Die piemontesischen

Truppen in Mittelitalien unter den Generalen Cialdini und Fanti erhielten augenblicklich Befehl, in den Kirchenstaat einzurücken und sich desselben zu bemächtigen, ehe Garibaldi das Gleiche zu thun vermochte. Diesem zuvorzukommen war so pressant, daß man in formeller Beziehung nicht viele Umstände machte. Der Papst wurde seiner Länder beraubt ohne Kriegserklärung. Cavour hatte sich einfach auf eine Depesche beschränkt, in welcher er vom Papste forderte, derselbe solle seine fremden Söldner entlassen. Cardinal Antonelli antwortete ihm mit stolzer Indignation, Sardinien, welches selbst fremde Söldner zum Angriff Siciliens und Neapels führe, sey am wenigsten befugt, dem Papst ein uraltes, nie bestrittenes Recht, Fremde im Solde zu halten, abzusprechen. Der plötzliche Ueberfall der Sarden ohne Kriegserklärung hatte für Lamoricière den Nachtheil, daß dessen vorgeschobene Truppen, welche einzelne Puncte besetzt hatten, überrascht und gefangen oder zersprengt wurden. In Perugia unterlagen die päpstlichen Truppen unter General Schmidt Fanti's Uebermacht erst nach blutigem Kampfe, am 14. September. Vier Tage später sah sich Lamoricière selbst bei Castelfidardo durch Cialdini, der zu diesem Zweck einen Gewaltmarsch durch das Gebirge machte, von Ancona abgeschnitten und unterlag ebenfalls in einer heißen Schlacht der feindlichen Uebermacht, am 18. Zwar rettete er sich noch Ancona, wurde aber hier bald gezwungen zu capituliren.

Napoleon III. nahm die Miene an, als ob er den Angriff der Sarden auf das päpstliche Gebiet in hohem Grade mißbillige. Ne touchez pas à Rome! soll er befohlen haben. Sein Gesandter, Herr von Talleyrand, wurde von Turin abberufen. Indeß glaubte niemand, daß dadurch die Verabredungen von Plombières gefährdet würden. Man erwartete vielmehr, daß, nachdem unter französischer Autorität Rom isolirt oder der Papst persönlich von dort entfernt und in Sicherheit gebracht seyn würde, das unter Garibaldi oder Victor Emanuel vereinigte Italien Venedig angreifen und gleichzeitig eine von Kossuth und Klapka vorbereitete Insurrection in

Ungarn, vielleicht auch in den Nordprovinzen der Türkei ausbrechen und Oesterreich in solchem Maaß beschäftigen werde, daß es Preußen nicht helfen könnte, wenn dieses am Rhein angegriffen würde. Wäre aber auch Preußen besiegt, wie Oesterreich, dann würde die Wühlerei mittelst des Nationalitätenprincips alsbald auch Polen und alle Rußland und der Pforte gehorchenden Völker ergreifen.

Aus dieser allgemeinen Voraussetzung der europäischen Presse erklären sich die Maßnahmen Englands und Rußlands. England suchte eine starke Allianz in den vereinigten deutschen Großmächten. Rußland schien seinem Groll gegen Oesterreich plötzlich entsagt zu haben. Alexander II. feierte das Geburtsfest Franz Josephs am 18. August in österreichischer Uniform und trank auf das Wohl des Kaisers. Franz Joseph erwiederte die ferne Begrüßung durch einen Toast auf „den besten Freund Oesterreichs und den Schützer alles guten Rechts". Im October wird die Königin Victoria den Prinzregenten am Rhein begrüßen und dieser dann in Warschau mit den beiden Kaisern von Oesterreich und Rußland zusammentreffen. Hier wird Alexander II. abwägen, ob die Opfer, welche ihm Oesterreich, ob die, welche ihm Frankreich bringt, schwerer wiegen.

Fünftes Buch.

Rußlands Fortschritte im Orient.

Die Art, wie sich Rußland im Jahre 1856 aus der Affaire zu ziehen wußte, war musterhaft und machte seinem Kaiser alle Ehre. Der unvermeidliche Verlust, den es erleiden mußte, wurde auf das allerkleinste Maß herunterdiplomatisirt, und nachdem es eben noch gänzlich isolirt, vom Krieg erschöpft und durch den Frieden gedemüthigt erschien, stand Rußland auf einmal wieder, im guten Einverständniß mit Frankreich, mächtiger und einflußreicher als je vorher in Europa da.

Nach dem Tode des energischen Kaiser Nicolaus hatte man erwartet, der junge Kaiser Alexander II. werde allzumild auftreten, zu viel nachgeben und als Freund ausländischer Bildung nicht gut mit der altrussischen Partei auskommen, als deren Haupt der gleich seinem Vater energische Großfürst Constantin, des Kaisers Bruder, stand. Alexander II. aber täuschte diese Meinung, trat nicht mild und nachgiebig auf, sondern schien sogar noch die Thatkraft seines

Vaters überbieten zu wollen, indem er die russische Nation in Masse zum Kriege aufbot, und zwischen den beiden Brüdern bestand und erhielt sich die vollkommenste Harmonie. Erst als der fortdauernde Kriegszustand, die gänzliche Handelsstockung und zunehmende Theuerung den Adel und die Kaufmannschaft gehörig mürbe gemacht und eine Sehnsucht nach Frieden und Ruhe in Rußland verbreitet hatte, begann der Kaiser auch seinerseits nachzugeben, jedoch nicht eher, bis ihm die Eroberung von Kars ein Pfand für das verlorene Sebastopol gewährt und er mit Ehren und sogar in einem geheimen Einverständniß mit Frankreich einen möglichst guten Frieden schließen konnte.

Die Pläne Frankreichs in Italien zu befördern, war fortan die angelegentlichste Beschäftigung der russischen Diplomatie, denn nichts konnte Rußland angenehmer und vortheilhafter seyn, als eine Schwächung Oesterreichs durch Frankreich. Ueberdies mußte das gute Einvernehmen Rußlands und Frankreichs allen europäischen Mächten imponiren. Wenn England darüber grollte, so ließ sich dagegen Preußen wieder ganz von Rußland an's Schlepptau nehmen. Schon bald nach dem Friedensschluß von Paris reiste Kaiser Alexander über Warschau, wo er den Polen eine großartige Amnestie gewährte, indem er sie nur vor „Träumereien“ warnte, *) nach Berlin, 29. Mai 1856, und besiegelte hier die alte intime Freundschaft der beiden so nahe verwandten Häuser Romanow und Zollern. Daß Preußen sich während des Kriegs neutral gehalten, sogar Oesterreich an entschiedenem Vorgehen gegen Rußland verhindert hatte und auch dem Vertrag vom 15. April nicht beigetreten war, verdiente in der That von Seiten Rußlands den wärmsten Dank, während es vom Standpunkt jeder andern Politik

*) Viele Häupter der polnischen Emigration in Paris: Mieroslawski, Wisecki, Lelewel, Ledochowski ꝛc. nahmen die Amnestie nicht an, sondern erklärten, sie würden nicht nach Polen zurückkehren, außer um für die Freiheit zu kämpfen, d. h. für eben die Träumereien, vor denen der Kaiser warne.

aus, auch von dem der preußischen selbst, nur getadelt werden konnte. Der Kaiser reiste damals nicht weiter als Berlin und kehrte in seine Staaten zurück, aber seine Mutter, die Kaiserin Wittwe, besuchte im Sommer ihre Tochter, die Kronprinzessin Olga in Stuttgart, und das Wildbald im Schwarzwald. Die ungeheure Freigebigkeit dieser erlauchten Dame auf der ganzen Reise sollte der Welt beweisen, wie wenig Rußland durch den Krieg erschöpft sey.

Noch imposanter war die Haltung Rußlands und die Auslegung seines unerschöpflichen Reichthums, indem sich der junge Kaiser mit seiner darmstädtischen Gemahlin am 7. Sept. 1856 in Moskau krönen ließ, welcher Feierlichkeit die Gesandten aller europäischen Staaten, wie auch der Türkei und Persiens, im höchsten Glanze beiwohnten. Die hier zu einer großen Parade versammelte Armee zählte 200,000 Mann in schönster Galla. Eine Menge deutscher Prinzen und Prinzessinnen waren gekommen, deren Costume und Equipagen noch übertroffen wurden von der Pracht der französischen, englischen und österreichischen Gesandten, welche alle mit zahlreichem Gefolge erschienen. Mitten unter den Fremden aber, dem Hofvolke und dem Militair zeichneten sich die zur Huldigung erschienenen eigentlichen Vertreter des weiten russischen Kaiserreichs durch ihre imposante Haltung aus, alles Gestalten wie aus einer früheren Zeit, heroisch, fremdartig, aber trutzig und mährchenhaft schimmernd von Juwelen.*) Den weltlichen Zug empfing eine

*) „Hier kommt eine noch malerischere Gruppe: hundert Reiter auf prachtvollen Rennern, gekleidet in den reichsten und mannigfaltigsten Trachten, geführt von einem Greise, der ganz mit reichen Goldstickereien bedeckt ist, dem Fürsten Schtscherbatoff, Adelsmarschall des Moskauer Gouvernements. Es sind die Großbojaren des Reiches, in ihren Nationaltrachten und mit ihren Abzeichen bekleidet. Einige sind mit außerordentlicher Einfachheit gekleidet, mit einem grauen, zugeknöpften Ueberrock und einer Mütze mit rothem Besatz, andere sind mit Diamanten und Stickereien bedeckt; alle sind von stolzer Haltung, majestätischer Gestalt und bedeutsamem

große Schaar von Erzbischöfen und Bischöfen in der malerischen Tracht der russischen Kirche. In der Kathedrale ertheilte der Metropolit von Moskau dem vor ihm knieenden Kaiser den Segen, indem er ihm mit einem goldenen, in Oel getauchten Zweige Stirne, Augen, Ohren und Brust berührte, worauf der Kaiser sich stolz emporrichtete und die Krone sich selbst aufsetzte. Bei dem Hoffeste bemerkte man, daß Graf Morny, der französische Gesandte, den Tanz mit der Kaiserin eröffnete, während dem englischen und österreichischen Gesandten mit ziemlicher Kälte begegnet wurde. Der englische war Lord Granville. Der österreichische Gesandte, der reiche Fürst Esterhazy, trug ungarisches Costum und überstrahlte alles durch den Reichthum desselben. Im Uebrigen mußte doch auch bei diesem Fest die russische Barbarei ihre Geltung finden. Ein ungeheures Gastmahl für 200,000 Personen war im Freien angerichtet, damit das gemeine Volk zu Ehren des Kaisers speise. Das

---

Zügen. Dies sind die Söhne der Männer, welche ehemals in Uebereinstimmung mit dem Czaren das Reich regierten, von denen es in der Formel der Ukase hieß: „die Bojaren haben für gut erkannt," was der Czar vorher befohlen und der Patriarch gesegnet hatte. Seit Peter dem Großen hat sich ihr Ansehen vermindert, allein ihre Macht ist immer noch groß und jeder dieser Herren besiehlt über mehrere tausend, manche über mehrere hunderttausend Leibeigene. Auf sie folgt ein Zug noch malerischer und anziehender. Es sind die Deputirten der Rußland unterworfenen asiatischen Völkerschaften, der Kalmücken, Kirgisen, Indier und Tartaren. Beinahe alle haben Costüme von einer unerhörten Pracht, die einen Rüstungen von Stahl und Gold, andere Kleider von Sammet, von Caschemir und Brocat, die Satteldecken ihrer Pferde sind mit Perlen und Steinen besetzt; Säbel mit ciselirten Scheiden schlagen die Flanken ihrer wilden Renner. Die einen haben den Kopf unbedeckt und ihre langen Haare sind mit Goldplatten untermischt, andere tragen spitzige Mützen wie die indischen Derwische. Alle sind Anführer und Aelteste in ihren Stämmen und verrathen ihren Adel in dem Stolz ihrer Haltung. Dieses doppelte Geleite der Bojaren Europas und der Fürsten Asiens ist der schlagendste Beweis für die Unermeßlichkeit des russischen Reiches und personificirt die Macht des Doppeladlers, der mit seinen Griffen zwei Erdtheile umfaßt."

kaiserliche Paar aber, welches dabei seyn sollte, blieb zu lange aus, das Volk wurde ungeduldig, durchbrach die Barriere und stürzte auf Speisen und Getränke, daß alles in wildem Getümmel endete und viele Menschen um's Leben kamen.

Im folgenden Jahre 1857 begab sich die Kaiserin Mutter nochmals nach Deutschland und dann nach Nizza, wo sie die Huldigungen des Königs von Sardinien empfing und Rußland den Hafen von Villafranca erwarb, wie oben schon berichtet ist. Auf dieser Reise wurde auch die Vermählung des Großfürsten Michael mit der badischen Prinzessin Cäcilie abgemacht. Kaiser Alexander selbst kam später in Warschau mit Prinz Napoleon und in Stuttgart mit Kaiser Napoleon, in Weimar mit dem österreichischen Kaiser, zuletzt noch in Breslau mit dem Prinzregenten von Preußen zusammen, und behauptete gegen das mittlere und westliche Europa, Dank seinen Verabredungen mit Frankreich, eine viel imposantere Stellung, als man nach den russischen Niederlagen im Jahr 1855 hätte erwarten sollen. Von der antiösterreichischen Politik Rußlands ist schon im zweiten Buche gehandelt worden.

Nachdem Kaiser Alexander mit großem Geschick die Autorität Rußlands nach außen aufrecht erhalten hatte, wandte er seine ganze Sorge auf die Restauration im Innern. Der Krieg, das Waffenaufgebot, die lange Handelssperre, und vielleicht mehr noch als das alles, die herkömmliche Corruption der Beamten hatte das Reich sehr geschwächt. Der Kaiser verhängte nun über die Beamten, deren Veruntreuungen am offenkundigsten geworden waren, Untersuchung und Strafe. Pirandi, Inspector der Holzlieferungen, gab freiwillig 250,000 Silberrubel zurück, um der Strafe zu entgehen. Armeelieferanten hatten das Geld genommen und die Soldaten hungern lassen. Sogar Aerzte und Hospitalbeamte wurden verhaftet, weil sie den Verwundeten das Nöthigste betrügerisch entzogen hatten. — Sodann erließ der Kaiser dem Volk 24 Mill. Silberrubel an rückständiger Steuer, welche einzutreiben ohnehin kaum möglich war. Ferner stellte er die Recrutirung auf vier Jahre ein

und hob die verhaßten Militaircolonien seines Vaters auf. Alles populaire Maßregeln.

In Bezug auf die Behandlung der Katholiken in Polen und Litthauen lauteten die Nachrichten verschieden. Während nämlich die Bereitwilligkeit des Kaisers, die (trotz den Versicherungen, welche Kaiser Nicolaus 1847 dem Papst gegeben hatte) noch immer unbesetzt gebliebenen polnischen Bischofsstühle wieder zu besetzen, gepriesen wurde und man diese Maßregel zur Beruhigung der slavischen Katholiken sogar mit der antiösterreichischen Politik des Cabinets von St. Petersburg in Verbindung brachte, wurden andererseits bittere Klagen über vorenthaltenes Recht nach wie vor vernommen. Im Sommer 1857 reichte der Adel der Gouvernements Witebsk und Minsk Bittschriften an den Kaiser ein: „Durchdrungen von Verehrung für den Glauben unserer Väter und von ganzem Herzen der Sprache zugethan, die wir von der Wiege an reden und in der wir zu Gott beten, flehen wir Ew. Majestät zu erlauben 1) die katholischen Kirchen, welche in Trümmern liegen, wiederherzustellen und neue nach dem Bedürfniß zu bauen, 2) in den Schulen die polnische Sprache zu gebrauchen, und eine polnische Universität zu errichten.“ Die Bittsteller erhielten darauf einen strengen Verweis, daß sie „Gesuche ohne allen vernünftigen Grund“ vorgelegt hätten.

Kaiser Nicolaus hatte erst einen kleinen Anfang mit Eisenbahnbauten gemacht. Alexander II. beschloß, zunächst das europäische Rußland mit einem großen Eisenbahnnetz zu überziehen, durch Eisenschienen die Ostsee mit dem schwarzen Meere zu verbinden und Linien nach den wichtigsten Grenzpuncten zu führen, um schnell eine Armee dahin werfen zu können, wo sie nöthig seyn würde. Im Krimmkriege waren ganze Bataillone Russen den Strapazen des langen Marsches aus dem Innern Rußlands durch die Steppen nach Odessa erlegen. Diesem Uebel sollte nun abgeholfen, die schnellste Communication durch das ganze weite Reich geöffnet werden. Die bereits vorhandene Eisenbahn von St. Peters-

burg nach Moskau sollte sich von Moskau nach dem Krimm'schen Hafen Fordosia fortsetzen, also die ganze Länge des Reichs von Nord nach Süd durchlaufen. Eine Querbahn sollte dann von Ost nach West führen, nämlich von Nischney Nowgorod über Moskau und Dünaburg nach Libau, und endlich eine Bahn von St. Petersburg nach Warschau und an die preußische Grenze. Den Bau dieser vom Staat befohlenen Bahnen übernahm der Pariser Mobiliercredit mit andern vom Kaiser Napoleon abhängigen Geldinstituten. Noch anderweitige Zweigbahnen zu errichten, wurde der Privatindustrie überlassen. Die neue Freundschaft mit Frankreich wurde auch noch durch einen neuen Zolltarif, worin namentlich die Einfuhr französischer Artikel erleichtert war, und durch einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Frankreich bestätigt.

Die schwierigste Aufgabe stellte sich Alexander II., indem er die Leibeigenschaft der Bauern in Rußland aufheben wollte. Schon Alexander I. hatte diesen Plan verfolgt, war aber bald durch die Drohungen des Adels zurückgeschreckt worden. Inzwischen hatten sich die bäuerlichen Verhältnisse immer mehr verändert. Durch das oben schon (Theil IV. S. 166) charakrerisirte Obroksystem waren immer mehr Leibeigene dem Landleben entfremdet und in die Städte gezogen worden, indem sie nicht mehr den adeligen Gutsherrn das Feld bebauten, sondern irgend ein Handwerk, Kaufmannschaft oder eine Kunst trieben und ihrem Leibherrn davon eine jährliche Abgabe (Obrok) bezahlten. Man rechnete beim Regierungsantritt Alexanders II. bereits 44,700 Edelleute oder Leibherrn, deren Leibeigene den Obrok leisteten, und wovon eine große Menge nicht einmal mehr ein Landgut besaßen, sondern ihre Leibeigenen nur betrüglich auf ein fremdes Gut hatten einschreiben lassen. In gleichem Verhältniß wuchs beständig die Zahl sowohl des güterlosen Adels, als der nicht mehr an die Scholle gebundenen, sondern frei in den Städten umherziehenden Obrokleibeigenen. Dazu kam die ungeheure Recrutirung und das Massenaufgebot vom Jahre 1855. Wer Soldat wurde, hörte auf Leibeigener des

Edelmanns zu seyn und wurde Sclave der Krone. Wer in sein Dorf zurückkehrte, stand nun schon in einem andern Verhältniß zum Gutsherrn. Zudem vertheilte der Kaiser nach dem Kriege in größter Zahl Ehrenmedaillen unter das Heer, und wer die Medaille trug, durfte nicht mehr geprügelt werden. Es schien nun allerdings nöthig, die Leibeigenschaft aller der Individuen aufzuheben, die einmal aus dem patriarchalischen Bauernleben heraus und von der Scholle weggerissen waren, und es frug sich, ob nicht auch der Ackerbau bei dieser Gelegenheit emancipirt werden solle? Der Monarchie stand in Rußland die Aristokratie immer noch schroff gegenüber. Früher hatte sich der russische Bojarenadel auf das Heer, das er mit seinen Leibeigenen selbst darstellte, auf den Klerus und auf die blinde Ergebenheit seiner Leibeigenen gestützt. Peter der Große hatte sich selbst zum Patriarchen gemacht und den Klerus auf die Seite der Monarchie getrieben. Peter III. und Paul I. wurden gleichwohl noch durch den Adel ermordet. Von Nicolaus I. glaubte man daher, er habe die militairische Hierarchie als Mittel gebraucht, um den Adel zu schwächen, denn adelige Geburt als solche verlieh keinen Rang, dieser konnte nur durch den Armeedienst erworben werden, und der jüngste und ärmste Lieutenant stand über dem ältesten und reichsten Fürsten. Gewiß ist, daß eine Emancipation der Bauern den russischen Adel noch weit mehr schwächen mußte. Zu einer solchen Maßregel aber drängte jetzt die ganz veränderte Lage der Obrokleibeigenen und der vom Massenaufgebot Heimgekehrten und konnte der Monarchie bei ihrem Vorgehen gegen den Adel zur Entschuldigung gereichen.

Inzwischen stellte Kaiser Alexander II. einen andern Beweggrund voran. Den im Kriege tiefgesunkenen Wohlstand des Reichs wiederherzustellen sollte die erste und vornehmste Aufgabe der Verwaltung und Gesetzgebung seyn. Deswegen wurde Rußland von Eisenbahnen überzogen, deswegen wurden die hohen Zölle herabgesetzt und im Geist Friderichs II. und Josephs II. verfahren nach physiokratischen Grundsätzen. In einem Umlaufschreiben an die

Gouverneure und Adelsmarschalle erklärte der Minister im Namen des Kaisers: „Sie haben die Aufgabe, Ihre Aufmerksamkeit den Bedürfnissen aller Stände zuzuwenden, die Wege und Mittel zur Vermehrung ihres nationalen Wohlstandes zu finden. Nur die volle Entfaltung der producirenden Kraft kann den Wohlstand Rußlands herstellen.“ Dazu sollte aber die Emancipation der Bauern wesentlich beitragen, weil der Bauer seinen eigenen Acker fleißiger bebaut und ergiebiger macht, als das Gut des Herrn.

Im Jahr 1857 wurde zu St. Petersburg eine kaiserliche Commission niedergesetzt, welche die wichtige Maßregel vorbereiten sollte. Sie machte viel Aufsehen, kam aber nicht recht vorwärts. Ueberall zeigte sich beim Adel eine tiefe Abneigung, sich die Neuerung aufdringen zu lassen, allein man hielt sie für so wenig ausführbar, daß man sich mit dem Gedanken beruhigte, Alexander II. werde sie eben so gewiß wieder aufgeben, wie Alexander I. Die Bauern selbst waren mit den Vorschlägen einer successiven Befreiung und Auflösung nicht zufrieden. Sie hatten kein Geld, um dem Edelmann die persönliche Freilassung und die Ueberlassung des Grund und Bodens bezahlen zu können. Sie begriffen gar nicht, warum sie für einen Grund und Boden etwas bezahlen sollten, den sie von jeher als den ihrigen betrachtet hatten, auf dem sie aufgewachsen waren und den sie bebaut hatten, wie ihre Väter; oder den sie zu verlassen entschlossen waren. Einmal frei, würden die meisten jungen Bauernsöhne ihr Glück in den Städten gesucht haben. Das deutsche Ablösungssystem bäuerlicher Lasten mit Geld war also in Rußland völlig unpopulär. Nur in den westlichen Gouvernements zeigte sich entweder ein wilder Freiheitsdrang unter den Bauern oder eine Geneigtheit des Adels, durch freiwillige Emancipation derselben, Ausbrüchen barbarischer Anarchie zuvorzukommen. In dem noch großentheils katholischen Lithauen war das Verhältniß zwischen Adel und Bauern geradezu unerträglich geworden durch die Einmischung der kaiserlichen Immediatcommissionen und hatten die Bauern, einmal aus der alten patriarchalischen Stimmung

herausgerissen, mehrfache Aufstandsversuche gemacht. Kaum hatte daher der Kaiser die Commission in St. Petersburg niedergesetzt, als auch schon der Adel von Wilna, Grodno und Kowno freiwillig die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft anbot. Im folgenden Jahr gab es einen größern Aufstand in Esthland, wo die Bauern allzu ungestüm die verheißene Freiheit gleich auf einmal vollständig haben wollten. Am merkwürdigsten erscheint die plötzliche Gründung von Mäßigkeitsvereinen in Litthauen, im Jahre 1858. Sie beweist, daß man im katholischen Litthauen die Frage der Bauernemancipation nicht blos von der politischen, sondern auch von der moralischen Seite auffaßte. In Rußland wird das Recht, Branntwein zu schenken, verpachtet, und 1858 war die jährliche Pachtsumme bis auf 78,731,451 Silberrubel gestiegen. Um dieser erstaunlichen Einnahme willen wurde das Laster des Branntweintrinkens auf alle Art gefördert*) und die Branntweinpest den armen Bauern gleichsam eingeimpft. Von dieser Pest nun zu befreien, erschien den wahren Volksmännern die erste Bedingung eine Verbesserung der bäuerlichen Zustände. Das sahen alle irgend edel und ernst denkenden Menschen in Rußland ein und die Mäßigkeitsvereine,

*) „In den Privatdörfern beaufsichtigten die Herren das Branntweinwesen, in den Krondörfern stachen die Vorstände mit den Branntweinpächtern durch, wurden von ihnen bestochen. Jede Gemeindeversammlung, jede Cantonalversammlung wurde vor der Schenke abgehalten, immer mit dem Glase in der Hand jede Angelegenheit berathen. So stand es in den großrussischen Gouvernements, wo die allgemeine Branntweinspacht bestand. Viel schlimmer noch in den s. g. privilegirten Gouvernements, wo die Pacht sich nur auf die Städte und Krondörfer beschränkte, und die Pächter die Concurrenz der Privatbrennereien zu fürchten hatten. Hier zwangen die Pächter die Gemeinde pro Familie ein gewisses Quantum Branntwein zu nehmen oder sie legten ihnen eine Steuer auf, für die Erlaubniß überall geistige Getränke kaufen zu dürfen. Wollten die Gemeinden nicht, so wurden sie wegen verbotenen Branntweinhandels verklagt und natürlich stets verurtheilt und bestraft! — In den großrussischen Gouvernements wurden die Bauern zum Trunk verführt, in den privilegirten wurden sie dazu gezwungen!" Nach Frh. von Harthausen.

zuerst in den katholischen Westprovinzen entstanden, gingen auf die altgläubigen Russen (Roskolniks) auch in den innern Provinzen des Reichs über. Nun aber schrie die Beamtenwelt über regierungsfeindliche Absichten, über eigenmächtige Beschränkung der Staatseinnahmen 2c. und die Mäßigkeit wurde verboten und mit Strafen bedroht, 1859. Im August 1860 meldeten russische Correspondenten, es sey die Absicht, im Jahre 1863 die Verpachtung aufzugeben und den Branntwein wie in andern Ländern zu besteuern, doch nicht ohne den Zusatz, man verspreche sich von dieser Maßregel einen noch größeren Branntweinverbrauch.

Mittlerweile hatte die Commission in St. Petersburg die Bauernfrage besonderen Ausschüssen des Provinzialadels zur Begutachtung überwiesen, die aber den geringsten Eifer in dieser Sache kund gaben, so daß der Kaiser 1858 ein größeres „Leibeigenschaftscomité“ von zwölf Mitgliedern niedersetzte und wiederholt Beschleunigung dieser Angelegenheit befahl. Nun kamen wohl einige loyale Minderheitsadressen des Adels an, aber die große Mehrheit des Adels hielt sich fern und glaubte immer noch, der Kaiser werde und müsse den ganzen Plan aufgeben. Als nun aber der Kaiser auf einer Rundreise im Herbst 1858 überall den Adel anfeuerte, die Trägheit und Renitenz der einen scharf rügte, andern seine Hoffnungen gleichsam bittend ausdrückte und seinen ernsten Willen beurkundete, das angefangene Werk durchzuführen, erhob der Adel endlich einen ernsteren Widerstand. Insbesondere mißfiel die Aeußerung, der Kaiser könne und werde nöthigenfalls die Bauernemancipation verfügen, ohne den Adel zu fragen. Dem widersetzte sich am entschiedensten der Adel von Twer, Nischney-Nowgorod und Moskau. Aber in St. Petersburg selbst erklärte der Adelsmarschall Platonoff, die Bauernfrage könne nur von der Dumah entschieden werden, einer altrussischen Einrichtung, ähnlich dem türkischen Divan, nämlich einer Versammlung der Bojaren oder Notabeln des Reichs, wie sie früher bestanden und die wichtigsten Reichsangelegenheiten entschieden hatten, ehe Peter der Große

sie beseitigte. Das große Wort des russischen Adels war nun, „die Dumah ist niemals rechtskräftig abgeschafft, nur einseitig von den Czaren suspendirt worden, sie besteht noch zu Recht und kann jeden Tag wieder zusammentreten.“ Am entschiedensten sprach für diese Ansicht Besobrasow, der durch seine Verwandtschaft eine sehr große Partei unter dem alten moskowitischen Bojarenadel hatte. Er wurde abgesetzt, wie auch Unkoffski, der Adelsmarschall von Twer. Aber die Emancipation stockte fort und fort. Man erfuhr zuletzt nur, das Leibeigenschaftscomité habe sich in drei Sectionen getheilt, um die Frage nach verschiedenen Seiten hin gründlich zu erörtern.

Im Juni 1860 wurde eine Adresse des Adels im Gouv. Wladimir bekannt, in welcher derselbe vom Kaiser die Trennung der Justiz von der Verwaltung, die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte und Maßregeln zur Sicherung des Privat- und Staatscredits verlangte, aber einen strengen Verweis erhielt, weil Adelsversammlungen kein Recht hätten, Fragen zu erörtern, welche die allg. Staatsorganisation betreffen.

Inzwischen ließ die russische Politik den Orient nicht aus den Augen. Die im Pariser Frieden von Rußland erzwungene Abtretung der Donaumündungen wurde vom russischen Stolz und Trotz lange verzögert. Die kleine Schlangeninsel wurde von den Russen angesprochen, aber sogleich auch von Türken besetzt. In Betreff des Grenzorts Belgrod stritt man, ob der Ort Alt- oder Neu-Belgrod gemeint sey ꝛc. und Rußland setzte bei Frankreichs gutem Willen wirklich die ihm günstigste Auslegung durch. Von Stund an aber waren Rußland und Frankreich einverstanden, die Hoffnungen Oesterreichs an der untern Donau zu vereiteln und dessen Einfluß, namentlich in den Donaufürstenthümern, Serbien und Montenegro zu lähmen.

Die Donaufürstenthümer, Moldau und Walachei, waren durch den Pariser Frieden definitiv von dem Joch erlöst, womit Rußland sie bisher beladen hatte. Das russische Protectorat durfte

hier nicht mehr allein gebieten. Die Fürstenthümer waren vielmehr unter die Garantie sämmtlicher Großmächte gestellt und hatte man denselben Reformen zugesichert. Daran knüpfte nun die russisch-französische Politik alsbald eine tiefgreifende Intrigue an. Als die zuträglichste Reform empfahl man nämlich die Vereinigung beider Fürstenthümer unter einem einzigen Hospodar oder Wahlfürsten und verband damit die Idee einer Vereinigung der rumänischen Nation. Die Rumänen (Römer) waren directe Nachkommen der freilich sehr vermischten römischen Bevölkerung im alten Dazien und sprachen auch noch eine lateinische Mundart. Napoleon, welcher auch der Vereinigung und Unabhängigkeit der italienischen Nation das Wort redete, begünstigte die der Rumänen hauptsächlich deshalb, weil dem rumänischen Stamme auch noch das russische Bessarabien, die österreichische Bukowina und ein Theil Siebenbürgens gehörte. Je größer das rumänische Reich wurde, desto mehr schien es auch geeignet, (namentlich im Verein mit Ungarn und Polen), der französischen Politik gegenüber von Oesterreich, Rußland und der Türkei gute Dienste leisten zu können. Rußland aber ging dießmal auf den französischen Plan ein, weil es für sich selbst noch näher liegende Vortheile zu erringen hoffte, denn es grenzte unmittelbar an das neue Rumänenreich, es beherrschte bereits einen Theil der Rumänen in Bessarabien und es übte auf alle Einfluß durch die griechische Kirche. Die Union der Fürstenthümer wurde daher mit gleichem Eifer von Rußland wie von Frankreich verfolgt, während sie die Pforte und Oesterreich selbst entschieden verwarfen. Das Recht war auf der letztern Seite. Im Frieden wurden die Rechte beider Fürstenthümer garantirt, von ihrer Verschmelzung war nicht die Rede und gegen den Willen des rechtmäßigen Oberherrn, des Sultans, konnte dieselbe gar nicht vorgenommen werden. In diesem Sinn erklärte sich schon Ali Pascha, der türkische Gesandte auf dem Pariser Friedenscongreß, und mit ihm übereinstimmend Graf Buol, als Walewski den ersten Unionsvorschlag machte, am 8. März 1856,

und die Mehrheit des Congresses stimmte ihm damals zu. Allein Napoleon III. war weit entfernt, sich dadurch in seinem Plane beirren zu lassen. Der Widerstand Englands wurde merklich abgeschwächt durch die Noth, in welche die englische Regierung versetzt wurde, als die große Revolution in Indien ausbrach. Von diesem Zeitpunct an gab England in vielen Puncten Frankreich nach, in denen es sich unter andern Umständen widersetzt haben würde, und Preußen ließ sich, wie immer, von Rußland bestimmen.

Napoleon wollte das Recht nationaler Selbstbestimmung, das Princip der Plebiscite, auf die Rumänen angewandt wissen. Das Volk stand aber hier zu niedrig, um die Frage zu begreifen. Die Bauern schleppten in tiefer Barbarei und bei angeborner Faulheit ein elendes Sklavenleben dahin, und die Bojaren, eben so daheim verthiert wie die Bauern selbst, hatten den russischen Beamten und Offizieren nur den äußern Schliff französischer Cultur abgelernt und vereinten damit die tiefe Corruption der Phanarioten. Hier fand sich alles Laster von Moskau, Constantinopel und Paris beisammen ohne eine Tugend.*) Die Bojaren dachten am wenigsten an die Union, denn zwischen denen in der Moldau (reich an Zahl und arm an Gut) und denen in der Wallachei (gering an Zahl, aber reich an Gut) war keine natürliche Harmonie und die Trennung beider Provinzen uralte Gewohnheit. Als nun die Wahl des Vagarides, als Kaimakan (Stellvertreter des Hospodar) in der Moldau, den französischen Erwartungen nicht entsprach, drohte der französische Gesandte Thouvenel, Constantinopel zu verlassen, und auch der englische, Lord Redcliffe, stimmte ihm bei, im August 1857. Der Sultan sah sich in der That gezwungen, die Moldauer Wahlen zu cassiren. Im September zeigte sich der junge Murat im Ge-

*) Die österr. Zeitung charakterisirte die Donaufürstenthümer also: Eine Aristokratie ohne Adel, Städte ohne Bürgersinn, ein Klerus alles Geistigen und Geistlichen baar, Dörfer ohne Häuser, Bauern ohne Land, Luxus ohne Bildung, überall Barbarei und Koth mit etwas französischer Vergoldung.

folge Napoleons III. zu Stuttgart bei der Zusammenkunft desselben mit Alexander II. Man glaubte damals, die Anwesenheit dieses jungen Prinzen könne sich mehr auf das rumänische Reich, zu dessen Oberhaupt er schon bezeichnet wurde, als auf Neapel beziehen. Inzwischen vermittelte Lord Clarendon und die Pforte ließ sich in der Noth, da sie von Rußland, Frankreich, England und Preußen überstimmt wurde und Oesterreich allein ihr nicht helfen konnte, das Project einer blos administrativen Union der beiden Fürstenthümer gefallen. Der Divan (Bojarenversammlung) in Jassy stimmte für die Moldau, der in Bukarest für die Wallachei bei, im October 1857. In einem neuen Pariser Vertrage vom 19. August 1858 wurde unter englischem Einfluß, weil das Unterhaus die Union verworfen hatte, wieder die Wahl zweier Hospodare beliebt, die jedoch unter einer zu Fokschani niederzusetzenden unionistischen Commission stehen sollten. Eine unpractische, daher auch nur provisorische Halbheit. Ungleich practischer im Sinn der Unionisten war die am 13. April 1859 erfolgte Doppelwahl des Fürsten Alexander Couza, zum gemeinschaftlichen Hospodar beider Fürstenthümer, eine Improvisation, die aber als fait accompli provisorisch anerkannt wurde. Indeß trat eine Stockung in die rumänische Bewegung ein. Das französische System der Nationalitäten und Plebiscite fing an, dem russischen Kaiser bedenklich zu werden, als im Verlauf des italienischen Krieges Kossuth und Klapka in Italien eine ungarische Legion bildeten und die Rechte der ungarischen, in zweiter Linie der polnischen Nationalität zur Geltung bringen wollten. Die Sprache, welche Rußland damals gegen Frankreich führte, hat viel zum Abschluß des Friedens von Villafranca beigetragen.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung war in den letzten Jahren, besonders noch 1860, die massenhafte Auswanderung der Tartaren aus der Krimm nach Constantinopel, theils wegen schlechter Behandlung durch die Russen, theils aus muhamedanischem Fanatismus.

Den bei weitem wichtigsten Erfolg in Asien errang Rußland 1859 durch die Besiegung und Gefangennehmung Schamyls,

denn mit diesem Helden seines Volks endete der hartnäckige Widerstand der Tscherkessen und die Gebirgsvölker des Kaukasus wurden, wenn auch noch keineswegs ganz und unbedingt den Russen unterworfen, doch ihrem übermächtigen Einfluß immer zugänglicher und zu einer Abwehr immer unfähiger, die einen erschöpft und niedergeworfen, die andern bestochen und verführt. Das Gebirge hat eine sehr große Ausdehnung und es ist den Russen bisher nur gelungen, ein Paar Heerstraßen durch dasselbe vom Innern Rußlands nach Transkaukasien zu führen und kleine Festungen theils an der Straße, theils an den Aus- und Eingängen des Gebirges, theils am schwarzen und caspischen Meere zu errichten. Wenn daher das mächtige Rußland dereinst von äußern Feinden bedrängt wäre und die zahlreichen und tapfern Stämme des Kaukasus nur einmal zusammenhalten wollten, so würde es ihnen auch von heute noch nicht schwer werden, das russische Joch zu zerbrechen.

Der Tscherkessenkrieg im Kaukasus hat Rußland unermeßliche Opfer gekostet. Nachdem alle früheren Versuche, sich des Gebirges zu bemeistern, mißlungen waren, eroberte zwar Graf Woronzow, mit 12,000 Mann eindringend, das Dorf Dargo, den Wohnsitz Schamyls, erlitt aber auf dem Rückwege, da ihm Schamyl 300 Lastwagen abgefangen hatte, durch Strapazen und Mangel an Lebensmitteln großen Verlust (allein 300 Offiziere), 1845. Da ihm die großen Wälder besonders hinderlich geworden waren, fing er an, sie lichten zu lassen, wurde dabei aber unaufhörlich durch die Tscherkessen gestört, ohne große Fortschritte zu machen. Jedoch bemerkte man, daß Schamyl mit seinen Tschetschenzen immer mehr isolirt wurde, indem es den Russen gelang, die übrigen Stämme durch Bestechung oder Ueberrumpelung wenn nicht zu unterwerfen, doch zu neutralisiren. Im Krimmkriege hätte England um jeden Preis vom schwarzen Meere aus Schamyl unterstützen sollen. Damals war die rechte Zeit. Eine nur geringe englisch-französisch-türkische Streitmacht hätte hingereicht, mit Schamyl im Bunde einen allgemeinen Völkersturm in Transkaukasien aufzuregen und die dort

stationirten Russen zu erdrücken. Dann würde der ganze Kaukasus das russische Joch für immer abgeschüttelt haben. Allein es geschah nichts für die Tscherkessen, gegen welche Kaiser Alexander II. nach glücklicher Beendigung des Krimmkriegs nun wieder mit verdoppeltem Eifer rüsten ließ, um so bald als möglich den Kaukasus, als das Bollwerk, von wo aus er die asiatische Türkei und Persien beherrscht, ganz und für immer in seine Gewalt zu bekommen. Das Nähere des Gebirgskriegs ist nicht aufgeklärt. Russische Berichte meldeten fast immer von Siegen, englische noch 1857 von einer Niederlage der Russen. Allein im Jahr 1859 mahnte eine Adresse von 250 angesehenen Tscherkessen, an alle europäische Mächte gerichtet, daß es die letzte Zeit sey, wenn man ihnen helfen wolle. Aber man half ihnen nicht.

Der russische Fürst Barjatinsky umzingelte die letzten bei Schamyl aushaltenden Stämme mit ungeheurer Uebermacht und schloß ihn in immer engere Grenzen ein. Am 1. April eroberte er dessen Felsenfeste Weden. Mit nur 400 ihm bis in den Tod treuen Müriden floh Schamyl wie ein gehetztes Wild in den Süden Daghestans. Die Russen hatten alle Mittel der Macht, List und Bestechung angewandt, die Lauen zu verführen, die Freunde zu entmuthigen. Auf dem Felsennest Gunib endlich wurde er von den Russen unter Fürst Barjatinsky's persönlicher Anführung eingeschlossen und die Feste erstürmt, wobei alle Müriden bis auf 47 fielen. Schamyl selbst barg sich noch in eine Höhle, ergab sich aber, als der Fürst selbst ihn aufforderte,*) am 8. Sept. 1859.

*) Fürst Barjatinsky forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er zeigte sich an der Oeffnung der Höhle und fragte nach den Bedingungen. „Tritt ohne jede Bedingnng aus deinem Versteck heraus," sagte der Fürst. Schamyl trat heraus. „Bist du Schamyl?" — „Ja," antwortete dieser. „Dein Leben ist dir geschenkt, auch behältst du deine Frauen und Schätze. Morgen schicke ich dich nach Petersburg, vom Kaiser, meinem erhabenen Herrn, hängt die schließliche Bestimmung über dein Schicksal ab." Schamyl beugte schweigend das Haupt. „Ich habe sehr lange in Tiflis auf dich

Der Fürst ließ ihm Dolch und Pistolen und schickte den gefangenen, damals 63jährigen Helden nach St. Petersburg. Aber schon unterwegs in Tschagunef empfing ihn Kaiser Alexander II., behandelte ihn sehr gnädig und ließ ihn an seiner Seite einer großen Revue beiwohnen. In St. Petersburg wurde er der Löwe des Tages, wie einst Abdel Kader in Paris. Die Russen wollten an Großmuth nicht hinter den Franzosen zurückbleiben. Schamyl erhielt eine anständige Wohnung in Kaluga angewiesen.

In demselben Jahre unterwarfen sich die transkaukasischen Abadschesen unter Muhamed Amin den Russen und nur wenige Tscherkessen hielten sich im Hochgebirge noch frei. Viele wanderten über die türkische Grenze und man sah sie massenhaft ankommen, wie die ausgewanderten Tataren aus der Krimm. Die Ufer des caspischen Meeres waren von Rußland schon früher gewonnen. Im Westen desselben war es seit Peter des Großen Zeiten russische Politik, die dort hausenden mongolischen und tatarischen Horden unter einander selbst zu entzweien. An die Stelle der 1771 aus dem russischen Gebiet entflohenen Kalmücken ließen sich 1796 die Kirgis-Kaisaken, 12,000 Zelte stark, von den Russen aufnehmen. Diese sind aber Todfeinde der Baschkiren und Rußland hetzt beide gegen einander.*) Dieser Kirgisen bediente sich der russische Oberst Ogarew, als er 1854 die Usbeken von Kokand schlug. Aber auch tiefer nach Asien hinein gelang es Rußland, die Khalkatataren, vier Millionen Seelen, an der mongolischen Wüste, seinem sibirischen Gebiete einzuverleiben.

In Sibirien hat sich die Bevölkerung und der Wohlstand unvermerkt gesteigert. Im vorigen Jahrhundert erlaubten sich die hier als kaiserliche Wachen aufgestellten Kosaken die ärgsten Plackereien

---

gewartet," fuhr der Fürst fort, „ich hatte gehofft, du würdest dich selbst ergeben; aber du hast mich gezwungen, dich hier aufzusuchen."

*) Als die muhamedanischen Baschkiren sich 1755 gegen Rußland empörten, überließ Rußland den Kirgisen alle baschkirischen Frauen und Mädchen, unter der Bedingung, daß ihm die Männer ausgeliefert würden.

der tungusischen und mongolischen Einwohner, die daher meistens über die Grenze liefen und sich unter chinesischen Schutz stellten. Aber das fruchtbare Südsibirien dem Gebirge Altai entlang wurde von Russen colonisirt. Nicht nur kamen jährlich Tausende von Verbrechern, die man in Rußland nicht hinrichtet, sondern deportirt, in die Bergwerke und Städte Sibiriens, sondern es wurden auch unschuldige Leibeigene, junge Burschen und Mädchen, jährlich im europäischen Rußland recrutirt, um sie in das Asiatische und insbesondere in den Bergwerksbezirk Barnaul am Altai zu verpflanzen, wo nun bereits ausgedehnte Niederlassungen sind und von wo aus jährlich zwei große Karawanen mit Silber, Wachs und Honig beladen und von trefflichen, auf den sibirischen Steppen gezogenen Pferden begleitet, nach Moskau abgehen. Noch ergiebiger sind die Goldgruben, die man erst in neuerer Zeit auf der asiatischen Seite des Ural bei Tomsk entdeckt hat. Die Gier nach Gold durchbricht auch hier, wie in Californien, alle Schranken der gewohnten Sitte. Trotz des despotischen Regiments in Rußland kann die Zucht unter den verwilderten Goldgräbern auch hier nicht gehandhabt werden. Der Arbeiter gewinnt zu viel, vergeudet dann den Gewinn und übt in der Trunkenheit alle Laster. *)

Von höchster Bedeutung für die Zukunft des östlichen Asien war die Besitznahme des Amurlandes durch die Russen. Der Gouverneur Ostsibiriens Murawiew machte diese unblutige Erobe-

*) Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Schilderungen des Engländers Hill, der vor wenigen Jahren Sibirien bereiste. In Tomsk unter anderem war er bei einem reichen Goldgrubenbesitzer zu Tisch, der eben für seine Kinder einen deutschen Hofmeister angenommen hatte. Dieser junge Deutsche erklärte ziemlich naiv, man könne auch mit wenig glücklich seyn. Da frug ihn der Hausherr: nun, wieviel würden Sie denn brauchen, um sich Ihr Leben lang ganz und vollkommen glücklich zu fühlen? Scherzweise antwortete der Hofmeister: ein Pud Gold. Der Hausherr aber lachte: wenn es nicht mehr ist! und schenkte ihm das Pud Gold (40 Pfund).

rung einzig durch die ihm inwohnende Klugheit und Rührigkeit. China, damals durch die Westmächte gedrängt, hoffte Schutz von Rußland und trat das ohnehin fast gar nicht bewohnte Land zwischen dem Fluß Amur und dem Meere von der Castriebai südwärts nach der Niederlassung Constantinowski im Vertrage von Aigun am 28. Mai 1858 freiwillig an Rußland ab. Murawiew erhielt davon den Ehrennamen Amurski. Die Hauptstadt des neuerworbenen Landes aber ist das schon 1852 von Murawiew gegründete Nicolajef. Die Zeitungen berichteten wiederholt, vielleicht mit Uebertreibung, vom raschen Aufschwung des Welthandels am Amur. Im Jahr 1858 hätten diesen Strom bereits 29 Dampfschiffe befahren, in Nicolajef befinde sich bereits ein amerikanisches Consulat. Auf diesem Flusse komme man mit Dampfschiffen so tief ins Land, daß nur noch ein kurzer Landweg von 180 Werst bis Irkutzk übrig bleibe. Somit werde bald aller Einfuhr- und Ausfuhrhandel Sibiriens, der bisher den weiten Landweg nach Moskau einschlagen mußte, den Seeweg über Nicolajewski nehmen.

Auch die russisch-amerikanische Gesellschaft erhielt vom Kaiser die ausgedehntesten Monopole über Schifffahrt, Handel, Jagd und Fischfang in den Gewässern von Kamtschatka. Russische Colonien blühten zu Petropaulowsk, Ochotzk, Sitka. Erstere Stadt war stark befestigt. Aber die Russen verfuhren hier so barbarisch, wie in Sibirien, so daß auch hier die alten eingebornen Stämme verkümmerten. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts ist die Bevölkerung von Kamtschatka auf den 15. Theil geschmolzen, die der aleutischen Inseln am Aussterben. Der Russe Schellkof, der hier commandirte, ließ einmal eine Anzahl Aleuten hinter einander stellen, um zu versuchen, durch wie viele Köpfe eine einzige Flintenkugel hindurchgehen könne?*)

Wenn die ungeheure Ausdehnung der russischen Macht allen andern Mächten Furcht einzuflößen geeignet ist, so darf man doch

*) Allg. Zeitung 1856 Nr. 2.

nicht vergessen, daß der Koloß in der That auf thönernen Füßen steht. Die Bauernfrage, weit entfernt auf eine befriedigende Weise gelöst zu seyn, verwickelt sich auf gefährliche Art, und die Finanzen des Reichs befinden sich, trotz des äußern Glanzes, in sehr übler Lage. Das Danaidenfaß ist hier noch durchlöcherter, als in Oesterreich. Ein russischer Großer, der vom Selbstmord Eynattens und Bruks hörte, rief aus: Wie nobel ist dieses Oesterreich, wo Leute, die den Staat betrogen haben, sich den Hals abschneiden. Bei uns, wo alles betrügt, denkt keiner, daß es eine Schande sey.

Sechstes Buch.

Die muhamedanische Welt.

Das Weltreich der Chalifen ist längst zerfallen, allein noch seine Bruchtheile waren viele Jahrhunderte hindurch erobernde und mächtige Reiche, das der türkischen Sultane, der persischen Schahs und der indischen Moguls. Erst im vorigen Jahrhundert fielen sie alle in Schwäche und verlor der Islam in Asien die alte Spannkraft eben so, wie das Christenthum in Europa. Während aber in Europa der Staat an Stärke gewonnen, was die Kirche verlor, und die Kirche selbst jetzt wieder erstarkt ist, zerfiel in Asien der Staat mit der Kirche zugleich und beide scheinen sich nicht mehr erheben und verjüngen zu sollen.

Mißkennen wir nicht, daß sich darin ein göttliches Gericht offenbart, denn der Islam ist nicht in der Wahrheit gegründet, und welche rühmlichen Eigenschaften ihm auch inwohnen, so kann er doch den Charakter des falschen Prophetenthums nicht verleugnen. Der Fanatismus, den er den Völkern einpflanzt, be-

dingt nicht nur deren Todesverachtung im Kriege, sondern auch deren Stumpfsinn im Ueben und Dulden des Despotismus. Der Muselmann kann nur Herr oder Sclave seyn. Seine Vorstellungen von der andern Welt sind grobsinnlich, sein Glauben bannt den Geist in's Fleisch, anstatt ihn von demselben zu befreien. Da ist kein Fortschritt möglich weder im staatlichen Leben, noch im Geiste.

Daher in allen muhamedanischen Reichen die stete Wiederkehr von rohen räuberischen Völkern, die in unbändiger Kriegslust alles vor sich niederwerfen, die sodann despotische Reiche und Throne von feenhaftem Glanze und mit allen Wollüsten der Erde umgeben gründen, deren Beherrscher aber verweichlichen und durch Mord weggerafft werden, um einem Emporkömmling Platz zu machen, während die Provinzen unbarmherzig von Statthaltern ausgesogen werden, einzelne kecke Räuber- und Gebirgsvölker ausgenommen, die sich durch beständige Rebellionen unabhängig zu erhalten wissen. Daher aber auch das allmählige Verkommen der muhamedanischen Reiche und das Hereinbrechen der christlichen Eroberung oder wenigstens des christlichen Einflusses an fast allen ihren Grenzen, dem sie zwar einen hartnäckigen, nie aber auf die Dauer erfolgreichen Widerstand entgegensetzen. Alle Versuche durch eine Reform des Islam, durch eine Wiedergeburt seines ursprünglichen Geistes alle seine Gläubigen wieder zu vereinigen und zu einem gemeinsamen Widerstand gegen die Christen zu ermuthigen, sind mißlungen und werden auch künftig mißlingen, weil in der Lehre des falschen Propheten keine zwingende Nothwendigkeit liegt, welche die Begeisterung allgemein und unwiderstehlich machen müßte. Die Wechabiten sahen ihre Reform scheitern an der Ueppigkeit und Corruption des Despotismus; die Schwärmer für den Islam, die hie und da, wo das Christenthum siegreich vordringt, einen heiligen Krieg entflammen, sind alle, wie Schamyl, Abdel Kader ꝛc., vereinzelt geblieben.

Von der **Türkei** ist in den früheren Bänden dieses Werkes

schon oft die Rede gewesen, da sie sich nicht nur mit Rußland und Oesterreich, sondern auch mit den Seemächten nahe berührt. Wir haben bereits die Türkenkriege des gegenwärtigen Jahrhunderts geschildert, deren Ergebniß ist, daß die Pforte nach außen hin nicht mehr stark genug sey, sich allein Rußlands erwehren zu können, seine Stütze gegen dessen Uebermacht bei den übrigen christlichen Mächten suchen muß, und daß sie, unfähig mit dem alttürkischen System den Stoß der europäischen Cultur auszuhalten, sich zu Reformen bequemt hat, die mit dem Islam nicht mehr vereinbar sind. Der Schutz, welcher ihr durch den Pariser Frieden von 1856 zu Theil geworden ist, erscheint nur als ein Aufschub, nicht als eine Besiegung der ihr drohenden Gefahr. Sie hat sich im Frieden bequemt, den Christen Concessionen zu machen, welche dennoch unausführbar bleiben, so lange Christen unter Muhamedanern leben müssen. Die Christen fühlen sich stark durch die Sympathie mit Rußland und Rußland wartet nur den günstigen Augenblick ab, um für sie einzuschreiten.

Am kläglichsten war die Lage der Christen in Bosnien und der Herzegowina. Denn hier wurde trotz des Hatti-Humajum von 1856, welcher die Christen den Muhamedanern rechtlich gleichstellte, die alte Tyrannei der letztern über die erstern in vollem Maaße fortgeübt. Der zur griechischen Kirche gehörige gemeine Bosnier unterlag doppelter Quälerei durch die Steuerpächter des Sultans (Sakupnik) und durch die muhamedanischen Grundherrn (Agas und Spahis), denen er das Drittel (Tretschina) alles Feldertrags zahlen mußte; weigerte er sich aber zu zahlen, oder konnte er nicht, so wurde er auf's härteste mißhandelt. Der Unmuth darüber veranlaßte am 2. Jan. 1858 eine große Volksversammlung in der Herzegowina und die Bildung zweier streitbarer Bauernhaufen unter Tukanowitsch und Matanowitsch, welche mit Montenegrinern verbunden, am 4. die Türken schlugen. Zugleich schickten sie Deputationen nach Wien und Constantinopel und baten um Schutz. Der Sultan soll ihnen gütig geantwortet und die Tret-

schina aufgehoben haben. Allein da sie die Waffen, aus Furcht vor ihren grausamen Herren, nicht niederlegen wollten, erlitten sie durch die Paschas von Bosna Serai und Mostar in einer zweitägigen Schlacht bei Türkisch-Kastanizza eine blutige Niederlage, am 21. und 22. Juli. Die Grausamkeit aber, mit der Reschid Bey nachher wieder bei der Eintreibung der Tretschina verfuhr, reizte die Bosnier, diesen Bösewicht am 6. Oct. zu ermorden und es brach ein neuer Aufstand aus, welcher wieder unterdrückt wurde. Die türkischen Paschas halten hier immer mit den muhamedanischen Grundherrn zusammen und sind in Waffen den rohen Bauernhaufen überlegen. Die Befehle des Sultans sind daher hier eben so illusorisch, wie die diplomatische Intervention der Mächte. Hier kann nicht eher geholfen werden, bis die muhamedanischen Grundherrn christianisirt oder vertrieben sind.

Wenn man die Leiden dieser christlichen Nachbarn betrachtet, kann man den stolzen Montenegrinern ihren Haß gegen die Türken nicht verdenken. Sicher in ihren Bergen, genossen sie zugleich den Schutz Rußlands und Oesterreichs. Ihr Fürst Danilo ließ im Kirchengebet für den Kaiser und die Kaiserin von Rußland beten, als ob er ein russischer Unterthan wäre, trug hohe russische Orden und machte 1857 eine Reise nach Paris, um sich auch mit Napoleon III. zu verständigen. Obgleich nun aber Frankreich die Souverainetät der Pforte über Montenegro festhielt, benutzte Danilo doch die strittige Grenzabmarkung, um räuberisch in's türkische Gebiet einzufallen. Schon am 11. Juli 1856 machten die Montenegriner einen solchen Einfall und mordeten alle Einwohner des Dorfes Kuzi; am 11. Mai 1858 verbrannten sie das türkische Grabowo und die Türken sollten sich nicht einmal wehren dürfen. Zwei französische Fregatten erschienen drohend an den Küsten. Als jedoch die Montenegriner abermals ihre türkischen Nachbarn überfielen, wurden sie am 24. Juli bei Veri von den Türken zurückgeschlagen. Dafür rächten sie sich zwei Tage später durch nächtlichen Ueberfall von Kolatschini, wo sie 500 Männer, Weiber

und Kinder abschlachteten und alle Häuser in Asche legten. Die glänzende Feier des Napoleonsfestes in den schwarzen Bergen verkündete sodann, daß Frankreich (und Rußland) die Montenegriner in Schutz genommen, und die Türken wagten wirklich nicht, Rache zu nehmen.

In Serbien regierte der dem Sultan treue und Oesterreich befreundete, aber schwache Sohn Kara Georgs, Alexander, unter dem übeln Einfluß seiner Gemahlin und der Familie derselben, der Nenadowitschen, sowie des Wutsitsch und des Minister Garaschanin. Der letztere galt als russisch-französischer Agent, von Wutsitsch hieß es, er stehe an der Spitze einer nationalen Partei, sey aber der Nenadowitschen Feind gewesen. Genug, diese Männer hetzten das Land auf, veranlaßten die Einberufung einer Landesversammlung (Skuptschina) und erwirkten durch dieselbe die förmliche Absetzung Alexanders, am 22. Dez. 1858. Ein Versuch den letztern zu schützen, mißlang. Er mußte abtreten und seinen Platz dem alten Milosch Obrenowitsch abtreten, der schon in Odessa auf dieses Ereigniß gelauert hatte und nun schnell herbei kam. Oesterreich war durch diesen Wechsel der Dinge sehr unangenehm berührt und damit durch die serbische Bewegung in der Stadt Belgrad nicht etwa die Festung, die sich in den Händen der Türken befand, überrumpelt würde, befahl es dem Commandanten des nahen Semlin, dem Pascha von Belgrad nöthigenfalls Hülfe zu leisten. Das wurde von Frankreich sehr übel genommen und trug mit zu dem Oesterreich feindlichen Neujahrsgruß Napoleons III. und zu dem schnellen Ausbruch des Kriegs von 1859 bei.

Eben so wie Montenegro und Serbien kamen auch wieder die beiden Donaufürstenthümer unter den russischen Einfluß. Denn Frankreich arbeitete eifrig mit Rußland dahin, die Moldau und Wallachei zu einem rumänischen Gesammtstaat zu vereinigen. Davon ist schon oben ausführlich die Rede gewesen. Im Jahr 1859, als Oesterreich in Italien schwer bedrängt war und Kossuth und Klapka schon bei der Hand waren, um Ungarn zu insurgiren,

falls Napoleon III. bis Venedig vorgedrungen wäre, waren auch schon Danilo, Milosch und der für die Moldau und Wallachei gemeinschaftlich gewählte Fürst Couza bereit, eine Diversion zu Gunsten Frankreichs und Rußlands gegen Oesterreich und die Türkei zu machen. Diese Verbindung erhielt sich auch noch später und nahm einen Glaubens- und Racekrieg in der Türkei in Aussicht, der auch mit dem Christenmorden in Syrien 1860 zu beginnen schien. Danilo wurde durch Mörderhand plötzlich aus dem Kleeblatt herausgerissen, am 13. Aug. 1860, ihm aber folgte Nikizza, der für noch fanatischer galt. Bald nachher starb auch Milosch.

In Constantinopel selbst blieb der Sultan umringt von den Intriguen und Zumuthungen theils Rußlands, theils der Westmächte. Geraume Zeit war dort der englische Gesandte, Lord Redcliffe, das Factotum, und Redschid Pascha, der gebildete und geistreiche Eidam des Sultans, der passendste Vermittler, der aber 1858 plötzlich starb. Der Sultan selbst besaß in der Zeit der Noth, als sein Thron und der Fortbestand des Islam immer mehr bedroht wurden, keine sittliche Energie und raffte sich aus den Vergnügungen seines Harems niemals recht auf. Man hörte von den ungeheuersten Verschwendungen seiner Damen, weshalb dem Kislaraga der Prozeß gemacht werden mußte, im Sommer 1858. Im folgenden Frühjahr erschien zu Constantinopel der russische Großfürst Constantin, Bruder des Kaisers. Dieser Herr, mit dessen Namen schon der Anspruch auf den Besitz von Constantinopel verbunden war, hatte sich mit einer russischen Flotte stolz im Mittelmeer gezeigt, um zu beweisen, daß Rußland trotz der Niederlagen von 1856 noch mächtig zur See wie zu Lande sey, hatte den Hafen von Villafranca gekauft, dann das h. Grab in Jerusalem mit einem Gefolge von 3000 Offizieren und Seeleuten besucht und kam nun auch, den armen Sultan zu besuchen, der ihn mit vielem Pomp empfing, am 26. Mai 1859. Während des großen Diners im Serail, zog ein schweres Gewitter über Stambul und als der Sultan eben dem Großfürsten die Hand reichte, schlug der Blitz an einem Blitzab-

leiter des Schlosses mit so furchtbarem Krachen herunter, daß der Sultan erschrocken zurückfuhr. Noch im Laufe des Jahres wurde der verdiente Großvezier Ali Pascha durch eine russische Intrigue gestürzt und Mehemed Köpößlü, ein Anhänger Rußlands, trat an seine Stelle. Wie es hieß, hatte eine wunderschöne Tscherkessin, die im russischen Solde stand, den Sultan bezaubert.

Die alttürkische Partei sah diesem Unwesen nicht ganz geduldig zu. Im September 1859 wurde eine Verschwörung derselben entdeckt und rasch unterdrückt. Der fromme und fanatische Scheik Bagbadis wollte in Verbindung mit dem General Hussein Pascha und vielen andern Beamten und Offizieren eine sittliche Reform, wie sie wahrlich der Türkei nöthig war, durchsetzen, die Verschwendungen des Hofes und der Großen, und die zu hohen Besoldungen abschaffen, besser für die Armen und das Volk sorgen rc. Aber ihr Plan kam gar nicht zur Ausführung. — In neuster Zeit hat die Pforte eine Bewegung der Christen in Rumelien und Bulgarien zur römischen Kirche hin begünstigt. Sie hätte das schon längst thun sollen, um ihre christlichen Unterthanen der russischen Verführung weniger zugänglich zu machen. In der Gegend von Seres haben sich 20,000 Seelen von der griechischen zur römischen Kirche bekehrt (nach österreichischen Zeitungen von 1860).

Außerhalb der europäischen Türkei beherrscht der Sultan noch Kleinasien bis nordostwärts nach Armenien unter dem Kaukasus, und südwärts durch Syrien und Palästina, durch Kurdistan bis zum persischen Golf südwestwärts; allein man verglich ihn in Bezug auf diese Provinzen mit dem Bettler, dem, wenn er oben ein Loch in seinem Rock geflickt hat, schon wieder ein anderes reißt. Denn entweder die Paschas oder die halbwilden Völkerstämme empörten sich sehr häufig und wenn es ihnen auch nicht gelang, sich auch nur so weit unabhängig zu machen, wie der Pascha von Aegypten und die Wechabiten, so blieben sie doch unzuverläßig und schadeten dem Sultan hauptsächlich dadurch, daß sie sich nicht an die Reformen gewöhnen wollten. Paskiewitsch würde der großen Türken-

heere in Kleinasien nicht Meister geworden seyn, wenn sie nicht nach alttürkischer Art bloße Baschibodzuks gewesen wären.

Ein Hauptheerd der Unruhen war immer Syrien. Hier standen die Religionen im schroffsten Gegensatz. Nirgends gab es fanatischere Muselmänner, als in Damascus und Aleppo, daneben aber gab es eben so eifrige Christengemeinden in verschiedenen Secten und noch eine Anzahl höchst merkwürdiger muhamedanischer Secten, in denen noch altheidnische Erinnerungen fortlebten. Der muselmännische Fanatismus offenbarte sich am häufigsten und schrecklichsten in wiederholten Christen- und Judenmorden zu Damascus. Zu Aleppo wurden noch 1850 Christen ermordet und ihre Häuser zerstört. Im Jahr 1856 ging durch das ganze Gebiet des Islam eine Zornwolke gegen die Christen und der Haß machte sich in Morden zu Damascus, Marasch und Nablus Luft. Allein die Rücksicht, welche der Sultan auf die christlichen Mächte nehmen mußte, dämpfte solche Unruhen immer schnell.

Die blutigsten Glaubenskriege lieferten sich im Gebirge Libanon die Drusen und die christliche Secte der Maroniten, beides ungemein tapfere Kriegerstämme. Die Drusen *) stammen schon aus dem 8. Jahrhundert, wo ihr Prophet Hamsi, ein Perser, ihnen mit muhamedanischen Begriffen vermischt die altheidnische Lehre der Seelenwanderung beibrachte. Die Maroniten sind Ueberreste der alten christlichen Monotheleten und nennen sich nach ihrem Stifter, dem Priester Maro. Als Nachbarn leben sie in immer wiederkehrendem Streit mit den Drusen. — Neben diesen Secten finden sich in Syrien noch Mutualis, welche die nahe Ankunft des muhamedanischen Messias erwarten; **) Nasseirier, die auch noch

*) Der Name bedeutet Lehre oder Weisheit und scheint von einem der ersten Häupter der Secte herzurühren, welcher sich Ben Ismael el Dares nannte.

**) Viel Aufsehen machte in den 30er und 40er Jahren eine Lady Esther Stanhope, die sich erst im Kloster Mar-Elias am Libanon niederließ, dann sich auf einem steilen Felsen das groteske Schloß Dair-Dschuhn

an die Seelenwanderung glauben und ihre letzte Erlösung von Muhameds Tochter, der schönen Fatime, erwarten; Ismaeliten, die von den alten Assassinen abstammen sollen und denen man allerlei Religionsgreuel zuschreibt; Jesiden, in denen der altpersische Dualismus des die Welt beherrschenden guten und bösen Princips fortlebt.

Zwischen Maroniten und Drusen entbrannte 1845 ein blutiger Kampf, der sich noch schrecklicher 1860 wiederholen und über ganz Syrien verbreiten sollte. Man glaubte, Frankreich habe die Maroniten aufgereizt, um eine Gelegenheit zu finden, sich wieder in die orientalischen Dinge einzumischen. Kinglake sagte im englischen Parlament, die Maroniten, welche den Streit angefangen, seyen mit französischen Gewehren versehen gewesen. Indeß erklärte sich der wilde Fanatismus, den die Muhamedaner bei diesem Anlaß offenbarten, auch aus ihrem immer mehr überhandnehmenden Ingrimm über die Erfolge der christlichen Großmächte und über die Ohnmacht und die Reformsucht der Pforte. Man darf nicht vergessen, daß gerade damals hunderttausende von Tataren aus der Krimm und Tscherkessen aus dem Kaukasus, der russischen Tyrannei ausweichend, zerlumpt und verhungert in den türkischen Häfen und Grenzstädten ankamen. Fürst Gortschakof erließ schon am 23. April ein Rundschreiben an die Mächte, worin er sie auf die Leiden der Christen in der Türkei aufmerksam machte und dringend die Durchführung ihrer von der hohen Pforte längst versprochenen Emancipation verlangte. Frankreich stimmte zu, nur England, Oesterreich und Preußen glaubten, die Sache ganz in die Hand des Sultans

---

erbaute und die Ankunft des Messias erwartete, für den sie bereits ein Messiaspferd bereit hielt. Durch große Wohlthaten, die sie in der Gegend spendete, verschaffte sie sich einen Anhang und schreckte andere durch den Anblick eines gräßlichen Henkers ab, den sie in ihre Dienste genommen hatte, nachdem er schon 2000 Männer und Weiber hingerichtet hatte. Als sie kein Geld mehr hatte und ihr Palmerston, dem sie grobe Briefe schrieb, auch die Pension strich, machte sie Bankerot.

legen zu müssen. Dieser schickte nun mit vieler Ostentation den Großvezier Kiprisli Mehemed Pascha in die nördlichen Provinzen, um die Lage der Christen zu prüfen. Das hielt aber den Fanatismus im Süden nicht auf. Schon am 29. Mai sah man von Beyrut aus bei Nacht den Brand christlicher Dörfer im Libanon. Die Drusen hatten sich zum Morde aller Christen zusammengeschaart und fanden an den Beduinen im Hauran blut- und raubgierige Gesellen unter dem greulichen Schech Ismael el Attrasch. Churschid Pascha in Beyrut that nichts, um die Christen zu retten. Taher Pascha, den er ihnen mit nur wenigen Truppen schickte, machte ihnen Versprechungen und ermahnte sie zur Ruhe, so daß sie um so wehrloser den Drusen Preis gegeben waren. Denn in allen volkreichen Christenorten wiederholten diese das treulose Spiel, den Christen bei Tage Frieden zu versichern und sie dann bei Nacht zu überfallen und in Massen zu ermorden, die Weiber zu entehren, die Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Dieses schreckliche Loos erlitten alle Christendörfer im Umkreise von Beyrut, vornehmlich die reichbevölkerten Orte Der el Kammar, Rascheya, Hasbeya und die Stadt Saida (das alte phönicische Sidon). Alles christliche Landvolk, was in diese Stadt floh, wurde erst dort ermordet, wobei die türkischen Soldaten zusahen. Das Morden dauerte Wochen lang. Schon zählte man 10—15,000 Christenleichen, als der Sturm erst in der syrischen Hauptstadt Damascus losbrach, am 9. Juli. Dahin war Abdel Kader gezogen, nachdem er aus Brussa durch das große Erdbeben vertrieben worden war. Seinem Edelmuth und seiner Thatkraft gelang es, über 2000 Christen zu retten, aber 3000 andere wurden vom wüthenden Volk, dem besonders eifrig die Juden, aber auch die türkischen Soldaten halfen, auf die gräßlichste Weise abgeschlachtet. Achmed Pascha, Gouverneur von Damascus wollte, oder konnte auch vielleicht die Ordnung nicht erhalten, weil seine Truppen seit zehn Monaten keinen Sold bekommen hatten.

Der Schutz und die Rache des christlichen Europa konnte nicht

ausbleiben. Frankreich rüstete auf der Stelle eine Expedition gegen Syrien, und Rußland behielt sich vor, wenn diese erfolge, auch seinerseits zur Rettung der Christen einschreiten zu wollen. In aller Eile wurde nun den armen Maroniten ein Frieden mit den Drusen dictirt, damit England sagen konnte, die Ruhe sey ja hergestellt und eine Expedition gar nicht mehr nöthig. Am 16. Juli traf Fuad Pascha mit Truppen in Damascus ein, wo er 70 Christenmörder hängen, 110 erschießen und 3000 compromittirte Einwohner unter die Soldaten stecken ließ. Darunter ein großer Theil Juden. Auch den Achmed Bey, der in Damascus commandirt hatte, ließ er erschießen. Es lag ihm alles daran, den Christen Genugthuung zu geben und die Einmischung der französischen Truppen unnöthig zu machen. Allein sein Auftreten erregte tiefe Erbitterung unter den türkischen Soldaten, so daß er eiligst Geld von Constantinopel verlangte, um sie durch Soldzahlungen zu befriedigen und zusammenzuhalten, da viele desertirten. Die Drohungen der Pforte und der europäischen Mächte hinderte nicht, daß Ende August nicht nur Metzeleien der Christen in Balbek und in der Nähe von St. Jean d'Acre vorgefallen wären, und die Angst der Christen im h. Lande war noch immer so groß wie die in Syrien und Constantinopel selbst, wo eine Verschwörung der Alttürken noch rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurde. Der Sultan gab den christlichen Mächten die heiligsten Versicherungen, er werde die Ordnung aufrecht erhalten.

Der Eifer Frankreichs wurde durch die übrigen Großmächte, vor allem Englands, gemäßigt. Die Vertreter der fünf Mächte kamen am 3. August in Paris dahin überein, daß im Namen und Auftrag der gesammten europäischen Pentarchie 12,000 Mann, und zwar nur zur Hälfte Franzosen, nach Syrien abgehen sollten. Rußland sammelte ein Armeecorps in Bessarabien um die Aufregung in der nördlichen Türkei zu überwachen. Der Großvezier konnte in Bosnien und der Herzegowina nichts ausrichten, weil er wie Fuad für seine schwierigen Truppen keinen Sold hatte. Rußland hielt mit scharfen Augen Wacht. Eine Pariser Brochure (la

Syrie et l'alliance Russe) wollte Rußland den Besitz Constantinopels und Preußen eine große Arrondirung in Deutschland sichern, wenn beide Staaten einwilligten, daß Frankreich die Rheinprovinzen nehme. Es scheint jedoch, daß Rußland auf diesen Plan so wenig, wie Preußen, eingehen wollte, da es sich vielmehr Oesterreich näherte, oder wenigstens in Wien sondirte.

An seiner nordöstlichen Grenze hat das kleinasiatische Reich der Türken bedeutend Einbuße gelitten durch die Russen, wie früher schon erzählt ist. In südöstlicher Richtung war es oft beunruhigt durch Aufstände der Paschas von Bagdad und durch Kriege mit den Persern. Die christlichen Armenier im Norden sowohl des türkischen als persischen Gebiets sind unter russischen Schutz gekommen. Die christlichen Nestorianer aber in Kurdistan erlitten 1846 eine grausame Verfolgung durch die muhamedanischen Kurden, die ihre Kirchen zerstörten und sie zu tausenden hinschlachteten, ohne daß eine europäische Intervention sie hätte schützen können. Denn die Kurden, ein eben so schönes, als tapferes, gastfreies und hochherziges, aber barbarisches Volk, halb an die Pforte, halb an Persien vertheilt, gehorchen beiden nicht.

In diesem kurdischen Gebirge, nicht weit von Mosul, entdeckten der Franzose Botta und der Engländer Layard 1839 die bisher unbekannt gebliebenen Ruinen der großen Stadt Ninive am Tigris und Layard brachte höchst merkwürdige Sculpturen von da nach England.

Das persische Reich, welches eigentlich berufen wäre, mit der Türkei vereinigt Rußland zu widerstehen, hält doch nie mit ihr zusammen. Beide sind feindliche Brüder, wie Oesterreich und Preußen. Obgleich die Perser wie die Türken Muhamedaner sind und von derselben edeln tatarischen Abstammung, so trennen sie sich doch nach der Confession, die Perser als Sunniten (s. g. von der Sunna, ihrem Religionsbuch), die Türken als Schiiten (s. g. als Ketzer), und nicht nur ihre Dynastien, sondern auch die Völkerschaften hassen und befehden sich ohne irgend eine Ueberlegung des gemeinsamen Interesses, welches sie verbinden sollte.

Für Persien und seine nächsten Nachbarn war der Tod des großen Eroberers Nadir Schah im Jahr 1747 ein Wendepunct. Indem nämlich sein Reich zerfiel, bildeten sich aus seinen Trümmern die noch heute zwischen der Türkei und Ostindien bestehenden Staaten. Im Südosten gründeten die Durani das neue Afghanenreich, im Nordosten die türkischen Kadscharen das neue Perserreich. Im letztern regierte zu Anfang unseres Jahrhunderts Feth Ali, welcher sein Reich nach beiden Seiten erobernd ausdehnen wollte, aber in Chorasan auf die Engländer, in Georgien auf die Russen stieß und die Klauen bald einziehen mußte. Napoleon hoffte ihn gegen Rußland benutzen zu können und bewog ihn wirklich durch seinen Gesandten, Grafen Gardonne, im Jahr 1811 gegen Rußland loszuschlagen. Allein das persische Heer bestand nur aus Reiterei und war dem russischen Fußvolk und Geschütz nicht gewachsen. Als die Türkei, welche damals Rußland ebenfalls bekriegte, Frieden machte, mußte sich auch Persien 1814 bequemen, im Frieden von Tiflis seiner Souverainetät über Daghestan, Baku, Mingrelien, Kachetien, Imeretien, Gurien, Abchasien rc. am caspischen Meer und im östlichen Kaukasus zu entsagen. Nachher war Feth Ali so unvernünftig, als die Türkei 1822 den schweren Kampf gegen die empörten Griechen zu bestehen hatte, ihr in den Rücken zu fallen und Bagdad zu belagern, sein Heer ließ sich aber von den Türken bei Erzerum schlagen.

Der Engländer Fraser, der 1821 nach Teheran, Feth Ali's Residenz, geschickt wurde, hat ein ausführliches Gemälde seiner Regierung entworfen. Der Schah war ein schmutziger Geizhals, der Niemand Gehör gab, der ihm nicht Geschenke brachte. Leute, von denen er wußte, sie seyen reich, ließ er festnehmen, martern oder umbringen, um sie zu berauben.*) Eben so raubten seine

---

*) Fraser erzählt von einem Reichen, der sich täglich habe prügeln lassen, um sich für den Fall abzuhärten, wenn ihn der Schah einmal holen lassen würde. Das Aergste, was von Feth Ali gesagt wird, ist,

Beamten. Wo seine Steuererheber hinkamen, entleerten sich die Dörfer von Menschen, feste Städte leisteten ihnen zuweilen bewaffneten Widerstand. Das Land liegt größtentheils wüste. Nirgends werden Bäume gepflanzt oder wird für die Nachwelt gesorgt. Die Perser sind sehr höflich und abgeschliffen, weshalb man sie die Franzosen Asiens nennt, aber verderbt und treulos. Man findet unter ihnen viele Suffies (Philosophen, Zweifler).

Abbas Mirza, der älteste Sohn des Schah, ein Mann von Geist und Feuer, gab sich alle Mühe, die persische Armee auf den Fuß der europäischen zu bringen, wenigstens annähernd, unterlag aber in dem Kampf, den er 1826 unvorsichtig unternahm, der Ueberlegenheit der Russen, wie Theil I. S. 169 f. erzählt ist. Später reiste Abbas Mirza nach St. Petersburg, um das europäische Heerwesen gründlich zu studiren, starb aber bald nach seiner Rückkehr 1833 und ein Jahr später auch sein Vater. Nun folgte Abbas Mirza's Sohn Muhamed Mirza, der sich nur durch ein englisches Hülfscorps unter Lindsay gegen seinen Oheim Zilli behaupten konnte. Allein wegen Herat gerieth er seit 1837 wieder mit den Engländern in Hader und hielt sich zu den Russen. Der englische Gesandte Mac Neil und der russische Graf Simonitsch zerrten den armen Schah hin und her.

Im Reiche der Afghanen regierte der Durane Timur im Frieden bis 1793 und hinterließ vier Söhne; Humayun, der älteste, wurde vom zweiten Zemon, dieser wieder vom dritten Mahmud geblendet, den aber wieder der vierte Schudschah vertrieb. Mahmud aber kehrte zurück, besiegte seinen Bruder in der Schlacht bei Nimla mit Hülfe seines Vezirs Fatih Khan, wurde ein mächtiger Herrscher und eroberte Kaschmir. Da er aber aus Eifersucht auf Fatih Khan's Ansehen diesen seinen Retter blenden und endlich grausam in

daß er seine Gunstbezeugungen an reiche Damen „verkaufte" und sogar in seinen eigenen Harem nur reiche Töchter aufgenommen und sie nach dem Maaß ihrer Geldopfer bevorzugt habe.

Stücke schneiden ließ (1818), waffneten sich dessen tapfre Söhne (aus der Familie der Barekzi), vertrieben Mahmud nach Herat und theilten das Reich unter sich, nachdem sie Schudschah zwar zurückgerufen, aber seines Stolzes wegen wieder entfernt hatten, 1833. Doch als Eyub, Schudschahs jüngster Bruder, sie dringend anflehte, erlaubten sie demselben den Titel des Schah und Oberherrn fortzuführen, während sie selbst die wahre Gewalt unter sich theilten. Der älteste Kohal Dil saß zu Kandahar, der zweite Dost Muhamed zu Kabul, der dritte Sardar Muhamed zu Peschawer, welcher letztere aber den Sikhs unter Runjet Sing, nachdem dieselben auch Kaschmir erobert hatten, tributbar wurde.

Mittlerweile war der Durane Mahmud, der sich nach Herat geflüchtet hatte, 1829 gestorben und sein Sohn Kamram hatte sich daselbst behauptet. Die vielen Theilungen des alten duranischen Reichs aber ließen Rußland eine leichte Eroberung hoffen. Es reizte daher den jungen Schah von Persien durch seinen Gesandten Simonitsch zur Unterwerfung aller afghanischen Reiche, zunächst aber Herats an, in der Hoffnung, dem Vordringen der Engländer von Ostindien her eine Grenze zu setzen, 1838. Zu derselben Zeit und zu demselben Zwecke rüstete Kaiser Nicolaus den Zug gegen Chiwa aus, welcher jedoch mißlang (vgl. Theil I. S. 478). Vergebens strengte der englische Gesandte Mac Niel sich an, den Feldzug gegen Herat zu hintertreiben, der ehrgeizige Schah, Muhamed Mirza, ließ sich verlocken, mit großer Heeresmacht, wozu Simonitsch Geld und Kanonen geliefert hatte, vor Herat zu ziehen. Hier vertheidigte sich Kamram oder eigentlich sein Vezir Yar Mahmud mit Hülfe englischer Offiziere, namentlich Pottingers, auf's tapferste, obgleich Simonitsch selbst von außen die Belagerung leitete. Endlich aber siegte die russische Intrigue, Dost Muhamed zog mit gegen Herat, um dem duranischen Geschlecht ein Ende zu machen und nun wäre Herat verloren gewesen, wenn nicht Yar Mahmud die Engländer fortgejagt und capitulirt hätte, indem er Herat unter persische Hoheit stellen ließ.

Mac Niel war inzwischen nicht unthätig geblieben, sondern hatte in Calcutta und London Lärm geschlagen. England lag alles daran, die russische Vormundschaft aus Persien und Afghanistan zurückzuweisen. Also wurde ein großer Kriegszug aus Ostindien gegen Afghanistan betrieben, um mit Schudschah die duranische Dynastie herzustellen, ein anderes Heer zur See in den persischen Golf geschickt und zugleich Aden im Süden Arabiens zu einem zweiten Gibraltar gemacht, um das rothe Meer und die Straße von Europa nach Asien zu bewachen. Die Engländer eroberten Kabul und landeten am persischen Ufer im Golf. Da bekam Schah Muhamed Mirza Angst und schickte 1840 den einsichtsvollen Husein Khan als Gesandten nach Wien, Paris und London. In Wien stellte derselbe dem Fürsten Metternich die üble Lage Persiens zwischen den russischen und englischen Drohungen vor und verlangte Schutz von den europäischen Mächten, die es weder mit Rußland, noch England hielten. Allein niemand wollte damals um Persiens willen eine Lanze mit Rußland oder England brechen. Persien wollte aber doch lieber mit dem letztern, als dem erstern gehen und bewilligte im Vertrage vom 28. October 1841 alle Forderungen Englands, große Privilegien der englischen Agenten und Kaufleute in Persien und das Recht, persische Schiffe im Golf zu durchsuchen.

Unter englischem Einfluß nahm der Schah damals viele polnische Offiziere in seine Dienste, um sein Heer besser organisiren zu lassen, mußte sie jedoch 1844 wieder fortschicken, weil Rußland ihn ernstlich bedrohte. Die Verwaltung Persiens unter dem habgierigen Vezier Hadschi Mirza Agasi wurde als wo möglich noch räuberischer geschildert, als die frühere zur Zeit Feth Ali's. Zu allem Elend des Volks kam noch 1846 die verheerende Cholera. Muhamed Mirza starb 1848, worauf sein Sohn Nasureddin den Thron bestieg und Hadschi absetzte. Gegen den neuen Schah erhob sich eine von Mullah Sadik gestiftete altpersische Secte, welche die turkomannische Kadscharendynastie nicht anerkannte, aber

durch zahlreiche Hinrichtungen entkräftet wurde. Im Jahre 1852, in welchem die Sectirer (die Babi genannt) einen Mordanschlag auf den Schah machten, wurden 400 Babi auf die martervollste Weise umgebracht. Gleiches Schicksal erlitt der Vezier Mirza Taghi, angeblich, weil er dem Schah die Ausschweifungen seiner Mutter verrathen hatte.

Mittlerweile intrigirten Engländer und Russen unaufhörlich gegen einander. In dem Uzbekenstaat Bochara waren schon 1843 die englischen Agenten Oberst Stoddart und Cap. Conolly auf Befehl des dort regierenden Emirs Nasser Allah ermordet worden, um England das Spioniren zu verleiden. Im Jahr 1853 kämpfte dieser Emir mit Dost Muhamed, dem Freund der Engländer, um den Besitz von Balkh. Die Russen aber unterwarfen damals die usbekischen und turkomannischen Horden am Aralsee, Graf Perowski, dem 1839 der Feldzug gegen Chiwa so arg mißrathen war, erfocht dagegen während des Donau- und Krimmkriegs bedeutende Erfolge am Aralsee, indem er 1853 Akmetschet und das obere Flußgebiet des Sir-Darja eroberte, den Khan von Kokand demüthigte, und 1854 endlich auch den Khan von Chiwa unterwarf, zum russischen Vasallen machte und einen russischen Gesandten als Proconsul in Chiwa einsetzte. Auch gegen die freien Turkomannen wurde russischerseits seit 1851 gekämpft, um die sämmtlichen Ufer des caspischen Sees frei zu machen, und der Druck, den Rußland von hier aus gegen Mittelasien ausübte, bedingte zugleich eine immer wachsende Dampfschifffahrt auf der Wolga und das Aufblühen des Hafens von Astrachan. Der Zug, den der Khan von Chiwa 1855 mit 30,000 Mann gegen Persien unternahm, war auf russischen Antrieb begonnen, der Khan wurde jedoch unterwegs von 86 verwegenen Turkomannen in seinem Zelt überfallen und ermordet.

In Herat war Kamram gestorben. Sein Vezier Yar Muhamed maßte sich die Herrschaft an und starb ebenfalls 1851. Aber Kamrams Sohn, Mahomed Said, riß nun die Gewalt an sich.

Da suchte sich Dost Muhamed, im Einverständniß mit England, Herats zu bemächtigen, worauf er als Yars Schwiegersohn um so eher ein Recht ansprach, als Yars Sohn und Nachfolger blödsinnig war. Der Schah von Persien aber wollte Herat unter seiner Hoheit behalten und wurde wieder von Rußland unterstützt, welches mit 5000 Mann Asterabad besetzte, um nöthigenfalls von hier aus den Persern zu Hülfe zu kommen. Die Perser nahmen Herat durch Verrath ein am 29. August 1856, indem sich ein gewisser Yussuf gegen den brutalen Muhamed Said empörte. Zum Lohn erhielt dieser Yussuf nun die Herrschaft in Herat als persischer Vasall. Der Schah von Persien aber schickte jetzt den englischen Gesandten Murray (angeblich wegen der schönen Frau eines seiner Attachés) von Teheran fort. Dost Muhamed trachtete, die Perser wieder aus Herat zu vertreiben, nachdem er am 30. März 1855 ein förmliches Bündniß mit England geschlossen hatte. Die Engländer aber schickten gleichzeitig wieder ein Landungsheer unter General Outram in den persischen Golf, wo es Buschir besetzte und am 8. Februar 1857 eine große persische Armee unter Schah el Mulk bei Khuschab schlug. Aus Vorsicht aber hatte der Schah bereits den klugen Unterhändler Feruk Khan nach Constantinopel geschickt, um dort mit Lord Redcliffe zu unterhandeln und dann nach Paris, und unter Napoleons III. Vermittlung wurde schon am 4. März 1857 zu Paris der Friede zwischen England und Persien geschlossen. Persien verzichtete auf Herat, England aber entsagte dem bisher geübten Protectorat über persische Unterthanen.

War nun auch der Friede wieder hergestellt, so blieb doch Persien zwischen dem russischen und englischen Druck wie zwischen Hammer und Amboß, während es im Innern immer mehr zerfiel. Im Jahr 1857 meldeten die Zeitungen, im Lande herrsche fast überall Anarchie, das Volk stehe in verschiedenen Provinzen auf gegen die heillosen Statthalter und Steuereintreiber, ohne doch Kraft und Einheit genug zu besitzen, um ein besseres System durchzusetzen.

Von den muhamedanischen Afghanen und andern muhamedanischen Stämmen jenseits des Indus werden wir handeln, wenn von Indien die Rede seyn wird. Es genügt hier zu bemerken, daß sie noch weit weniger im Stande waren, sich der englischen Herrschaft zu entziehen, wie die tapfern tatarischen, turkomannischen und usbekischen Stämme der russischen. Die ganze muhamedanische Welt wird hier von zwei Seiten her aufgerollt und was wird in hundert Jahren noch von ihr übrig seyn?

Arabien, das Stammland des Islam, ist dem Sultan nur dem Namen nach unterworfen, wirklich aber unter die Häupter der unabhängigen arabischen Stämme getheilt. Unter diesen nimmt der Scherif von Mekka als geistliches Oberhaupt im türkischen Reiche die erste Stelle ein. Als Nachkomme Muhameds genießt er das volle Ansehen dieser Verwandtschaft und als Herr des großen Wallfahrtsortes Mekka, wohin jährlich aus allen Theilen der muhamedanischen Welt Pilger strömen, ein reiches Einkommen. Die Kaaba, das h. Haus des Propheten, im Mittelpunct von Mekka, gilt als das Centrum dieser Welt des Islam. Dahin wendet sich jeder Muselmann beim Gebet, dahin trachtet er wenigstens einmal im Leben zu kommen. In der Kaaba selbst aber küßt er den schwarzen Stein, das größte Heiligthum der Muhamedaner. Der Scherif galt nur als Hoherpriester der Kaaba und erlangte eine weltliche Gewalt erst, als die türkischen Sultane ihr Ansehen in den Provinzen überhaupt an die Paschas oder an die Häuptlinge unabhängiger Stämme verloren und die großen Pilgerkaravanen nicht mehr von einer starken Truppenmacht geleiten ließen. Seitdem wimmelte es auf allen Wegen, welche die Pilger zogen, von Räubern, welche sie ausplünderten oder ihnen gegen hohen Preis ihr Geleit aufdrangen, besonders in Arabien und Syrien. Seitdem erlangte aber auch der Scherif von Mekka im südlichen Arabien eine selbständige Macht.

Nun aber hatte Abd el Wahab im Jahre 1745, wie schon berichtet wurde, die Secte der Wechabiten gestiftet, welche

den ceremoniereichen Tempeldienst, die Verehrung der Heiligen und auch den weltlichen Prunk der Despotie verwarfen und zur republikanischen Einfachheit der ältesten Krieger des Islam zurückkehrten. Anfangs waren sie noch schwach und bekämpften nur benachbarte Stämme, unter dem Emir Suhud II. aber besiegten sie zum erstenmal Ghaleb, den Scherif von Mekka, in einer großen Schlacht und plünderten Mekka, 1790. Der Sultan wollte helfen und beauftragte den Suleiman, Pascha von Bagdad, mit der Unterwerfung der Wechabiten. Allein diese gewannen nur immer mehr Zulauf, schlugen den Pascha und entweihten Kerbelah, das h. Grab des Ali, wie vorher Mekka, 1801. Ihre Macht stieg damals auf 120,000 Mann und blieb, da sich ihnen Ghaleb förmlich unterworfen hatte, unerschüttert bis 1810. In diesem Jahr nämlich fand es die englisch-ostindische Compagnie für nöthig, eine Expedition gegen die wechabitischen Seeräuber im persischen Golf abzuschicken, unter Oberstlieutenant Smith, der sie auch zu Paaren trieb. Im folgenden Jahre aber zog Mehemet Ali, der mächtige Pascha von Aegypten, auf Bitten des Sultans gegen die Wechabiten zu Felde, und diese, von Ghaleb verrathen und im Rücken angegriffen, unterlagen. Dennoch wehrten sie sich auf's tapferste, besonders Faisal, Suhuds heldenmüthiger Sohn, und die Amazone Ghalye. Nach Suhuds II. Tode kam aber dessen ältester Sohn Abdallah zur Regierung, welcher sich wieder schlagen ließ und Frieden machte. Als jedoch Mehemet Ali furchtbare Grausamkeiten verübte, *) die Veste der Wechabiten, Derrajeh, zerstören

*) Er zahlte 6 Thaler für jeden Kopf eines Wechabiten, den man ihm brachte. Vor dem Thor von Mekka ließ er 50 gefangene Wechabiten spießen und vor jedem Kaffeehaus in der Stadt noch einen, und sie mußten am Pfahl verfaulen, ohne daß man sie abnehmen durfte. Die Wechabiten ihrerseits ließen sich lieber umbringen, als daß sie flohen. Man sah in einer Schlacht 100 derselben, die sich mit den Beinen zusammengebunden hatten, um nicht fliehen zu können und alles vor sich niederschlugen, bis sie selbst alle umgekommen waren. Nach Burckhard.

lassen und Abdallah nach Constantinopel schicken wollte, ermannte sich die stolze Secte noch einmal und kämpfte verzweiflungsvoll gegen Mehemet Ali's berühmten Stiefsohn Ibrahim, von 1814 bis 1818. Endlich unterlagen sie, nachdem sie 1815 bei Bassora und 1818 bei El Mauyeh geschlagen und Derrajeh erobert und dort 20,000 Wechabiten erschlagen worden waren. Diese Veste wurde von Ibrahim bis auf den Grund zerstört und der unglückliche Abdallah nach Constantinopel geschleppt und dort enthauptet. Im nächsten Jahre 1819 schickten nun auch wieder die Engländer eine Expedition unter General Grant in den persischen Golf, um dort den wechabitischen Seeräubern vollends den Garaus zu machen. Derselbe zerstörte ihnen wirklich fast alle Schiffe und ihre Raubnester Ras el Keimah und Zeiah. Indeß erhielt sich ein guter Theil fanatischer Wechabiten in der Wüste, immer noch angeführt von dem unerschrockenen Faisal, dem Vorbild Abdel Kaders. In Mekka aber behauptete sich der Scherif Tahia, Ghalebs Sohn, unter ägyptischem Schutz.

Aus allen diesen Ereignissen geht hervor, daß auch der bessere Geist in der muhamedanischen Welt nicht stark genug war, um die Erschlaffung zu überwinden. In Mehemet Ali stand den Altgläubigen die unüberwindliche Macht moderner Reformen und Corruptionen siegreich gegenüber.

Wie in ältester Zeit, sind die Araber heute noch der Mehrzahl nach s. g. Beduinen oder nomadisirende Horden mit Viehheerden, unter einander selbst beständig in Fehde und äußerst räuberisch, aber tapfer, ehrlich und ungleich sittenreiner als die civilisirteren Bewohner der wenigen Städte.

Unter diesen letztern zeichnen sich Mokka am Ausgang des arabischen Meerbusens und Jeddah in der Mitte desselben durch ihren Handel aus. Der Scherif von Mokka ist der mächtigste Häuptling im Süden Arabiens (Yemen). Hier aber machte sich der Druck Englands und seiner Handelsinteressen fühlbar. Im Jahr 1839 kauften die Engländer den arabischen Stämmen süd-

westlich von Mokka die felsige Halbinsel Aden um 20,000 Pfund Sterling und eine Pension für die benachbarten Häuptlinge ab und machten daraus ein zweites Gibraltar, um den Eingang ins rothe Meer zu beherrschen. Die verblendeten Häuptlinge erkannten zu spät, welchen Pfahl sie sich ins Fleisch gesetzt hatten, und 1845 predigte Hussein, Scherif von Mokka, den heiligen Krieg gegen Aden, um die Engländer von dort wieder zu vertreiben; aber diese saßen schon zu fest und schlugen den Sturm zurück. Im Jahr 1857 besetzten die Engländer auch noch die kleine Insel Perim dicht am Eingang ins rothe Meer, worüber ein kleiner Federkrieg in Europa entstand.

Noch mehr wurden die Araber aufgereizt, als der Sultan sich durch seine Alliirten, England und Frankreich, 1856 gezwungen sah, den Sklavenhandel in allen seinen Staaten zu unterdrücken. Mokka und Jeddah aber hatten außer dem Kaffeehandel hauptsächlich viele Geschäfte im Menschenhandel, indem sie namentlich schwarze Sklaven aus Afrika nach Asien verkauften. Beide Städte und Umgegend empörten sich. Der Gouverneur von Yemen, Mahomed Pascha, kam eine Zeitlang ins Gedränge, da aber die Cholera unter den Rebellen zu wüthen anfing, erfocht der neuernannte Scherif von Mokka, Ben Aun, über den alten einen Sieg bei Tarif und blieb Herr. Dagegen dauerte die Unzufriedenheit in Jeddah fort und richtete sich hauptsächlich gegen die Engländer, die sich nach und nach hier ansiedelten und immer mehr Dampfschiffe in den Hafen brachten. Als nun einmal hier zwischen dem englischen Consul Page und dem Cadi der Stadt ein Streit über ein Handelsschiff entstand, welches der Consul mit Sequester belegt, der Cadi aber wieder frei gemacht hatte, rottete sich der Pöbel zusammen, schwur den verhaßten Ausländern den Tod, stürmte in der Nacht des 15. Juli 1858 das englische und französische Consulargebäude und ermordete 21 Christen, darunter Herrn Page und auch den französischen Consul Eveillard, dessen heldenmüthige Tochter, ein 20jähriges Mädchen, ihn vertheidigte und einen Säbelhieb über

das Gesicht bekam, aber mit Hülfe eines Herrn Emerat ihr Leben rettete. Namik Pascha, der in Jeddah befehligte, konnte dem Frevel nicht vorbeugen. Obgleich nun aber der Sultan sogleich England und Frankreich volle Genugthuung, die Hinrichtung der Mörder, eine reiche Entschädigung, der Mlle Eveillard eine Pension von 12,000 Fr. ꝛc. versprach, wollten die Regierungen von England und Frankreich doch den Souverainetätsrechten des Sultans zum Trotz selbst die Rache üben und schickten Kriegsschiffe nach Jeddah, welche gemeinschaftlich verfahren sollten. England aber hatte wieder seinerseits ein Interesse, Frankreich zuvorzukommen, zuerst und allein zu handeln, weil es durch ein exemplarisches Verfahren in Jeddah den rebellischen Indiern (denen die Nachricht davon durch die indischen Handelsschiffe bald zukommen mußte) beweisen wollte, wie stark und mächtig es sey. Die englische Fregatte Cyclops eilte daher voraus und ihr Cap. Pullen begann am 25. Juli Jeddah zu bombardiren und die im Hafen liegenden arabischen Schiffe zu zerstören. Vergebens flehten ihn die rathlosen Behörden in Jeddah an, nur so lange zu warten, bis die Befehle des Sultans angekommen seyen, ohne welche sie die bereits gefangenen Mörder nicht konnten hinrichten lassen. Pullen hielt mit dem Feuer nur inne, um die zahlreichen Pilger aus Mekka ungefährdet aus der Stadt herauszulassen. Mittlerweile kam Ismael Pascha mit ägyptischen Truppen an und Namik, Pascha von Jeddah, empfing den Befehl des Sultans, worauf 11 Mörder geköpft wurden, am 5. Sept.

Auch diese Scene beweist, wie ohnmächtig der Islam geworden ist im Kampfe gegen die ihn mit Vernichtung bedrohenden Tendenzen und Mächte des Auslandes.

Im Osten Arabiens hatte sich der Imam von Mascat gleich dem von Mokka im Westen und dem Scherif von Mekka in der Mitte ein bedeutendes Ansehen erworben und durfte 1855 sogar den Persern zu trotzen wagen, denen er bei Bender Abassi eine Niederlage beibrachte, als sie ihn wegen seiner Beeinträchtigungen ihres Besitzes im persischen Golf bestrafen wollten.

Sehr interessant war die geheime Eifersucht und das Contreminiren der beiden alliirten Seemächte England und Frankreich im rothen Meere. Frankreich übte den größten Einfluß in Aegypten und suchte durch den langen schon projectirten Suez-Canal, der die Landenge von Suez durchstechen und das Mittelmeer mit dem rothen verbinden sollte, den nächsten Weg in die indischen Gewässer zu erlangen, um die Engländer daselbst desto besser überraschen und mit ihnen concurriren zu können. Für den Handel und Weltverkehr wäre die Oeffnung des Suezcanals von höchstem Werthe, aber England fürchtete zu sehr die Concurrenz Frankreichs und hat bis heute durch seinen Einfluß auf den Sultan, der den französisch-ägyptischen Canalvertrag zu ratificiren weigert, die Canalisirung zu hintertreiben gewußt. Aus Vorsorge bemächtigte es sich, wie schon bemerkt, Adens und Perims, aber auch Frankreich that das Seine, erkaufte am westlichen Ufer des rothen Meers die Bay Adulis (1860) und suchte durch eine Gesandtschaft Einfluß in Abyssinien zu gewinnen, wie in Aegypten.

In Aegypten war Mehemet Ali noch im hohen Alter gedemüthigt worden durch die Einmischung der Großmächte, die ihm Syrien wieder entrissen. Er machte noch kurz vor seinem Tode eine Reise nach Constantinopel und beugte sich vor dem Sultan, dem er so lange getrotzt hatte. Nach seinem Tode (2. Aug. 1849) kam sein Liebling Ibrahim nur kurze Zeit zur Regierung, indem er ihm schon das nächste Jahr im Tode nachfolgte. Dann bestieg Mehemet Ali's Enkel, Abbas Pascha, den viceköniglichen Thron von Kairo, ein Herr, von dem man sagte, er lebe nur seinen Vergnügungen, sey von rohen Sitten, vernachlässige die so segensreich am Nil begonnenen Reformen und kehre zur alten Barbarei zurück. Allein die Verleumdung scheint seine Fehler stark vergrößert zu haben und sein größter Fehler nur der gewesen zu seyn, daß er die Franzosen nicht mehr im Lande schalten und walten ließ, wie früher. Plötzlich erfuhr man, er sey in der Nacht des 13. Juli 1854 erdrosselt worden. Ihm folgte nun sein Oheim Said Pascha,

der sich sogleich wieder als Freund der Franzosen kund gab und, wie es hieß, für seine Ernennung zum Vicekönig, dem regierenden Sultan 20 Millionen Piaster verehrte. Am 14. Mai 1858 wurde der Thronfolger Achmed Pascha auf der ersten ägyptischen Eisenbahn an der Stelle, wo die Waggons über einen Arm des Nil übergesetzt werden, nebst 25 andern Personen ins Wasser gestürzt und ertränkt, aus Ungeschicklichkeit oder mit Absicht.

Aegypten ist unter allen muhamedanischen Ländern dasjenige, welches unter Mehemet Ali die Reformen und die europäische Civilisation am weitesten durchgeführt hat. Dessen Genie konnte das aber um so leichter gelingen, als Aegypten eigentlich nur ein schmales Uferland des Nil ist und sich durch die Verbindung auf dem Flusse leicht übersehen und beherrschen läßt. Mehemet Ali machte ganz Aegypten, nachdem er die Mamelucken hatte ausmorden lassen, zu seinem Privateigenthum, indem er allen Grund und Boden an sich riß und nur verpachtete oder durch die Fellahs (ackerbauende Araber) wie durch Leibeigne bestellen ließ, und alle Gewerbe zu seinem Vortheil monopolisirte. Die zahlreichen Franzosen, Engländer, Italiener, Deutsche, die in seine Dienste traten, halfen ihm Arsenale, Kasernen, Spitäler ꝛc. bauen und alles auf europäischen Fuß setzen. Die Kopten, Reste der alten Aegypter, ein feiges und verschmitztes Volk, waren den Despotismus von jeher gewohnt. Die freien Beduinen, die ihm allein noch gefährlich waren, gewann er durch Bestechung oder hetzte sie gegen einander und machte sie einen durch den andern unschädlich. Den letzten Rest der Mamelucken ließ er durch seinen Adoptivsohn Ibrahim 1812 in Oberägypten verrätherisch gefangen nehmen und umbringen. Dann schickte er Truppen immer weiter den Nil aufwärts, eroberte Nubien (Darfur, Sennaar und Kordofan) und ließ jährlich große Negerjagden (Gasna's) veranstalten, um das gefangene nackte schwarze Volk auf dem Markte zu Kairo zu verkaufen und aus den starken Männern dieser Race Regimenter zu bilden, die ihm in seinen vielen Kriegen gute Dienste leisteten. So wurde

unmenschlich unter den unschuldigen Negern gewüthet, die sich der wohldisciplinirten Armeen des Aegypters nicht zu erwehren wußten. Nur einmal rächten sich die Nubier, indem sie Mehemet Ali's Sohn, Ismael Pascha, als er wieder 1000 Sklaven von ihnen forderte, unter dem Vorwand, als brächten sie Futter für seine Pferde, seine Wohnung ganz mit Stroh bedeckten und ihn mit allen seinen Leuten verbrannten, 1822.

Mehemet Ali's System hatte nur den Schein europäischer Bildung. Auch die Syrer waren froh, seinen Druck bald wieder los zu werden. An eine moralische Wiedergeburt seiner Völker hat er nie gedacht. Indem er die Wechabiten unterdrückte, trat er direct feindlich gegen das sittliche Princip im Islam auf, ohne es durch das Christenthum zu ersetzen. Bei ihm war alles nur auf materielle Gewalt berechnet. *)

Noch steht Aegypten gänzlich unter dem rivalisirenden Einfluß Englands und Frankreichs. Die Neigung zu Frankreich aber ist stärker als die zu England, weil der Beherrscher Aegyptens zuletzt immer fürchten muß, nur ein Sklave Englands zu werden, während es der begünstigte Bundesgenosse Frankreichs zu bleiben hoffen darf. Denn England muß alles daran liegen, in Aegypten Herr zu seyn, weil der kürzeste Weg nach seinen indischen Besitzungen über Aegypten führt. Rußland ist zu fern, um direct auf Aegypten zu wirken, hätte sich aber schon früher gern mit Aegypten gegen den Sultan alliirt. Die Spur russischer Umtriebe verräth sich in dem Abfall vieler Melchiten, einer katholischen Secte in Aegypten, zur griechischen Kirche, aus Anlaß eines Versuchs,

*) Burckhard von Basel, der berühmte Reisende, der sein Vertrauen gewann, erzählt, Mehemet Ali habe ihm einmal sein Regierungssystem erklären wollen. In der Rechten einen Säbel und in der Linken einen Beutel voll Zechinen, sagte er: sieh, mit diesem Säbel hab' ich mir dieses Geld erworben und mit diesem Geld wieder Säbel erkauft, und so bin ich nach und nach Herr von großen Armeen und Besitzer großer Reiche geworden.

den ihr Patriarch Clement machte, den gregorianischen Kalender einzuführen. Das alte Vorurtheil eines rohen Volks wurde hier zu Gunsten der griechischen Kirche, welche bekanntlich auch noch immer an dem älteren und schlechteren julianischen Kalender hängt, ausgebeutet (1857).

Die Reformen Mehemet Ali's öffneten allen speculativen Europäern das früher verschlossene und geheimnißvolle Land der alten Aegypter, es wurde daher auch von vielen Gelehrten besucht, welche darin Forschungen anstellten, die noch erhaltenen prachtvollen Gebäude, Malereien und Inschriften in Abbilder vervielfältigten, die uralten Hieroglyphen entzifferten und die bisher unbekannte älteste Geschichte des Landes enthüllten. Unter diesen Gelehrten zeichneten sich besonders der Franzose Champollion als Erklärer der Hieroglyphen und der Berliner Professor Lepsius als Wiederentdecker des Labyrinths aus. Derselbe brachte auch viele werthvolle Alterthümer nach Berlin in ein dafür besonders gegründetes ägyptisches Museum.

Westlich von Aegypten erstrecken sich die ganze lange Nordküste Afrikas entlang die nur dem Namen nach noch zur Türkei gehörigen s. g. Barbaresken oder Raubstaaten Tripolis und Tunis. Dann Algier, welches jetzt von den Franzosen erobert ist, und endlich Marokko mit der Provinz Fez, ein arabisches Reich, abgegrenzt vom alten Chalifat, welches niemals den Türken gehörte.

T r i p o l i s trieb im ganzen vorigen Jahrhundert eine ergiebige Seeräuberei und nöthigte allen europäischen Handelsmächten Tributzahlungen ab, wenn es ihre Flaggen respectiren sollte. Als die Franzosen Algier eroberten, änderten sich die Umstände. Damit die Franzosen sich nicht auch noch über Tunis und Tripolis ausbreiteten, gab sich England Mühe, diese Raubstaaten wieder unter die unmittelbare Herrschaft der Türken zu bringen. Das gelang aber nur mit Tripolis. Hier hatten die Franzosen den Emhammed, Neffen des regierenden Ali Pascha, gegen denselben gehetzt. Die Engländer halfen dem letzteren, aber Oberst Wattington lockte ihn arglistig

auf ein Schiff und brachte ihn als Gefangenen nach Constantinopel, worauf der Sultan durch einen neuen Pascha Tripolis unmittelbar zu regieren begann, 1832. Weil aber dieser neue Pascha Askar Ali sich der arabischen Scheiks nur durch die größten Grausamkeiten erwehrte und große Unzufriedenheit hervorrief, wurde er wieder entfernt und durch Mehemet ersetzt, 1842. Allein der Aufruhr der Araber, an die sich auch die Kabylen (einheimische Gebirgsbewohner, Berbern) anschloßen, dauerte fort und ihr Anführer Ghuma konnte 1855 nur mit Mühe bezwungen werden.

Tunis trieb seine Seeräubereien wie Tripolis. Erst nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen hielt es der Bey Achmed für gerathen, sich eng an Frankreich anzuschließen und die Zumuthungen der Engländer, er möchte sich, wie der Pascha von Tripolis der Türkei wieder unterwerfen, abzulehnen. Achmed begab sich 1846 selbst nach Paris, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, und führte europäische Reformen ein.

Die breiteste und tiefste Breche in die Raubstaaten wurde in Algier gelegt. Hier litt durch förmliche Eroberung das muhamedanische Princip noch viel mehr Noth, als in Aegypten durch die Reformen. Algerien war der rührigste und frechste unter den Raubstaaten, daher auch am meisten bereichert. Den im Kaiserschloß über Algier aufbewahrten alten Schatz durfte der Dey selbst, den die Räuber aus ihrer Mitte wählten, nicht antasten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts regierte der Dey Muhamed, welcher 91 Jahre alt wurde, in ungestörter Ruhe, außer daß er im Jahre 1775 den Angriff einer spanischen Flotte glücklich abschlug. Der alte Dey bezog daher noch immerfort von allen schwächeren See- und Handelsstaaten den herkömmlichen Tribut. Nach seinem Tode folgten sich mehrere Deys in kurzen Zeiträumen. Erst unter Omar begann eine neue Zeit für Algier. Algierische Corsaren hatten nordamerikanische Schiffe genommen. Nachdem nun die Vereinigten Staaten mit England Frieden geschlossen, schickten sie eine kleine Flotte unter dem Commodore Decature 1815 gegen Algier, und zwangen Omar, ihnen Genug-

thuung zu geben. Dieses Beispiel regte auch England an, welches nach dem Sturze Napoleons über alle seine Kräfte verfügen konnte, den Unfug der Corsaren nicht mehr zu dulden, und Lord Exmouth erschien 1816 mit einer ansehnlichen Flotte vor Tunis, Tripolis und Algier und ertrotzte von allen diesen Staaten das Versprechen, die Seeräuberei und Christensclaverei abzuschaffen. Algier aber nahm bald darauf schon wieder italienische Schiffe weg, und Lord Exmouth kehrte noch in demselben Jahre, verstärkt durch eine niederländische Flotte, vor Algier zurück und zerstörte fast die ganze Stadt durch ein furchtbares Bombardement, in welchem 11,000 Männer, ungerechnet die Weiber und Kinder, umkamen, den 26. Aug. 1816. Nun mußte Omar allen Forderungen Englands nachgeben, wurde aber 1817 ermordet. — In demselben Jahr 1817 fuhren tunesische Seeräuber keck in die Nordsee und raubten drei hanseatische Handelsschiffe dicht vor der deutschen Küste weg.

Omars Nachfolger Hussein, früher Aufwärter in einem Kaffeehause, war sehr stolz und nahm auch wohl Rücksicht auf den Unwillen und Stolz des Volkes, welches die früheren besseren Tage nicht vergessen konnte und unwillig die Demüthigungen duldete, welche es von den Christen erfahren hatte. Hieraus erklärt sich die Rücksichtslosigkeit, mit der er 1826 den französischen Consul Duval behandelte, was die großen Rüstungen gegen Algier unter Karl X. und die Eroberung Algiers durch Bourmont im Jahre 1830 zur Folge hatte, wie Theil I. S. 234 bereits berichtet worden ist. Vielleicht glaubte Hussein, England werde dieses Vorgehen Frankreichs nicht dulden, aber England duldete dennoch, daß Frankreich Algier behielt, weil Ludwig Philipp um diesen Preis in den wichtigsten Fragen der Schleppträger Englands wurde.

So war also Algier plötzlich eine französische Provinz. Aber Bourmont hatte nur die Hauptstadt erobert und darauf auch Bona und Oran besetzt, ließ diese Orte jedoch wieder verlassen und vor Belida wurden seine Truppen geschlagen durch Verrath des Bey

von Tittery, der trügerisch seine Unterwerfung angekündigt hatte. Sein Nachfolger unter Ludwig Philipp, der General, nachher Marschall Clauzel, eroberte mit vieler Mühe im Nov. 1830 Belida, und zeichnete sich aus durch die erste Organisirung der nachher so berühmt gewordenen Zuaven (ursprünglich Araber, nachher aber ausgewählte französische Eisenfresser in halbtürkischer Tracht). Er wurde schon 1831 zurückberufen, weil er in der Meinung, Frankreich könne das ganze Gebiet von Algerien nicht behaupten, Oran und Constantine gegen einen Tribut an Tunis hatte abtreten wollen. Sein Nachfolger General Berthezène wollte Bona wieder einnehmen, seine Truppen aber wurden hier geschlagen und er selbst zurückgerufen. Ihm folgte Marschall Savary, Herzog von Rovigo, dem eine Zeitlang ein Civilgouverneur, Staatsrath Pichon, beigegeben wurde. Die getrennte Verwaltung erwies sich aber nur zu bald als unpraktisch in einem so barbarischen Lande und im Kriegszustand, Pichon kehrte daher wieder nach Paris zurück. Die französische Armee in Algier erhielt zu dem Elitencorps der Zuaven noch die Chasseurs d'Afriques (eine Nachahmung der Spahis) und die meist aus deutschen Abentheurern zusammengesetzte Fremdenlegion, und Ludwig Philipp nahm das System an, nach einander möglichst alle Linienregimenter, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Algier zu schicken, blos der Kriegsübung wegen. Denn der Krieg entbrannte jetzt erst recht. Anfangs hatten die muhamedanischen Einwohner an eine dauernde und systematische Eroberung des Landes durch die Franzosen nicht geglaubt und sich daher auch weniger ereifert. Jetzt erst merkten sie auf und außer den Arabern, unter welchen der Marabut (Prophet, Heilige), Sidi Saadi eine allgemeine Erhebung gegen die Christen betrieb, rüsteten sich auch die Kabylen (Ureinwohner im Gebirge, älter noch als die Araber im Lande) zu verzweifeltem Widerstand, 1832. Aber sie unterlagen überall der Tactik und Uebermacht der Franzosen, in deren Hände auch das auf's tapferste vertheidigte Bona fiel. Ein Versuch Achmeds, des Bey von Constantine, Bona wieder zu erobern, scheiterte.

Im Jahre 1833 trat General Voirol an Savarys Stelle und ließ durch General Trezel Budschia erobern, plötzlich aber stieß er auf einen neuen kraftvollen Widerstand, indem Abdel Kader, ein Marabut von großem Geiste, von 30 arabischen Stämmen zum Emir von Maskara gewählt wurde und Einheit in alle Bewegungen der Muhamedaner brachte. Seine blitzschnellen Reiter (ähnlich den numidischen Reitern Jugurtha's auf demselben Boden) umschwärmten die französischen Truppen überall und zwangen sie, hinter den Mauern der Städte Schutz zu suchen. Sein Verbot, bei Todesstrafe den Franzosen Lebensmittel zuzuführen, zwang Voirol schon 1834, Frieden mit ihm zu schließen und ihn als Herrn aller von den Franzosen noch nicht besetzten Gebiete Algeriens anzuerkennen. Auf Voirol folgte Drouet d'Erlon, unter welchem Abdel Kader die Feindseligkeiten wieder begann und die Franzosen an der Makta schlug, 1835. Nun kam Clauzel mit 40,000 Mann zurück und nahm 1836 Medeah ein. Kaum aber hatte er von dort den Rücken gewandt, so schleppte Abdel Kader den daselbst von den Franzosen eingesetzten neuen Bey gefangen fort. Zwar erfocht General Bugeaud bei Sika einen Sieg über Abdel Kader und zwang ihn zu dem neuen Frieden von Tafna, ein Angriff Clauzels auf das felsenfeste Constantine mißlang aber gänzlich, im Nov. 1836. Nun mußte Clauzel wieder abtreten und General Damremont erhielt von Ludwig Philipp den Befehl und die Mittel, die Ehre der französischen Waffen wieder herzustellen. Nach einem rühmlichen Kampfe wurde Constantine am 13. Oct. 1837 erstürmt, die Einwohner stürzten sich verzweifelnd die steilen Felsen hinab, der tapfere Damremont fiel. Ihn ersetzte Valée, gegen den aber Abdel Kader schon wieder feindlich auftrat, weil Valée eine Straße durch Abdel Kaders Gebiet nach Constantine führen wollte. Als Valée nicht nachgab und einen großen Zug, dem auch der Herzog von Orleans anwohnte, nach Constantine führte, wurde er plötzlich von Abdel Kader angegriffen und zum Rückzug gezwungen und der ganze neufranzösische Anbau der Ebene von Metidschah zerstört, an 400 Colonisten,

darunter viele Deutsche, ermordet, 1839. Zwar schlugen die Franzosen den Feind in neuen blutigen Gefechten, wobei der junge Herzog von Aumale sich auszeichnete, und eroberten Medeah wieder, ließen sich aber auf dem Rückweg im Teniahpasse von Abdel Kader überfallen und einen empfindlichen Verlust beibringen, am 20. Mai 1840. Nun wurde Valée durch Baraguai d'Hilliers ersetzt, unter welchem der junge Herzog von Nemours einen kleinen Sieg in der Ebene von Maskara erfocht, und eine große Expedition von Algier aus zur Verproviantirung Medeahs und Milianas unternommen wurde. Auf dem Rückweg wollte Abdel Kader sie wieder überfallen, wurde aber kräftig zurückgeworfen, am 3. Mai 1841.

Abdel Kader befolgte ein eigenthümliches System. Er hatte früher auf einer Pilgerreise nach Mekka unterwegs die Reformen in Aegypten kennen lernen und fand sie, was das Materielle betrifft, unumgänglich nothwendig, verschaffte sich daher Artillerie, organisirte reguläre Corps und suchte in der schnellen Tactik sogar die Franzosen zu übertreffen. Allein er machte dabei der europäischen Geistesbildung keine Concessionen, sondern blieb ein fanatischer Muselmann und wußte nicht nur seine Araber, sondern auch die Kabylen zu begeistern und in seinen Gehorsam zu bannen. Eine seiner Hauptmaximen war, jede gesellschaftliche Gemeinschaft mit den Christen zu meiden, den Verkehr mit ihnen zu untersagen und hauptsächlich ihnen alle Lebensmittel abzuschneiden, damit sie auf die Vorräthe beschränkt blieben, die man ihnen aus Frankreich nachschickte. Aus demselben Grunde zerstörte er auch alle die schwachen von den Franzosen erst angelegten Colonien. Durch seine geschwinden Reiter beherrschte er alles Terrain zwischen den von den Franzosen befestigten Städten und um von einer der letztern zur andern zu gelangen, mußten die Franzosen immer große Truppenmassen marschiren lassen, weil kleinere Abtheilungen unfehlbar wären aufgerieben worden. Abdel Kaders Reiter schwärmten bis unter die Mauern von Algier und neckten und höhnten ihre Feinde auf alle Art.

Im Jahre 1842 wurde General Bugeaud Generalgouverneur von Algerien und befolgte seinerseits ein System, welches dem des Abdel Kader gewissermaßen entsprach, das System der Razzias, darauf berechnet, auch den Arabern und Kabylen ihre Lebensmittel abzuschneiden und sie entweder zur Flucht in ferne Gegenden oder zur Unterwerfung zu zwingen. Er unternahm nämlich große Streifzüge blos zu dem Zweck, um die Niederlassungen und Anpflanzungen der Eingebornen zu zerstören. Dies war um so leichter, als das Volk hauptsächlich von Datteln lebt, um aber auf viele Jahre hinaus die Dattelerndte zu vernichten, es nur das Fällen der wenig zahlreichen männlichen Palmbäume bedarf, durch welche ganze Wälder von weiblichen Palmen befruchtet werden. Die Eingebornen wußten das Schreckliche eines solchen Kriegsverfahrens zu würdigen und rächten sich. Um diese Zeit nahm der Krieg einen viel grausameren Charakter an, als vorher. Die Franzosen, erbittert durch den Anblick gräßlicher Martern und Verstümmlungen ihrer Kameraden, glaubten den Feind durch Repressalien bändigen zu müssen und wetteiferten bald in unmenschlicher Wildheit mit ihren dunkelbraunen Feinden. Welcher unter den arabischen oder Kabylenstämmen sich den Franzosen aus Noth unterwarf, der wurde gleich darauf von Abdel Kader gezüchtigt, ausgeraubt und ausgemordet, und umgekehrt, welcher sich Abdel Kader unterwarf, von Bugeaud.

Abdel Kader unterlag allerdings der großen Uebermacht Bugeauds, weil dieser 80,000 Mann aufgebracht hatte, und verlor nach und nach seine Waffenplätze Tekedempt, Saida, Tlemetzen und Tafrua, wußte sich aber dennoch zu halten, täuschte die Franzosen durch die Schnelligkeit seiner Märsche und erschien, wenn man ihn im Osten vertrieben hatte, plötzlich an einem ganz entgegengesetzten Ort, hundert Stunden weit entfernt im Westen. Seine Genialität flößte selbst den Feinden Achtung ein. Als er merkte, seine Streitkräfte würden auf die Dauer nicht ausreichen, hielt er sich im Westen und allarmirte die Gebirgsvölker Marokkos, die ihm auch im heiligen Kriege beistanden. Dies führte unver-

meidlich zu einem Conflict mit dem Kaiser von Marokko, denn wenn der letztere auch wenig Lust hatte, Abdel Kader zu unterstützen, in welchem er sogar einen gefährlichen Nebenbuhler sah, so konnte er doch die fanatischen und ohnehin an Gehorsam nicht gewöhnten Grenzvölker nicht zurückhalten. Aber 4500 Franzosen unter dem kühnen General Lamoricière reichten hin, das wilde Waffenaufgebot der Marokkaner, die in die Provinz Oran eingefallen und 15,000 Mann stark waren, zu schlagen, im Frühjahr 1844. Nun forderte Bugeaud vom Kaiser von Marokko Rechenschaft und Genugthuung, der Kaiser aber (Abdrehaman) konnte beim besten Willen keine geben und wurde vom Fanatismus seines Volkes zum Kriege gezwungen. Während nun der junge Prinz von Joinville Tanger von der See her beschoß, griff Bugeaud zu Lande das große Heer der Marokkaner am 13. August bei Isly an und erfocht über dasselbe einen glänzenden Sieg. Das Lager wurde erobert und als vornehmste Siegestrophäe der Sonnenschirm Mulais, des Kaisersohnes, welcher commandirte, erbeutet. In dieser Schlacht zeichneten sich die nachher berühmt gewordenen Generale aus, Cavaignac auf der Vorhut, Bedeau auf dem rechten, Pelissier auf dem linken Flügel. Nach dieser starken Abkühlung der Kriegslustigen beeilte sich der Kaiser von Marokko um Frieden zu bitten, der auch schon am 10. Sept. geschlossen wurde. Der Kaiser verpflichtete sich, keine Grenzstörungen mehr zu dulden, die Aufhetzer zum Kriege zu bestrafen und Abdel Kader außer dem Gesetz zu erklären. Eine Geldentschädigung wurde von Marokko nicht verlangt, um den Fanatismus nicht noch mehr aufzureizen. In Frankreich hörte man viele Stimmen, welche Fortsetzung des Kriegs und Eroberung Marokko's verlangten, allein Ludwig Philipp wußte wohl, daß ihn eine weitere Ausdehnung seiner afrikanischen Besitzungen in schwere Verwicklungen mit England gebracht haben würde. Andere Stimmen beschwerten sich über die ungeheuren Kosten eines doch unnützen Kriegs und einer ewig unfruchtbaren Eroberung.

Abdel Kader und die unbändigen Stämme Algeriens kämpften fort. Am 17. Nov. hatte General St. Arnaud wieder ein blutiges Gefecht mit den Kabylen von Dellys. Im Jan. 1845 überfielen 60 als friedliche Pilger gekleidete Araber ein französisches Lager im Gebiet Oran und stießen alles vor sich nieder, bis sie selbst sämmtlich umgebracht waren. Solche Ueberfälle und Gefechte kamen überall vor. Der Krieg verzettelte sich, blieb aber äußerst blutig. Bugeaud zahlte für jeden Kabylenkopf, der ihm gebracht wurde, 10 und für jedes Paar Ohren 6 Francs. Man sagt, die Kabylen bilden sich ein, ohne Kopf könnten sie nicht in den Himmel kommen. Unter den Kabylen stand damals ein neuer Prophet auf, Bu Maza (Vater der Ziege, weil seine Ziege Milch genug für alle Gläubigen haben sollte) und feuerte die Seinen zu verzweifelter Tapferkeit an. Am 18. Juni ließ Oberst Pelissier einen ganzen Stamm Kabylen, 1000 Männer, Weiber und Kinder in der großen Höhle von Dahra auf's grausamste mit Rauch ersticken, weil sie sich nicht ergeben wollten.*) Diese Unthat wurde jedoch, nachdem Bu Maza

*) Die Reforme enthielt einen nähern Bericht: „Das Dahra ist ein sonderbares Land — eine weite Ebene, übersäet mit schrecklich zerrissenen Bergen, die im allgemeinen die Gestalt von Kegeln haben und mit Feldern von außerordentlicher Fruchtbarkeit umgeben sind. Man baut daselbst Getreide, Wein, Obst. Die Wohnhäuser sind bequem, wohl gebaut, mit Gärten umgeben, das Volk genießt einen großen Wohlstand. Zwei dieser Kegel hat die Natur verbunden durch eine ungefähr 100 Meter breite Felsenmasse, die sich durch eine sehr tiefe Schlucht hinzieht, und die man die Kantara nennt. Sie bildet eine der beträchtlichsten Grotten des Dahra, und zur Türkenzeit hatten die arabischen Stämme oft daselbst eine Zuflucht gefunden gegen die Tyrannei. Die Kantara hat auf einer Seite zwei Eingänge übereinander, auf der andern Seite nur ganz enge Spalten. Der Obrist Pelissier ließ die Colonne vor den Oeffnungen lagern. Ein lebhaftes Gewehrfeuer ging daraus hervor, man antwortete mit Haubitzgranaten und Flintenschüssen, ein wenig auf's Gerathewohl, denn das Auge drang nicht in diese Dunkelheit. Die Truppen waren mittlerweile beschäftigt Faschinen zu binden, Strohbüschel zu sammeln. Doch dachte Hr. Pelissier an nichts weniger als ein tausend Araber, die man in die-

eine Niederlage erlitten, von dem plötzlich wieder mit einem Heer auftretenden Abdel Kader gerächt, indem derselbe ein Bataillon Orleansjäger und zwei französische Schwadronen unter Montagnac überfiel und bis auf 14 Mann vernichtete, 23. September. Fünf Tage später nahm Abdel Kader 200 Mann von Cavaignacs Truppen, die ihm in die Hände liefen, gefangen. Den traurigsten Verlust aber erlitt General Levasseur, welcher von Constantine aus zu Weihnachten einen verwegenen Streifzug machte und viele Ort-

---

sem Souterain blokirt wußte, mit Rauch zu ersticken oder zu verbrennen. Das Werk begann. Die brennbaren Stoffe wurden in die Schlucht geworfen, angezündet und der Brand unterhalten bis zum Abend. Dies geschah am 18. Am Morgen des 19. wagten sich Araber aus der Grotte, sie hörten die Vorschläge des Obristen. Man ließ sie das Lager durchschreiten, sie konnten diese unermeßlichen Haufen Brander, die bereit gehaltenen Fackeln sehen. Sie kehrten in die Grotte zurück, um mit Weibern, Kindern und Habe zu sterben. Die Bedingungen des Hrn. Pelissier hatten ihnen zu hart geschienen. Dann begann wieder das Feuer: es dauerte den ganzen Tag von 2 Uhr an, und wurde in der Nacht fortgesetzt. Die Soldaten wurden frohnweise verwendet, es war für sie eine gräßliche Arbeit inmitten des Geschreies und Getöses im Innern, lange erhob sich eine zweifache Feuersäule vor den Oeffnungen der Höhle, am Morgen des 20. war nichts mehr übrig als ein niedergebrannter Gluthaufen, und auch nichts mehr zu hören. Nun entschloß man sich in die Höhle einzudringen. Wer schildert das grauenvolle Schauspiel, das sich den Augen darbot! Die Thiere, rasend gemacht, niederrennend was ihnen in den Weg kam — Männer, Weiber fortstürzend zur Flucht, erstickt, ohnmächtig. Man mußte zwanzig Schritte über Todte und Sterbende gehen. Tausend Personen waren zusammengepreßt in diesen Canal ohne Ausgang. Im Hintergrund fand man aufrecht stehende Leichen mit dem Gesicht gegen die Spalten zu um Luft zu erschnappen. Ungefähr 70 waren noch am Leben, sie starben aber wie man sie hinausbrachte. Andere wurden von niederfallenden Felsenstücken zermalmt, welche die Hitze abgelöst hatte. Eine große Zahl hatte Yataganstiche und die Spuren tiefer Wunden. Ohne Zweifel hatte ein schrecklicher Kampf stattgehabt inmitten dieser tiefen Nacht." Welche Verwilderung mußte bei diesem algerischen Heer eingerissen seyn, wenn ein verdienter, ein gebildeter Offizier, ein Obrister vom Generalstab eine solche Unthat befahl!

schaften der Kabylen zerstörte, aber vom Schnee überfallen, ohne Obdach und Nahrung einen verderblichen Rückzug machen mußte, im Kleinen, wie der von Moskau 1812 es im Großen gewesen war. Die ganze Colonne wurde aufgelöst, 800 Mann blieben todt liegen, noch weit mehr brachten erfrorene Glieder zurück, 1200 Gewehre waren weggeworfen. Unter den Franzosen machte sich damals Yussuf, ein ehemaliger Mameluk des Dey von Tunis, als kühner Reiteroberst bemerklich.

Bugeaud vertheidigte sein System in der Kammer von Paris persönlich, malte die Ehre und die Vortheile der afrikanischen Eroberung mit etwas zu schönen Farben aus und setzte durch, daß ihm Truppen und Geld in Hülle und Fülle bewilligt wurden. Ludwig Philipp legte großen Werth darauf, die Eroberung England gegenüber zu behaupten, und sein Heer in steter Uebung zu halten. Es gelang daher Bugeaud mit seinen überlegenen Mitteln, Straßen zu bauen, ein besseres System in die militairischen Verbindungslinien innerhalb Algeriens zu bringen, die Einwanderung zu befördern und Abdel Kader immer mehr zu schwächen, so daß der große Krieg immer mehr zu einem Guerilla- und Räuberkrieg wurde. Dabei entging Bugeaud, der zum Marschall erhoben wurde, dem Vorwurf nicht, sich für seine Person ungeheuer bereichert zu haben.

Da sich Abdel Kader fortwährend aus Marokko recrutirte, wo alle Gläubigen ihm zufielen, fürchtete Abderrahman, durch ihn am Ende gar entthront werden zu können, zog selber mit Heeresmacht gegen ihn aus und schlug ihn am 12. December 1847. Nun mußte Abdel Kader wieder auf französisches Gebiet flüchten, wurde aber von Lamoricière in einem Engpaß aufgehalten und sah keinen Rettungsweg mehr. Man capitulirte. Lamoricière sicherte ihm die Freiheit zu unter der Bedingung, daß er sich nach Aegypten oder Syrien einschiffen lasse und nie mehr gegen Frankreich kämpfe. Auch der Herzog von Aumale bestätigte ihm diese Zusicherung. Wie aber Ludwig Philipp das von seinem General und Sohn ge-

gebene Versprechen brach, wie Abdel Kader gefangen nach Frankreich geführt und später von Louis Napoleon auf großmüthige Weise wieder frei gelassen wurde, ist schon erzählt. Mit ihm entwich der Geist aus dem muhamedanischen Lager. Abdel Kader unterlag eigentlich nicht den Franzosen, sondern den Marokkanern, seinen eigenen falschen Glaubensgenossen. Der Islam hatte in Nordafrika seine Macht verloren, wie überall. Die elende Angst eines für seinen Thron zitternden Fürsten reichte hin, um den edelsten Glaubenskämpfer zu entwaffnen.

Der Umschwung der Dinge in Frankreich übte auch wesentlichen Einfluß auf Algerien. Napoleon III. wußte die dort zu Helden gebildeten französischen Generale und Truppen vortrefflich in anderen Kriegen zu benutzen, begnügte sich aber in Algerien selbst, nur das einmal Gewonnene festzuhalten und glaubte nicht, Frankreichs Menschen- und Geldkräfte dorthin verschwenden zu sollen. Mit England war er alliirt, Marokko und Abdel Kader incommodirten ihn nicht mehr, also waren nur noch die noch unbezwungenen Kabylenstämme zu bekämpfen übrig, mit denen sich St. Arnaud 1851 tapfer herumschlug. Größere Kriege kamen nicht mehr vor. Erst 1856 hatte der Gouverneur, Marschall Randon, wieder heftige Kämpfe mit den Kabylen, die ein neuer Prophet, der Marabut Si-el-Adjanar entflammte. Diese Kämpfe dauerten 1857 fort, wobei General Mac Mahon sich besonders auszeichnete. Auf Seite der Kabylen that sich die Amazone Fatma, Schwester eines Marabut, hervor, die damals gefangen wurde.

In den Küstenstädten Algeriens sind die Türken, in den Ebenen die Araber unterworfen und die französische Colonie zählte 1855 bereits 150,000 Seelen. Algier hat ganz europäische Einrichtungen, auch einen Bischof erhalten. Doch ist es außerhalb dieser Städte immer noch gefährlich sich aufzuhalten und an eine großartige Colonisation noch nicht zu denken. Die Unterwerfung der Araber ist nur eine precäre und trotz der blutigsten Kämpfe sind die Kabylen noch lange nicht bezwungen. — Die Kabylen

(von Kabyla, Stamm, s. v. a. die Stämme oder Völkerschaften schlechtweg) sind Berbern, Ureinwohner, die sich in den Gebirgen behaupteten, während die Araber die Ebene einnahmen und die Türken in den Küstenstädten ihre Herrschaft gründeten.

Napoleon III. begab sich, nachdem er Savoyen und Nizza hatte, im September 1860 nach Algier, wohin auch der Dey von Tunis kam. Man schließt daraus, sowie aus der syrischen Expedition, aus der Begünstigung Abdel Kaders in Syrien und dem Uebergewicht des französischen Einflusses in Aegypten, auf ein Protectorat, welches Frankreich über alle muhamedanischen Staaten am Mittelmeer anstrebe.

Das Kaiserthum Marokko (und Fetz) bildet den westlichsten Ausläufer der muhamedanischen Welt, daher sich hier eine arabische Dynastie schon vom Chalifat unabhängig machen und auch von der Türkei unabhängig erhalten konnte. Allein auch hier waren die Herrscher Weichlinge oder brutale Tyrannen, fehlte jeder geistige und sittliche Aufschwung und trieb das Volk an den Küsten Seeräuberei. Nach des Sultans Sidi Muhameds Tode, 1789, kam dessen wilder Sohn Mulai Muhamed auf den Thron, starb aber schon 1792, worauf dessen Bruder Mulai Suleiman ein mildes und weises Regiment führte, die Sklaverei der Christen aufhob, die Seeräuberei unterdrückte (1817), allein nach einer Hungersnoth im folgenden Jahre durch den Aufruhr mehrerer Stämme, die keine Steuer mehr zahlen wollten, vertrieben wurde. Einer seiner Neffen warf sich zum Sultan auf, Mulai Suleiman kam aber wieder zu Kräften, besiegte den Neffen und regierte noch bis 1822. Ihm folgte sein Neffe Mulai Abderrahman, der durch Abdel Kader in Conflict kam mit Frankreich, aber, wie oben gezeigt worden, 1845 rasch Frieden machte und in England eine Stütze fand, sofern es England nicht gestattet haben würde, daß sich Frankreich neben Algier auch etwa noch Marokko angeeignet hätte. Gleichwohl glühte der muhamedanische Haß gegen die Franzosen auch in Marokko fort, wie in Algier, und 1851

wurde ein französisches Schiff von Salee aus beschossen, was die französische Flotte mit der Beschießung der maurischen Feste beantwortete, ohne daß dadurch der Friede weiter gestört worden wäre.

Nachdem Abdel Kader gefangen worden war, bemächtigte sich ein anderer muhamedanischer Fanatiker aller Gemüther, ein Haupt der s. g. Khouans (Brüder), welche die nahe Ankunft des Messias (Mule-Saa) und durch ihn den Untergang aller Feinde des Islam hoffen. Ein gewisser Mahomed-Ben-Abdallah, der in den Höhlen von Gherfah am Berge der Beni Suassen lebte, gab sich selbst für den Messias aus, der da kommen sollte, hielt sich aber einstweilen, bis es Zeit seyn würde, in der Höhle verborgen. Die wilden Gebirgsstämme jedoch, so fanatisch und räuberisch wie die Kabylen in Algerien, konnten die Zeit kaum erwarten. Es gibt in den Gebirgen Marokkos zwei Hauptstämme, nordwärts am Mittelmeer die Amazyrghen, ausgezeichnet durch weiße Farbe und lichtes Haar, weßhalb man sie für Reste der deutschen Vandalen hält. Sie sind sehr wild und tapfer und zu ihnen gehören die Riffpiraten, berüchtigte Räuber, die jedes an ihr Ufer kommendes Schiff für gute Beute halten. Im Jahr 1852 hatten diese Piraten ein Colberger Schiff bei Melilla geplündert, vier Jahre später kam der preußische Prinz Adalbert (Sohn des Prinzen Wilhelm, eines jüngern Bruders Friedrich Wilhelms III.) mit einer Corvette dahin, um die Räuber ein wenig zu züchtigen, landete aber unvorsichtig, fiel in einen Hinterhalt und mußte eilends auf das Schiff zurückflüchten, selber verwundet und mit Verlust von neun Todten. — Den zweiten kriegerischen Gebirgsstamm, südlich von jenem, bilden die Schellöchen, beide verschieden von den Mauren der Ebenen und der Städte, wie von den Arabern, alle aber fanatische Muselmänner.

Im Jahr 1859 im August verließ Mahomed Ben Abdallah plötzlich seine Höhle, predigte den Sieg des Halbmonds und sammelte etwa 3000 Mann, mit denen er die nächsten französischen

Posten angriff, er wurde jedoch bald auf dieser Seite zurückgeschlagen. Der gleichzeitige Tod des Sultans Abderrahman und die Thronbesteigung des Sidi Muhamed steht ohne Zweifel mit dieser Erhebung im Zusammenhange, die näheren Data habe ich noch nicht ermitteln können. Der neue Sultan soll seinen schwarzen Kerntruppen vier Millionen Livres ausgezahlt haben, um sie zu gewinnen, dagegen scheinen ihn die Gebirgsstämme nur unter der Bedingung anerkannt zu haben, daß er die Christen bekriege. Da er nachher schnell wieder Frieden schloß, scheint er wider Willen in den Kampf hineingerissen worden zu seyn. Genug, schon am 16. September 1859 stürmten die wilden Gebirgsstämme Mazagan und bedrängten die Spanier in ihren kleinen Colonien an der afrikanischen Küste so schwer, daß viele hinüber nach Gibraltar fliehen mußten.

In Spanien selbst wurde dieser Vorfall mit einer gewissen Freude aufgenommen. O'Donnel ergriff begierig die Gelegenheit, einen Krieg anzufangen, da er selbst den Oberbefehl übernehmen wollte und gegenüber den rohen Marokkanern ohne Mühe den Lorbeer zu erringen hoffte. Auch Heer und Volk in Spanien, des langen inneren Haders satt, gefielen sich im Gedanken auswärtiger Kämpfe. Sogar ein Rest des alten frommen Gefühls regte sich, es galt ja den Sieg des Kreuzes über die Ungläubigen. Die Kriegslust war so groß, daß O'Donnel, als Sidi Muhamed sein Ultimatum annahm, ihm ein zweites mit noch härteren Bedingungen, und als er auch dieses annahm, ein drittes noch härteres vorlegte, nur damit es gewiß zum Kampfe komme. In wie weit Frankreich diese Kriegslust der Spanier unterstützt hat, ist nicht bekannt geworden. Die Engländer verfehlten indessen nicht, sich gegen den Krieg zu sträuben, indem sie Spanien vorwarfen, es lasse sich von Frankreich gängeln und habe den Krieg, wenn es Sidi Muhameds billige Anträge angenommen hätte, leicht vermeiden können. Aber Frankreich wolle durch Spanien die ganze afrikanische Küste gegenüber von Gibraltar beherrschen, um die

Engländer zu chikaniren und ihnen die freie Fahrt ins Mittelmeer zu erschweren. Die französische Presse versicherte, das sey eine leere Einbildung, Spanien wolle lediglich eine ihm zugefügte Unbill rächen. Inzwischen mußte sich Spanien doch gegen England verpflichten, keine Eroberung zu machen, welche die Meerenge von Gibraltar beherrschen würde.

Nun erst begann der Krieg. O'Donnel führte Truppen hinüber nach Afrika und bezog ein Lager bei Tanger welches die wüthenden Gebirgsstämme wiederholt am 25. und 30. November und am 9. December stürmten, von wo sie aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeworfen wurden. Hierauf brach er gegen Tetuan auf. Seine Vorhut unter General Prim schlug den Feind bei Castillejos und bemächtigte sich noch im heißen Kampf am 4. März der Stadt Tetuan. Noch einmal machte der Feind am 23. März einen heftigen Angriff in der Nähe der Stadt, wurde aber wieder überwältigt und bequemte sich am 26. April zu einem Frieden, in welchem er ein kleines Gebiet am Meere an Spanien abtrat und 20 Millionen Piaster Kriegskosten zahlte.

Siebentes Buch.

Die schwarze Race.

Die schwarze Race, deren Heimath Afrika und Australien ist, trägt, wie eine gläubige Zeit annahm, in ihrer dunkeln Haut das Kainszeichen, oder den Fluch Chams, dessen Nachkommen denen der bessern Menschenracen als Sclaven dienen sollen. Die neuere Physiologie bestätigt nur, daß die Schwarzen eine inferiore Race sind, von der Natur gleichsam zurückgehalten auf der Stufe der Kindheit, ohne je zum männlichen Willen und Verstand heranzureifen. Denn obgleich sich hie und da einige Talente unter den Negern hervorgethan haben, so sind sie doch in Masse von jeher unmündig geblieben. Sie haben, obgleich in zahlreichen Millionen einen Welttheil allein bewohnend, doch niemals eine Civilisation aus sich selbst erzeugt, sondern immer nur den weißen Völkern nachgeäfft, mit denen sie in Berührung kamen. So erkennt man bei ihnen im Osten noch die Spuren altägyptischer, im Norden noch die altrömischer Cultur, während im Westen und Süden

der Einfluß der modernen europäischen Staaten vorherrscht. Alle diese Spuren sind aber höchst oberflächlich. Der Schwarze nahm vom Weißen immer nur Aeußerlichkeiten an. Aus demselben Grunde der Imbecillität haben die Schwarzen gar keine Geschichte. Was wir von ihnen wissen, haben die Reisenden gebildeter weißer Völker aufgezeichnet. Sie selbst wissen von der Vorzeit über den Großvater hinaus nichts mehr.

Das Innere ihres großen Welttheils ist seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von vielen europäischen Reisenden durchforscht, aber noch lange nicht genug enthüllt. Viele dieser kühnen Reisenden fanden unter der glühenden Sonne des Aequators oder unter der Lanze wilder Negerstämme den Tod. Oft wurden sie durch die Eifersucht muhamedanischer Handelsleute, die seit Jahrhunderten mit den Negern verkehren und die europäische Concurrenz fürchten, auf ihren Wegen gehemmt oder umgebracht. Indeß kennt man wenigstens die Westküste und die Südspitze Afrika's genauer. Man hat den Nil, den Senegal, den Niger aufwärts geforscht. Man ist von den muhamedanischen Raubstaaten im Norden aus durch die ungeheure Sandwüste Saharah bis in die Mitte des nordwestlichen Afrika zu der großen Handelsstadt Timbuctu und zu dem östlich von ihr abgelegenen Tsadsee vorgedrungen und hat noch in jüngster Zeit nicht sehr weit von der Ostküste (Zanzibar) im südlichen Afrika den noch viel größern Binnensee Uniameso entdeckt, dazu ein Hochland von Abyssinien aus, ins Innere sich erstreckend, und wieder ein Gebirge, das sich gegen die Westküste (Guinea) senkt. Aber außer einigen größeren, aus konischen Hütten gebauten Negerstädten, in denen ein halbnacktes Volk einem lächerlich geputzten König Sclavendienste leistet, hat man keine Culturzeichen gefunden. Nicht einmal große Reiche. Die Neger sind in unzählige kleine Königreiche getheilt. Ueberall herrscht Sclaverei. Der Sclavenhandel ist hier uralt und bestand schon lange, ehe es jemand einfiel, Sclaven nach Amerika auszuführen. Von Zartgefühl ist hier nicht die Rede. Daß Männer

ihre Weiber und Kinder um eine Flasche Branntwein verkaufen, ist nichts Seltenes.

Die Neger haben eben so viele verschiedene Sprachen als Stämme, aber keine Schrift. Ihre Religion ist die heidnische auf der tiefsten Stufe, nämlich der Fetischdienst. Unter einem Fetisch versteht man jedes beliebige Ding, was dem schwarzen Menschen in seiner kindischen Furcht oder Phantasterei für ein mit göttlicher Macht ausgerüstetes Wesen anzusehen einfällt, meistens ein schreckliches Thier, ein Löwe, eine Schlange, oder auch ein gemachtes, in der Regel scheußliches Fratzenbild, sehr oft auch nur der erste beste Stein, ein Stückchen buntes Tuch, die lächerlichste Kleinigkeit, die ihm als Orakel und Talisman dient. Wo der Neger Muhamedanern oder Christen unterworfen wurde, nahm er leicht deren Glauben an, immer aber nur oberflächlich und mit heidnischem Aberglauben vermischt. Eben so die Tracht. Ursprünglich nackt, und auch heute noch der Hitze wegen so viel als möglich entblößt, hat er nur die nothdürftigsten Kleidungsstücke theils von den Arabern, theils von den christlichen Europäern entlehnt. Immer aber liegt in seiner Art, sich bunt und geschmacklos herauszuputzen, in seinem grinsenden Lachen, in seinen allzu lebhaften Gesten, wie in seiner Körperhaltung und Gesichtsbildung etwas Affenartiges.

Die Civilisirung und Christianisirung der schwarzen Race in Afrika hätte eigentlich von Abyssinien (Habesch) ausgehen sollen. Hier südwärts von Aegypten, in dem Gebirgslande Afrika's, welches dem gebirgigen Arabien gegenüberliegt, war schon seit dem vierten Jahrhundert das Christenthum eingeführt. Die uralte Dynastie der Negus daselbst schreibt sich von Menilek, einem angeblichen Sohn Salomos und der Königin von Saba, her und das abyssinische Stammvolk gehört der edeln kaukasischen Race an. Und doch erscheint nirgend anderswo das Christenthum so tief herabgesunken, wie hier. Der Klerus ist habgierig, intrigant und unwissend, der Gottesdienst ein halbheidnischer Bildercultus. Sogar das Sistrum der altägyptischen Tempel hat sich hier in den Kirchen

erhalten. Das Volk wohnt auch in den Hauptstädten nur in kegelförmigen Hütten, in unglaublichem Schmutz und bestialischer Roheit. Dem Schlachtvieh schneidet man die Stücke Fleisch vom lebendigen Leibe. Alle Kriegsgefangene werden der Mannheit beraubt und diese als Siegeszeichen getragen. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß der muhamedanische Türke und Araber ein viel höheres und trefflicheres Wesen sey, als der christliche Abyssinier, dem sogar der heidnische Gallaneger weit vorzuziehen ist.

Den Thron besitzt der Kaiser (Negus) aus dem alten salomonischen Herrschergeschlecht, allein nur dem Namen nach, denn für ihn regieren die Ras (Statthalter). Die nichtregierenden Prinzen des salomonischen Geschlechts werden seit unvordenklicher Zeit auf der Felsenfeste Wehent gefangen gehalten. Wenn einem Ras der Negus nicht mehr gefällt, läßt er ihn umbringen und holt sich von Wehent einen andern, oder ein neuer Ras thut sich auf und setzt dem älteren und dessen älteren Negus einen neuen Negus entgegen. Aus solchen Usurpationen, Rebellionen, Verräthereien, Ermordungen und Thronwechseln besteht die ganze abyssinische Geschichte. Wenn aber auch keine Nebenbuhler mit einander kämpfen, ist doch beständig Krieg im Lande, denn alljährlich ziehen die Ras mit Heeresmacht aus, um Steuern und Tribut gewaltsam einzutreiben oder Sclaven für den Verkauf zu rauben. Von außen aber stürmen jährlich die wilden Gallas ins Land, ein kraftvoller, trefflich berittener noch nach altrömischer Art bewaffneter und mit der Toga bekleideter Negerstamm.

Zuletzt ist Abyssinien in zwei große Hälften getheilt worden, das nordwestliche Reich mit dem Negus von Gondar, der aber seine Gewalt an fünf Ras verloren hat, und das südliche Reich, Schoa genannt mit seinem eigenen Negus.

Im nordwestlichen Abyssinien wurde 1769 der Kaiser Jasu durch den Ras Michael, Statthalter von Tigre umgebracht; bald darauf wurde Kefla Jasu als neuer Kaiser aufgestellt, aber auch dieser 1771 grausam ermordet. Dagegen setzte ein anderer Ras

Fasil den neuen Kaiser Tegela Haimonot ein, wurde ihm aber untreu und hingerichtet, der Kaiser aber, immerfort von Rebellen bedrängt, dankte 1776 ab. Ihm folgte Tegela Georgis, der aber die furchtbaren Verheerungen nicht zu verhindern wußte, mit denen Ali, ein großer Häuptling der Gallas, das Land heimsuchte. Nach Ali's Tode stellte sein Bruder Aligas den Hesekias als Gegenkaiser gegen Georgis auf und die Rebellionen und Thronwechsel im Innern hielten fortan gleichen Schritt mit den Raubzügen der Gallas. Es ist nicht der Mühe werth, alle einzelnen Namen der Usurpatoren und ihrer Schattenkaiser hier aufzuzeichnen. Im Jahre 1832 wurde wieder ein Kaiser Jasu zu Gondar abgesetzt und Ras Ali bemächtigte sich daselbst der Obergewalt, während Ras Ubje in Tigre, Ali Gaz Faras in Lasta, Goschu in Gojam, selbständige Herren wurden. Ubje begünstigte anfangs die Missionäre und Dr. Schimper ließ sich als Naturforscher in Tigre nieder. Bald aber fanden die Missionäre, besonders die protestantischen, Schwierigkeiten, indem der einheimische Klerus sie für sehr überflüssige Eindringlinge erklärte. Nun erhob sich aber auf überraschende Weise aus der bisherigen Misere von Ras und Negus des Ras Ali Schwiegersohn Kasa als genialer Reformator, unterwarf 1852 den Goschu und 1858 auch den Ubje und ließ keinen Negus aus dem salomonischen Geschlecht mehr aufkommen, sondern sich selbst unter dem Namen Theodor I. als Negus krönen. Auch erfocht er glänzende Siege über die Gallas und schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, Abyssinien mit Gewalt aus der Barbarei herauszureißen, denn schon hat er den Sclavenhandel verboten, für Hebung der Industrie gesorgt ꝛc. und nur die Missionäre entfernt, einfach weil er in die abyssinische Kirche die Zwietracht nicht bringen lassen will, die unvermeidlich ist, wo sich lutherische, methodistische und katholische Glaubensboten unter einander selbst tödtlich hassen und verfolgen.

In Südabyssinien oder Schoa herrschte dieselbe Barbarei, wie im Norden, jedoch erwehrte man sich hier der Gallas mit mehr Glück und wurde das Reich nicht getheilt. Als die Engländer

ihren Gesandten Harris 1841 zum erstenmal nach Schoa schickten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, fand derselbe den Negus Sahela Selasi in der Hauptstadt Ankobar verhältnißmäßig mit Verstand und Kraft regieren, obgleich von Abschaffung der Sclaverei und rohesten Grausamkeit hier noch nicht die Rede war.

Im Allgemeinen erscheinen die Abyssinier als eine edlere, gebildetere, aber durchaus verkommene und verdorbene Race, die nicht ihren ursprünglich bessern Charakter den Schwarzen einzuimpfen verstand, sondern vielmehr selbst dem Negereinfluß unterlag und auf die Stufe der niedern Race herabgedrückt wurde.

Die Gallaneger, welche von Südwesten her so mächtig gegen Abyssinien vordringen, sind schöne, starke Leute von edler Gesichtsbildung, länglichen Nasen und länglichem Haar, also trotz der schwarzen Farbe aus der Negerbildung heraustretend, sehr kriegerisch und tapfer und daher mächtig, aber nicht einig.

Im Süden der Gallas an der Ostküste Afrikas herrschen seit lange die Araber. Ihr Handel war im Mittelalter schon sehr blühend, als er durch die Portugiesen gestört wurde. Aber die portugiesischen Niederlassungen zu Mozambique ꝛc. gereichten dem Lande zum Verderben, weil die Portugiesen ganze Volksstämme als Sclaven verkauften. Als Portugals Seemacht und Handel sank, kamen alle Häfen nördlich von Mozambique wieder in die Hände der Araber und zwar des Imam von Mascat, dessen Haupthandelsplatz Zanzibar wurde. Seit 1824 treiben hier auch Amerikaner und Engländer Handel, denn aus dem Innern Afrikas kommen Elfenbein, Gold, Gummi, Straußfedern ꝛc. in Menge dahin. Die Neger dieser Gegenden heißen Makua und machen den Uebergang von den Kaffern zu den nördlichen Stämmen.

Westwärts von Nubien und Abyssinien und südwärts von den Barbareskenstaaten beginnt eine ungeheure Wüste, die anfangs noch von fruchtbaren Oasen unterbrochen ist, dann aber gegen die Westküste Afrika's in die große Sandwüste Saharah ausläuft. Hier ziehen von Oase zu Oase arabische Handelscaravanen, die

Negerstämme aber haben meist den Islam angenommen. Unmittelbar südwärts von der Saharah erstreckt sich von Osten nach Westen in gerader Richtung das Flußgebiet des Senegal oder Senegambien, von vielen Negern umwohnt und fruchtbar, aber für Europa noch wenig ausgebeutet, da nur wenig Civilisation von der französischen Colonie St. Louis an der Mündung des Senegal den Fluß aufwärts dringt. Die schon genannte Stadt Timbuctu liegt schon ostwärts am obern Lauf des Senegal. Von dieser Linie unterhalb der Saharah an südwärts wimmelt es gegen die Mitte und die Westküste Afrika's hin von kleinen Negerreichen, die in beständiger Fehde mit einander liegen, einander zu Sclaven machen, im Innern durchaus despotisch regiert werden und höchstens von den arabischen, portugiesischen, englischen und französischen Sclavenhändlern einige schwache Spuren äußerlicher Cultur, namentlich Feuerwaffen und Branntwein angenommen haben.

In Senegambien wohnen schöne Negerstämme mit edler Gesichtsbildung, die Jaloffer und Fulier, den Uebergang bildend zu den Arabern. Südwärts davon erstreckt sich die Löwenküste (Sierra Leone) mit dem Negerstamm der Mandingos, welcher ebenfalls schön, bärtig und blässer von Farbe ist, als andere Neger. Unter ihnen kommt ein Geheimbund vor, Purrah genannt, der eine Art Veme darstellt. Im Uebrigen herrscht hier wie an der ganzen Westküste Afrika's das gröbste Heidenthum.

Südostwärts von der Löwenküste immer dem Ufer am atlantischen Meer entlang erstreckt sich zuerst die Pfeffer-, dann die Zahn- oder Elfenbein-, die Gold- und die Sclavenküste, welche Küsten alle zusammen das s. g. obere Guinea bilden bis zur Insel Fernando Po an der Bai von Benin, der Meereswinkel, von wo an das Ufer geradeaus nach Süden läuft.

Zu Anfang des Jahrhunderts drang das kriegerische Volk der Ashantee's aus dem Innern bis an die Goldküste vor, was die englisch-afrikanische Compagnie bewog, vom Cap Coast Castle aus eine Botschaft unter Bowdich an den König der Ashantee's,

Saï Tootoo Quamina abzuschicken, um einen Handelsvertrag mit ihm zu schließen. Bowdich fand den stolzen König in einem meilenweiten Lager, welches von Gold und seidenen Sonnenschirmen strahlte, und wurde gütig aufgenommen, 1817. Das Volk war übrigens heidnisch und unterjochte die Nachbarvölker.*) Der Vertrag war trügerisch. Im Jahr 1824 wurden die Engländer von den Ashantee's plötzlich überfallen, erlitten schwere Verluste (auch der Gouverneur Macartney fiel) und konnten sich kaum in den Forts behaupten. Zwar erhielten sie Verstärkung und schlugen 1826 die Ashantee's wieder zurück, allein die Ansiedlungen der Engländer an dieser Westküste Afrika's blieben immer zu schwach. Im Jahre 1855 erlitten die Engländer eine schwere Niederlage in Sierra Leone durch Bamba Mimah Lali, Negerkönig von Mallaghea.

Von der Sclavenküste nicht weit entfernt im Innern des Landes liegt das merkwürdige Königreich Dahomey, welches der Engländer Norris 1772 besuchte und beschrieb. Hier besteht die vollendetste Despotie auf dem ganzen Erdenrunde. Das Volk unterwirft sich mit gläubiger Hingebung allen Launen seines Herrschers. Niemand gehört sich selbst, das Kind nicht einmal dem Vater, sondern alle Einwohner sind Leibeigene des Königs, der sie nach Belieben tödtet und verkauft. Jeder Mann muß das Weib nehmen, das er ihm gibt, und die Kinder nimmt er wieder weg, damit sich keine Familiengruppen bilden. Des Königs Schlafgemach ist mit den Todtenschädeln seiner vornehmsten Feinde gepflastert. Den Palast und die Stadt zieren Pyramiden oder lange Reihen von Menschenköpfen. Bei jedem Fest läßt der König Menschen unter das Volk werfen, um zerrissen und gefressen zu

*) Als Odrasee, König von Banda, von den Ashantees besiegt war, lag ihm alles daran, daß sie seinen Kopf nicht bekämen, aus irgend einem alten Aberglauben. Er tödtete sich daher selbst und ließ seinen Kopf in seinen eigenen Leib geschickt einnähen.

werden. Jährlich besucht der König die Gräber seiner Väter, läßt unterwegs eine Menge Menschen köpfen, um auf Blut zu gehen und tränkt die Gräber selbst mit Menschenblut. Außerdem läßt er zuweilen die schönsten Pferde und Menschen in großer Anzahl hinrichten, in der Meinung, sie in die andere Welt zu schicken, um einem seiner Vorfahren zu dienen, unter anderm einmal 595 schöne Weiber. Dieser bluttriefende Cultus der Ahnen dauert schon Jahrhunderte lang. Der König unterhält eine Armee von 3000 Amazonen in silbernen Helmen, trefflich bewaffnet und disciplinirt. Sie bilden zugleich seinen Harem. Neben diesen kriegerischen Frauen unterhält er auch noch eine Schaar von Verschnittenen in Weiberkleidern. Der Fetisch oder Landesgötze dieses Negervolks ist ein lebendiger Tiger, entsprechend der Blutgier, die es mit dem Tiger gemein hat. Die Dahomey's haben viele Nachbarvölker unterjocht, wobei die tapfern Weiber sich immer auszeichneten. Im Jahr 1741 kam Bassa Ahadi auf den Thron von Dahomey und eroberte das Königreich Widah; der Prinz, der als Vasall dort fortregieren sollte, wurde von seinem eigenen Bruder ermordet, diesem aber bewilligte Bassa Ahadi die Thronfolge unter der Bedingung, daß er seines Bruders Herz fresse, was derselbe auch that. Auf Bassa folgte 1774 sein Sohn Ada Hunzu, welcher ebenfalls ein Kriegsheld war und ungeheuer viel Kriegsgefangene theils zu Menschenopfern verbrauchte, theils an der Küste an Europäer als Sclaven verkaufte. Dasselbe that seit 1789 sein Sohn und sein Enkel Gezo, dessen Hof- und Staatswesen sammt 5000 Amazonen der Reisende Faber noch im Jahr 1850 ganz eben sofand, wie Norris in den siebziger, Fayrar und Dalzel in den neunziger Jahren. Und noch 1860 wurde im englischen Parlament der lebhafte Wunsch ausgedrückt, die bevorstehende Todtenfeier des letzten Königs von Dahomey möchte durch englische Intervention verhindert werden, weil dabei 2000 Menschen sollten abgeschlachtet werden. — Das unterdrückte Widah ist merkwürdig, sofern es eine lebendige Riesenschlange zum Abgott hat, dem ein ganzer Harem von Jungfrauen

zu Gebot steht. Diesen dem Abgott, eigentlich den Priestern, dienenden Mädchen tätowirt man Schlangenbilder auf den nackten Leib, wodurch sie geheiligt werden.

Im Königreich Benin wird der König wie ein Gott angebetet und muß jeder sterben, der ihn für menschlich halten würde. An gewissen Festen waschen seine Weiber ihre Korallen im Blut geschlachteter Menschen. Wie in Dahomey, so ist auch hier nichts gleichgültiger als Leben und Freiheit. Die Menschen werden in Masse geschlachtet oder als Sclaven verkauft. In dem benachbarten Lagos wird jährlich eine Jungfrau geschmückt und dem Flusse zum Opfer gebracht. Von Benin führt der Weg über ein Gebirge in's Innere Afrika's zum Tschadsee und zum Königreich Bornu, welches von den muhamedanischen Handelsleuten vorlängst zum Islam bekehrt und einigermaßen civilisirt ist. Die Dschakkas oder Zinghis im Nordwesten des gegen Guinea abfallenden Hochthales breiteten sich einmal im 16. Jahrhundert weit aus, eroberten Congo und machten Dahomey tributbar, wichen aber wieder zurück. Sie mumisiren ihre Todten und verehren ihren Oberpriester Shikome als lebendigen Gott (gleich dem Dalai Lama). Ihre Reiter, Eyoes genannt, sind sehr gefürchtet.

Im Jahr 1830 machten zwei Engländer, die Brüder Lander, eine Reise von Benin aus den großen Fluß Niger hinauf, dessen eigentliche Lage zuerst durch sie ermittelt wurde. Sie fanden eine Menge Negerreiche und öfters darin große und menschenreiche Städte, z. B. Yaourie und Rabba, beide am Niger.

Die Congoneger in Niederguinea stehen seit langer Zeit unter dem Einfluß der Portugiesen, deren Königreich Angola noch besteht und die auch einige benachbarten Negerkönige als Vasallen behandeln. In Vera Cruz, der Hauptstadt von Angola, sind Weiße und Neger sehr gemischt (die schwarzen Portugiesen) und herrscht große Ueppigkeit. Die Congoneger lieben die Wollust und die äußere Pracht. Nirgends putzen sie sich äffischer mit europäischen Kleidern und Staat heraus, als hier. Obgleich mit dem

Christenthum bekannt, halten doch die meisten Neger hier noch an heidnischen Vorstellungen fest und bilden sich ein, man müsse nur dem bösen Gott opfern, nicht den guten, die sich der Menschen ohnedies erbarmten. Im vorigen Jahrhundert regierte zu Congo ein gutmüthiger und milder König, welcher 126 Jahre alt wurde.

Ich könnte noch von vielen kleinen Negerreichen erzählen, allein sie gleichen sich alle mehr oder weniger. Alle ihre Namen aufzuzeichnen und ihre Lage zu bestimmen, ist mehr Sache des Geographen, als des Geschichtschreibers.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus (vorzugsweise Cap genannt) hatten die Holländer nach und nach das Capland oder die Südspitze Afrika's colonisirt mit Bauern (Boers), welche starke Viehzucht treiben, um die am Cap zahlreich anhaltenden Schiffe mit Fleisch zu versehen. Die Boers hatten sich nach und nach immer weiter ausgebreitet und die eingebornen Hottentotten (ein gutmüthiges Volk, nicht so schwarz wie die eigentlichen Neger und mit etwas mongolischer Physiognomie) theils ausgerottet, theils zur Flucht in die Wälder gezwungen, wo sie als wilde „Buschmänner" hausten, theils zu ihren Knechten gemacht. In den großen europäischen Revolutionskriegen kam Holland in die Gewalt der Franzosen, weshalb die Engländer als Feinde Frankreichs auch die holländischen Colonien wegnahmen, 1795 auch das Cap und nachdem es 1803 zurückgegeben worden war, nochmals 1806. Seitdem blieb das große Capland den Engländern. Die Boers waren wenig damit zufrieden. Die englische Colonialregierung befolgte aber den Plan, diese gefährlichen Boers mit den Eingebornen in Conflict zu bringen und beide Theile durch sich selbst zu schwächen, während allmählig eine neue englische Colonisation sich zwischen beide eindrängen sollte. Die Boers grenzten, nachdem sie die Hottentotten unterworfen hatten, an die Kaffern, eine echte pechschwarze Negerrace, die jedoch zerstreut wohnten und viel unbewohntes Land übrig ließen.

Lord Somerset, Gouverneur des Caplandes, schickte den Missionär Williams unter die Kaffern und kam mit einem Häuptling

derselben, Gaika, persönlich zusammen (1817), den er zum obersten König aller Kaffern erklärte und dem er gegen die übrigen Häuptlinge Hülfstruppen schickte. Das ihnen geraubte Vieh überließ er arglistig den Boers. Nun entbrannten die Kaffern in Wuth und fielen in großen Schaaren in das Gebiet der Boers ein, um ihr Vieh wieder zu holen. Da lachte Somerset. Aber Makanna, den die Kaffern jetzt zu ihrem Haupte wählten, hoffte den Engländern selbst eine Schlappe beizubringen, indem er ihr Fort Grahamstown überrumpelte, von wo er jedoch trotz seines tapfern und zähen Angriffs mit einem Verlust von 1400 Mann zurückgeschlagen wurde. Nun fiel Oberst Willshire wieder ins Land der Kaffern ein und wüthete so greulich, daß sich der edle Makanna freiwillig als Gefangener stellte, um seinem Volke Schonung zu erkaufen. Somerset ließ sich nun 3000 (englische) Quadratmeilen Gebiet von den Kaffern abtreten und verbannte Makanna auf die Robbeninsel, von wo derselbe, die Wache überwältigend, ins Meer entfloh, aber in der Brandung unterging, aus deren Toben man noch den heroischen Gesang seiner klangreichen Stimme vernahm.

Somerset wurde auf einige Jahre entfernt und das Cap hatte Frieden. Kaum aber kam er 1821 zurück, als er auch schon den armen Gaika verrätherisch wollte ergreifen lassen. Gaika entkam und der Haß entbrannte von neuem. Somerset aber schürte ihn und reizte die Kaffern auf alle Art, weil er wollte, sein Sohn, Major Somerset, sollte sich Lorbeern in einem Kaffernkriege erwerben. Er machte jedoch nur rohe Raubzüge. Nach Somersets endlicher Entfernung wurde Lord Cole Gouverneur des Caplandes und operirte auf eine neue Weise, indem er 1829 plötzlich alle Hottentotten für frei und den Weißen gleich erklärte. Das ging den Boers, die dadurch auf einmal alle ihre Knechte verlieren sollten, an's Leben. Sie trotzten also und lieferten den englischen Executionstruppen blutige Gefechte. Die Durchführung der Maßregel blieb einstweilen ausgesetzt. Im Jahre 1834 waffneten sich die Kaffern in großer Zahl zu einem allgemeinen Kriege, um ihr Land

gegen die fremden Eindringlinge zu schützen; sie zerstörten den Boers 455 Häuser, raubten 5—6000 Pferde, 111—112,000 Rinder, 157,000 Schafe 2c., unterlagen aber noch einmal und ihr Häuptling Hintza unterwarf sich. Unterdeß hatten einzelne Boers bereits Versuche gemacht, sich durch Auswanderung nach Nordosten dem Bereich der Engländer zu entziehen. Sie nahmen ihre Richtung nach Port Natal, von dessen Fruchtbarkeit sie gehört hatten, fanden aber weite, noch ganz unbebaute Strecken. Louis Triechard führte den ersten Zug schon 1834, im folgenden Jahre Maritz einen noch größeren. Nach ungeheuren Anstrengungen jedoch unterlagen sie bis auf einen kleinen Rest den Ueberfällen der Kaffern. Ein großer Stamm derselben, die Zulas, trieb sich hier herum. Ihr König Umgartie war von seinem Bruder Chaka ermordet worden. Dieser sammelte ein Heer von 100,000 Kriegern, die vom Raube der Nachbarstämme lebten und nicht heirathen durften, um nicht zu verweichlichen. Er selbst ließ alle seine Weiber, wie sie schwanger wurden, umbringen, wurde aber seiner Tyrannei wegen verhaßt und vom dritten Bruder Dingaan getödtet, der die Herrschaft übernahm und die eindringenden Boers erschlagen ließ. Erst 1838 sammelte Piet Retief einen neuen Zug von 1000 Wagen mit 1600 Boers und schlug den Weg nach Port Natal ein, verkehrte unterwegs mit Dingaan und wurde mit seinen 94 Begleitern während der Unterhandlungen ermordet. Unmittelbar darauf ließ Dingaan auch das Lager der übrigen Boers bei Nacht überfallen und die Schlafenden ermorden (40 Männer, 56 Frauen, 185 Kinder und 250 Hottentotten). Dennoch gelang es den tapfern Boers, die aus dem Schlaf erwacht zum Theil nur im Hemde kämpften, die Zula's mit großem Verlust zurückzuschlagen und ihnen das bereits geraubte Vieh wieder abzunehmen.

Im October 1838 kam ein neuer großer Zug von Boers unter Andries Pretorius dem ersten nach. Pretorius, ein sehr energischer und kluger Mann, wurde zum gemeinschaftlichen Führer gewählt und nahm vor allem Rache an Dingaan. Dieser brachte

ein großes Heer zusammen und griff die Boers in ihrer Wagenburg zwei Stunden lang mit äußerster Wuth an, bis Pretorius die Wagen öffnen ließ und mit etwa 500 Reitern unter die Kaffern sprengte, *) die nun auseinanderstoben und 3000 Todte zurückließen, am 16. Dezember. Hierauf verfolgten die Boers den Feind, fanden aber Dingaans Residenz verlassen und verbrannt, und gründeten nun unfern von Port Natal ihre erste Stadt, ihrem ersten Führer zu Ehren Pieter Maritzburg genannt. Dingaan wurde nachher mit Hülfe seines eigenen Bruders Umpanda vollends besiegt, verlor nochmals 2000 Mann und floh für immer. Nun schickten die Engländer zwar 100 Soldaten nach Port Natal, wie es hieß, um eine hier zu gründende Niederlassung von englischen Einwanderern zu schützen; allein es kamen keine solche Einwanderer, die englischen Soldaten zogen wieder ab und dagegen folgten den Boers viele ihrer Brüder aus dem Capland nach. Diese Boers erklärten nun feierlich, sie würden jeden Einwanderer, der ohne ihre Erlaubniß ins Land käme, als Feind behandeln und gründeten einen unabhängigen Freistaat. In der Urkunde vom 14. Febr. 1840, in welcher Pretorius die Besitznahme des Zulalandes vom Fluß Togala bis zum schwarzen Fluß proclamirte, nannte er sich „Hauptcommandant der südafrikanischen Gesellschaft". Ihm zur Seite aber stand ein periodisch gewählter „Volksrath". Das Land der Boers liegt näher der Ostküste Afrika's, jenseits des Gebirgszugs, den man den Drakenberg nennt, und des Oranjeflusses, 250 deutsche Meilen von der Capstadt entfernt.

Erst 1842 schickte der neue Gouverneur des Cap, Napier, wieder englische Truppen nach Port Natal und nöthigte die dort angesiedelten Boers, sich der englischen Oberherrschaft zu unterwerfen. Die wackern Holländer konnten es aber nicht lange unter

---

*) Ein Kaffer stach seine Lanze dem Pretorius mitten durch die Hand, dieser aber, obgleich er die Hand von der Lanze nicht losmachen konnte, warf den Kaffer zu Boden und hielt ihn fest, bis Hülfe kam.

dem Druck und Hohn der Engländer aushalten und zogen sich in's Innere des Landes zu ihren freien Brüdern zurück. Nun machten die Engländer aber auch Anspruch auf das Oranjegebiet und es kam zu offenem Kampfe. Im Jahre 1848 erlitt Pretorius bei Boomplaats durch die Engländer eine Niederlage, worauf sich sein ganzes Volk weiter ins Innere Afrika's zurückzog und über dem Vaal die s. g. transvaalische Republik gründete. Weil aber die Engländer um diese Zeit in neue schwere Kriege mit den Kaffern verwickelt wurden und die Boers diesen Umstand nicht zum Schaden der ersteren benutzten, sondern im Gegentheil den englischen Unterthanen Schutz gewährten, entschloß sich die englische Regierung, durch einen Vertrag vom 10. April 1854 die völlige Unabhängigkeit des Freistaats der Boers anzuerkennen. Die Fahne der Boers ist roth, weiß und gelb gewürfelt.

Der große Kaffernkrieg entbrannte wieder 1851, indem sich der Häuptling Sandilli mit dem Propheten Umlangeni zu einer allgemeinen Erhebung vereinigt hatte, und ihre Angriffe auf die zu weit ausgedehnten Wachtposten der Engländer Anfangs Erfolg hatten. Indessen wurden diese unter Sir Harry Smith durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen wieder Meister. Der Krieg begann von neuem 1855, als der alte Häuptling Panda, von seinem eigenen Sohne Ketchwya, nachdem derselbe seinen Bruder Umbulazi hatte schinden lassen, angegriffen wurde. Da einige Boers von dem Häuptling Makapan gefangen und grausam zu Tode gemartert wurden, zogen die Boers unter Pretorius und Potgieter aus und erstickten die in eine Höhle geflüchteten Kaffern mit Rauch, angeblich mehrere tausend, von denen 700, welche aus der Höhle flüchten wollten, erschossen wurden. Man hörte aber bald darauf wieder von einem furchtbaren Gemetzel, welches die Kaffern unter 600 Weibern und Mädchen der Boers, als dieselben fliehend durch einen Fluß setzten, mit ihren Wurfspießen angerichtet hätten, 1856.

Man erkennt aus diesen Vorgängen, wie wenig die Holländer und Engländer am Cap geneigt sind, die christliche Bruderpflicht

an den unmündigen Schwarzen Südafrika's zu erfüllen. Sie rotten einfach aus, was ihnen nicht als Sclave dient.

An der ganzen Westküste Afrika's aber wird seit mehreren Jahrhunderten von den Weißen Sclavenhandel getrieben. Man brauchte die schwarzen Diener anfangs nur in der muhamedanischen Welt, seltener in Spanien und Portugal. Sobald aber der Colonialhandel aus Amerika begann, und demnach auch dort die Pflanzungen von Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffeebäumen 2c. zunahmen, die weißen Arbeiter aber die Hitze des Clima's nicht ertragen konnten, kam man auch auf den Gedanken, die afrikanischen Neger nach Amerika zu verpflanzen, um sie dort arbeiten zu lassen. Das geschah von den Portugiesen und Spaniern noch in geringem Maße, von den Franzosen und Engländern aber bald im Uebermaße. Je mehr man Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao 2c. produciren wollte, um so mehr schwarze Arbeiter brauchte man und führte sie schaarenweise aus Afrika nach den westindischen Inseln (Antillen) und nach den V. Staaten. Da die Negerkönige längst Sclavenhandel trieben und die Kriegsgefangenen, ja ihre eigenen Unterthanen verkauften, war dieser Menschenhandel sehr leicht, doch ließen es die Weißen auch an Gewaltthätigkeiten nicht fehlen, indem sie oft niedre Sclavenpreise erzwangen oder Menschen mit Gewalt raubten. Dasselbe Verfahren, wie es Mehemet Ali in Nubien trieb. Die armen Negersclaven wurden mit Holzgabeln am Halse aneinander gebunden, um nicht fliehen zu können, und dann auf Schiffe wie Häringe zusammengepackt, um in ihrer neuen Heimath unter Peitschenhieben schwere Arbeit zu verrichten und von ihren neuen Herren wie Hunde behandelt zu werden.

In Amerika selbst hat die allmählige Anhäufung von Schwarzen zu großen Verlegenheiten geführt. Da wo die schwarze Bevölkerung nach und nach die weiße überwog, entstand die Gefahr blutiger Aufstände und sogar der Ausrottung aller Weißen. Da wo der weiße bürgerliche Mittelstand zahlreich war und keine

schwarzen Sclaven brauchte, empörte sich dieselbe gegen die Minderzahl reicher weißer Pflanzer, welche Sclaven hielten, und es entstand die Gefahr des Bükgerkrieges.

Eine große Empörung der Schwarzen und eine gänzliche Ausrottung der Weißen erfolgte auf St. Domingo, nächst Cuba der größten unter den Antillen. Während der französischen Revolution nämlich wurden von Seiten des Convents Rousseau's Ideen auf die schwarze Race angewandt und dieselbe für frei erklärt, trotz alles Widerstandes der Weißen und selbst der Mulatten auf der Insel. Die Neger verfehlten nicht, von ihrer neuen Freiheit Gebrauch zu machen und blieben nach langen äußerst blutigen Kämpfen Sieger. Alle Weißen wurden von der Insel vertrieben. Die Neger bildeten nach französischem Muster eine Republik, ohne sie durch irgend eine Tugend behaupten zu können. Nachdem sie schon mehrere Häuptlinge als Präsidenten und auch schon einen König gehabt hatten, ließ sich der neue Präsident Christoph abermals am 28. März 1811 unter dem Namen Heinrich I. zum König krönen; nur ein Theil der Insel blieb unter Petion eine kleine Republik. Weil Napoleon damals so viele Herzoge machte, äffte ihm Christoph nach und schuf eine Feudalaristokratie, der er den großen Güterbesitz zutheilte.*) Er regierte bis 1820, als die Großen des Reichs sich gegen ihn verschworen und die Leibwache von ihm abfiel. Da gab er sich heroisch mit einem Pistolenschusse selbst den Tod.

Petion war schon 1818 gestorben, sein Nachfolger im republikanischen Theil der Insel aber, Präsident Boyer, wurde jetzt zum Oberhaupt der ganzen Insel gewählt und regierte die „schwarze Republik" mit vielem Verstand. Es glückte ihm, 1825 von Frankreich die Anerkennung der Unabhängigkeit Hayti's zu er-

---

*) Als man über seine Herzoge von Limonade und Marmelade spottete, antwortete er: ob denn die altfranzösischen Herzoge von Poix (Pech) und Bouillon besser seyen?

wirken, wofür die Insel 150 Mill. Franken zahlen sollte, die jedoch später auf 60 ermäßigt wurden. Mulatten und Neger mordeten einander nicht mehr, die Weißen konnten wieder Handel treiben, obgleich ihnen gesetzlich der Erwerb von Grund und Boden versagt war. Auf den alten Plantagen gediehen die Kaffee- und Baumwollenbäume auch ohne große Pflege fort. Allein man bemerkte doch, daß eine Menge alter Besitzungen verödeten, daß keine neue Pflanzungen angelegt wurden, daß die Neger sich der Faulheit ergaben und lieber nackt in den Wäldern lebten, als arbeiteten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Insel machte allein möglich, daß Europäer dort noch Colonialwaaren kauften und dafür Industrieartikel brachten. Zu eigener Industrie erhoben sich die Neger nicht, so wie auch ihre ganze Cultur nur eine Nachäffung der französischen Formen blieb. Sie konnten nicht einmal das gute Regiment Boyer's ertragen, sondern machten ihm das Leben schwer und als er im April 1842 das Repräsentantenhaus von der ihm allzu lästigen Opposition säuberte, setzten sie ihn ab.

Der Mulatte Herard trat an seine Stelle, wurde aber von den Negern gestürzt, die ihren alten General Guerrier zum Präsidenten erhoben, ihn aber 1845 schon wieder verloren, da er sich zu Tode soff. Eben so unfähig erwies sich Pierrot, der vormalige Herzog von Marmelade, der Schwager Christophs, den 1846 General Riche ablöste. Während der Haupttheil der Insel diese Wechsel erlebte, riß sich der vormals spanische Theil seit 1844 wieder los und bildeten hier die Mulatten wieder eine unabhängige Republik unter Ximenes, dann unter Baëz (von der Priesterpartei), der aber bald durch Santanna verdrängt wurde. — Nach Riche's Tode 1847 kam S o u l o u q u e zur Präsidentschaft, ein Neger, der sich vom Bedienten bis zum General emporgeschwungen hatte und ziemlich phantastisch war. Obgleich sehr häßlich und kahlköpfig hielt er sich doch für den herrlichsten aller Männer und ritt täglich in einer mit Prunk überladenen Uniform aus, umringt von Musikanten, welche spielen mußten. Sein Versuch, die Re-

publik der Dominicaner zu erobern, mißrieth ihm kläglich in der Schlacht bei Savana Numero, am 22. April 1849. Nichtsdestoweniger ließ er sich am 29. August desselben Jahrs unter dem Namen Faustin I. zum Kaiser ausrufen und äffte Napoleon nach, wie Christoph.*) Die Krönung wurde mittelst einer Krone von Goldpapier vollzogen, bevor die in Paris bestellten echten Reichskleinode anlangten. Sein ganzes Wesen war Prahlerei. Als er mit großem Lärmen 23,000 Schwarze nochmals gegen San Domingo führte, ließ er sich von 400 Mulatten in die Flucht schlagen, bei Las Caboas, am 10. December 1856. Und weil er alles monopolisiren wollte, hatte er sich auch die Neger verfeindet. So erlag er am 10. Januar 1859 einem Heer von Aufwieglern, welche General Geffrard gegen ihn führte, und dankte wenige Tage nachher ab. Das Kaiserthum Hayti verwandelte sich wieder in eine Republik und Geffrard wurde deren Präsident. Auch in der dominicanischen Republik wurde 1856 Satanna verdrängt durch Alfan.

So hat sich denn bis jetzt gezeigt, daß die freien Neger zu einem edeln sittlichen Aufschwung, höherer Bildung oder auch nur zum Erwerb durch angestrengten Fleiß unfähig sind. Sie leben friedlich und genügsam wie Kinder unter den verwilderten Kaffeebäumen, deren Früchte sie erndten, so lange dieselben ohne Pflege wachsen. So wie aber ihre Leidenschaften aufgeregt werden oder sie zu Rang und Ehren kommen, werden sie grausam wie Tiger oder lächerlich wie Affen. In ihrer Mehrheit sind sie nicht aufgestiegen zum Europäer, sondern wieder herabgesunken auf die frühere Stufe, welche sie in Afrika einnahmen.

Wichtiger noch als die jedenfalls isolirten Vorgänge auf Hayti, ist die große Sclavenfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, kaum anders lösbar, als durch einen Aufstand der

---

*) Louis Napoleon wurde deshalb als Präsident, der gern Kaiser werden wollte, damals in unzähligen Karikaturen in der Figur des Soulouque persifflirt.

Schwarzen in noch viel größeren Umrissen, als der auf Hayti, oder durch einen Bürgerkrieg zwischen dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten. Vergebens hofften einige Enthusiasten, die Frage einfach durch Zurückversetzung der Schwarzen in ihre afrikanische Heimath zu lösen. Eine fromme amerikanische Abolitionistengesellschaft gründete 1823 auf der Westküste von Afrika die Colonie Liberia, indem sie in den Vereinigten Staaten schwarze Sclaven kaufte, für frei erklärte und nach Afrika hinüberschiffte. Diese zum Christenthum, zur Bildung und Freiheit erzogenen Schwarzen sollten Propaganda machen im Innern Afrika's und dort nach und nach die schwarze Bevölkerung civilisiren. Man rechnet, daß seit der Gründung Liberia's etwa 10,000 Sclaven aus Amerika eingeführt wurden, denen sich etwa 200,000 Neger der Umgegend (am St. Paulflusse) unterordneten. Das ganze Etablissement wurde von Missionären geleitet, die nicht naturgemäß verfuhren, indem sie den leichten und muntern Afrikanern Spiel, Tanz und Gesang verboten und sie zu nordischen finstern Puritanern erziehen wollten, die aber selbst immer bald den bösartigen Fiebern dieser Küste unterlagen. Schon 70 Missionäre fanden hier den Tod. Das Etablissement erhält sich zwar noch, aber bereits haben die Kinder weißer Väter und schwarzer Mütter hier eine Mittelclasse gebildet, welche die gewöhnlichen Laster der Mulatten offenbart, bei größerer Intelligenz die reine schwarze Bevölkerung tyrannisirt, Haus- und Feldsclaven hält, das arme Negervolk hier wieder eben so wie in Amerika mit der Peitsche behandelt und sogar beschuldigt wird, denselben Sclavenhandel nach Amerika zu treiben, zu dessen Vereitelung Liberia überhaupt gestiftet worden ist. Die Neger haben sich auch hier, trotz aller Mahnungen und Hülfleistungen, vollkommen unfähig zu einer höhern und edlern Auffassung ihrer Weltstellung erwiesen.

Zwar wetteiferte man im ganzen gebildeten Europa, indem dasselbe für Rousseau und die Humanität schwärmte, die armen Neger aus ihrem Elend erlösen zu wollen, und besonders Wilber-

force im englischen Parlament sprach unermüdlich dafür, und in den Vereinigten Staaten machten sich aus christlichen Motiven die Abolitionisten die Abschaffung der Sclaverei zum Ziele; allein die steigende Nachfrage nach Colonialwaaren und das Interesse der Producenten und Händler vereitelte alle diese menschenfreundlichen Bemühungen. Wollt ihr keine Sclaven mehr in Amerika sehen, hieß es, so trinkt keinen Kaffee, braucht keinen Zucker mehr und kleidet euch nicht mehr in Baumwolle! Die Engländer erklärten sich endlich nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Interesse für Abschaffung der Sclaverei. Weil nämlich die Plantagen Amerika's in den Händen der Nordamerikaner, Franzosen, Spanier und Portugiesen waren und höchstens auf Jamaika und einigen kleinen Inseln den Engländern selbst gehörten, England aber dieselben Colonialwaaren aus seinen asiatischen Besitzungen zog, lag es in seinem Interesse, der Concurrenz in Amerika entgegenzuarbeiten und die amerikanischen Plantagen durch die Emancipation der Sclaven ihrer Arbeiter zu berauben, also zu ruiniren. Deshalb alliirte sich nach dem großen Continentalkriege unter Napoleon England plötzlich mit den Humanitätspredigern und brachte wirklich nach und nach die Seemächte dahin, daß sie sich verpflichteten, alle Schiffe, auf denen ferner Sclaven aus Afrika gebracht würden, zu confisciren.

Auf Jamaika brach zwar 1832 ein Aufstand der Negersclaven aus, weil sie sich einbildeten, sie seyen von der Regierung des Mutterlandes schon für frei erklärt und ihre Herren halten sie nur widerrechtlich zurück; allein dieser Aufruhr wurde bald unterdrückt. In den Gebirgen und Wäldern der Insel leben seit langer Zeit entlaufene Sclaven, die s. g. Maronneger, deren Unabhängigkeit die Regierung anerkannt hat und die sich dazu hergaben, alle aus den Plantagen entlaufenen Sclaven wieder auszuliefern. Wie denn die schwarze Race keine Idee von brüderlichem Zusammenhalten hat. Die Pflanzer auf Jamaika empfingen vom Staat 30 Mill. Pfund Sterling Entschädigung, ihr Wohlstand sank aber doch, als die faulen Neger nicht mehr arbeiten wollten.

England überwacht seitdem die Wege, auf denen der Sclavenhandel hauptsächlich getrieben wird. Seine kostspielige Flottille, welche beständig an der Westküste Afrika's kreuzte, um Sclavenschiffe aufzufangen, griff 1851 die Negerstadt Lagos an einer der Nigermündungen an, weil der König derselben, Cocioco, den Sclavenhandel nicht aufgeben wollte. Unbarmherzig wurde das Negervolk zusammengeschossen, als es sich aber innerhalb der Stadt tapfer wehrte, die Stadt in Brand gesteckt. Das sollte der benachbarten Stadt Abrokulo zu Gute kommen, in welcher sich die Reste der von Lagos und Dahomey aus zur Sclaverei gezwungenen oder ausgerotteten Negerstämme unter englischen Schutz geflüchtet hatten.

Wir verlassen nun Afrika, um der schwarzen Race weiter nach Osten nachzugeben. Schon unter Ludwig XV. wurde der Versuch einer französischen Niederlassung auf der Insel Madagaskar gemacht, aber immer wieder vereitelt durch das ungesunde Clima und durch den Widerstand der Eingebornen, zuletzt 1774 unter dem berühmten Grafen Benjowski. *) Auch die 1821 auf der kleinen Insel St. Maria gegründete Niederlassung starb bald wieder aus. Damals unterwarf König Radama Manjaka die übrigen kleinen Fürsten der großen Insel, starb aber frühe 1828, und seine Wittwe Ranavalo behauptete sich auf dem Thron mit Hülfe ihres Geliebten, Rackelly, des Obergenerals. Im Jahre 1829 kam eine französische Flottille unter Capitain Gourbeyre, gründete das Fort Tintinque und schoß die Stadt Tamatawa zusammen, weil die Königin die Ansiedlung Fremder nicht dulden wollte, 11. October 1829, aber auch diese kostspielige Expedition hatte keinen Erfolg, denn nach der Julirevolution gab die fran=

---

*) Ein polnischer Patriot, von den Russen gefangen und nach Sibirien geschleppt, entkam von dort mit unerhörter Kühnheit, indem er sich mit andern Verschworenen eines Schiffs bemächtigte. Da er mit französischer Hülfe Madagaskar nicht behaupten konnte, versuchte er's mit englischer, landete noch einmal 1785, wurde aber gleich im ersten Gefecht von den schwarzen Einwohnern erschlagen.

zösische Regierung das schwer zu behauptende Fort freiwillig wieder auf. Die Königin verbot auf's strengste die Zulassung von Fremden, auch der Missionäre. Alle Christen wurden hingerichtet. Die Standhaftigkeit dieser Martyrer rührte den 17jährigen Sohn der Königin so tief, daß er selber ein Christ wurde, was aber eine nur noch schrecklichere Christenverfolgung nach sich zog, 1849. Doch blieb noch immer eine lose Verbindung zwischen Madagaskar und der Insel Mauritius. Man erfuhr, die Königin sey milder gesinnt worden, England schickte Herrn Ellis ab und dieser wurde von der Königin in ihrer Hauptstadt Antananarivo freundlich empfangen. Allein die Freundschaft währte nicht lange. Im Mai 1845 wurden wieder alle Europäer von der Insel vertrieben. Eine englische Fregatte unter Sir Gomm und zwei französische Schiffe griffen sofort ein Fort der Königin an der Küste an, wurden aber zurückgetrieben. Später hörte man ausschließlich von französischen Umtrieben. Die Franzosen wollten um jeden Preis festen Fuß auf Madagaskar fassen, um eine Position in den indischen Meeren zu haben und die Engländer paralysiren zu können. Sie hatten sich wirklich wieder auf der Westseite Madagaskars in der Bai von Vavatoute angesiedelt, ihr Agent d'Arvoy aber wurde im December 1855 von den Eingebornen ermordet und die Niederlassung ausgeplündert. Dennoch müssen sich wieder Kaufleute und Missionäre eingefunden haben, denn im Nov. 1857 entdeckte die Königin Ranavalo eine Verschwörung, welche angeblich von französischen Missionären angezettelt war, und ließ abermals alle Fremden ermorden oder vertreiben und 2000 Eingeborne, welche sich schon zur katholischen Kirche bekannten, hinrichten.

Verfolgen wir die schwarze Race weiter über Afrika hinaus, so stoßen wir auf den meisten großen und kleinen Inseln Australiens auf die pechschwarzen und krausköpfigen Nigritier, als die Ureinwohner, denen jedoch in der Nähe Asiens die edlere Race der Malaien übergeordnet erscheint.

Der Welttheil Australien oder Oceanien hat zum Mittelpunct die große Insel Neuholland, welche seit 1606 von den Holländern entdeckt, erst 1788 durch Verbrecher, die man aus England dahin ausführte, colonisirt wurde. Vorher war das weite Land nur von wenig zerstreuten Schwarzen bewohnt gewesen, die noch tiefer stehend als die dummsten Neger Afrika's, ohne Religion und Staat dahinlebten, die häßlichsten Menschen der Erde, schwarz, mit thierischem Maul, dicken Bäuchen, dünnen Beinen ꝛc. Diesen Karikaturen der Barbarei gesellten sich nun die Auswürflinge der Cultur, der Abschaum Englands zu.

Die Engländer nannten das Land Neu-Süd-Wales und gründeten die Stadt Sidney am östlichen Ufer; diese Colonie kam aber gleich anfangs dem Hungertode nahe, da die Verbrecher den Boden noch nicht angebaut hatten. Nachher aber bemächtigten sich die Offiziere und Soldaten, welche die Verbrecher überwachen sollten, der Regierungsgewalt, machten allen Waarenverkauf, zumal den der geistigen Getränke, zu ihrem Monopol und übten die ärgste Unzucht. Erst 1809 empfing der neue Gouverneur Macquarie Mittel, um die Colonie in Wohlstand zu versetzen. Damals schon waren die Nebenstädte Paramatta und Bathurst entstanden. Da man die langgestreckten Waiden des Landes nicht blos für die Rindvieh-, sondern auch insbesondere für die Schafzucht zuträglich fand und die Mischung lang- und dickwolliger Schafe hier eine ganz vorzügliche Wolle erzeugte, so ließen sich seit 1821 auch in immer wachsender Zahl freie Ansiedler aus Europa in Neuholland nieder. Im Jahr 1829 wurde im Westen die Colonie am Schwanflusse (merkwürdig durch seine schwarzen Schwäne), 1836 Adelaide und 1839 Melbourne in Süd-, 1838 Victoria in Nord-Australien gegründet. Alle am Ufer oder in der Nähe desselben. Im Innern des Welttheils fand man außer einem Gebirge, dessen höchster Gipfel Mount Hotham nur 7500 Fuß hoch ist, eine ebene wasserleere Wüste, wahrscheinlich ehemaliger Meeresboden, unterbrochen von einigen grünen, von

blätterlosen Casuarinen umbuschten und von Känguruh's durchhüpften Oasen.

Im Jahr 1851 fand der Colonist Hargreves in der Nähe von Victoria einen Goldklumpen und bald wurden derselben in den Victoria-diggings in solcher Menge entdeckt, daß alles dahin lief, um nach Gold zu graben, wie in Californien. Städte und Dörfer entleerten sich, die Hirten ließen Rinder und Schafe im Stich, die Matrosen liefen von den Schiffen. Bald kamen lange Züge aus Europa und selbst aus China nach, so daß man in der Provinz Victoria jetzt schon 50,000 Chinesen zählt. Das Gouvernement ließ sich das Recht, nach Gold zu graben, abkaufen, die fremden Gräber wollten 1855 diese „Licenz" nicht mehr bezahlen und empörten sich zu Bellarat, widersetzten sich auch dem Militair (am 5. Dec.) und verloren 21 Todte, mußten sich aber dann unterwerfen. Man bemerkte, daß der nordamerikanische Consul den Insurgentenführern ein Gastmahl gab. Auch wurde mit einer Unabhängigkeitserklärung gedroht, allein die Colonie kann sich aus eigenen Mitteln noch nicht halten, sie bedarf Englands noch. Erst wenn sie selbständig genug geworden ist, wird auch sie unfehlbar, gleich den Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich losreißen. Denn alles in New-Süd-Wales neigt dem Yankeethum zu, die fabelhaft freche Presse, der Speculationsgeist, selbst das Sectenwesen, denn Methodisten und Baptisten tummeln sich dort nach Herzenslust. Die Goldgräberei ist noch in vollem Gange und zieht immer mehr Colonisten herbei. Bis zum Jahre 1857 hatte man schon an 2 Mill. Unzen Gold gewonnen zum Werth von 8 Mill. Pfund Sterling. Der schwerste Goldklumpen, den man fand, wog 2217 Unzen. Die Städte hier vergrößern sich eben so rasch, wie in Nordamerika. Das kaum entstandene Adelaide zählt schon 10 Kirchen und ein Theater. Noch größer ist Melbourne. Auch viele Deutsche haben sich dort niedergelassen. Im Jahr 1860 wurden neue reiche Goldlager am Snowy River und Tumut entdeckt.

Oestlich von Neuholland liegt die kleine Insel Norfolk, wohin

England seine schwersten Verbrecher bringen läßt, eine schauerliche Einsamkeit im Weltmeer.*)

Noch weiter entfernt in südöstlicher Richtung von Neuholland erstreckt sich die große Doppelinsel Neuseeland, voll hoher schöner Gebirge und fruchtbarer Thäler, bewohnt von den Maoris, einem Malaienstamm, der sich am nackten Leibe mit vielen bunten Zeichen tätowirt, kunstreiche Geräthe und Waffen verfertigt, und voll Energie und Tapferkeit ist, aber unter verschiedenen Häuptlingen stets uneinig sich unter einander bekämpft und jeden Feind, der in seine Hände fällt, auffrißt. Schon viele Schiffsmannschaften, die an der unwirthbaren Küste Neuseelands gestrandet, oder verrätherisch überfallen worden waren, haben dies Schicksal getheilt und die Insel war wegen ihrer cannibalischen Bevölkerung längst verrufen. Erst 1814 gelang es dem englischen Missionär Keedall, sich das Vertrauen des Häuptlings Schangi zu erwerben und auf der Insel zu bleiben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er sich, um der Bekehrung Bahn zu brechen, schlechter Mittel bedient habe. Er verschaffte nämlich dem Häuptling Schießwaffen, mittelst deren er seinen Nebenbuhlern überlegen wurde und ganze Stämme ausrottete, um die Alleinherrschaft zu erobern. Zwar fiel Schangi 1828 im Kampf gegen die zur Verzweiflung gebrachten Eingeborenen; aber auch die Sieger ließen sich von den Missionären Schießwaffen geben und verkauften ihnen dafür Land zu Ansiedlungen. Einzelne Missionäre erwarben sich 40—50,000 Acker Landes und trieben Handel damit an einwandernde Europäer. Missionär Oakes gewann dadurch in wenig Jahren 100,000 Guineen. Weil aber die Einwanderer selbst von den Missionären übervortheilt wurden, bildete sich eine eigene Neuseelands-Association in England und trat den Missionären ent-

*) So unerträglich, daß die Verbrecher häufig unter sich selbst einen Mord begehen, nur um nach Sidney als Thäter zur Hinrichtung, oder als Zeugen zum Verhör gebracht zu werden, nur um nicht mehr die Luft von Norfolk zu athmen.

gegen. Beide Parteien überhäuften sich mit Vorwürfen. Die Missionäre klagten, die neuen Einwanderer verdürben die Sitten der neubekehrten Ureinwohner. Endlich mußten sich Regierung und Parlament darein legen, die Insel 1840 förmlich in Besitz nehmen und eine eigene Verwaltung einsetzen. Cap. William Hobson schloß am 5. Febr. mit allen Häuptlingen der Insel den Abtretungsvertrag und nahm am 21. Mai feierlich Besitz. Es kostete indeß noch Mühe, die Wilden zu beruhigen. Im Jahr 1846 mußte Gouverneur Grey noch zwei empörte Häuptlinge, Kawiti und Hecki, unterwerfen. Man hörte nun bittere Klagen über die Unfähigkeit und Willkür der Gouverneure und über die Wuth, mit welcher sich die Staatskirchler und die Methodisten hier bekämpfen. Nach neuern Nachrichten sind von der früher viel zahlreichern Bevölkerung der Eingebornen noch 120,000 übrig, denen jedoch nur ein Zehntel des Bodens vorbehalten ist, während die auf beiden Inseln angesiedelten Engländer neun Zehntel ansprechen. Wegen Uebervortheilung und Mißhandlung durch die weißen Einwanderer haben sich die Maoris noch in neuester Zeit unter ihrem Häuptling Wirimu empört, der 1860 die von den Weißen abgeschickten Landesvermesser verächtlich durch alte Weiber verjagen ließ.

Unter den im stillen Ocean zerstreuten Inselgruppen sind die Gesellschafts- und die Sandwichsinseln die wichtigsten als Stationen auf dem weiten Wege zwischen Asien und Amerika und wegen ihrer Bevölkerungen. Die größte der Gesellschaftsinseln, Otaheiti (oder Tahiti), wurde zuerst 1769 von dem englischen Cap. Cook besucht. Cook fand hier eine edle malaische Race von kindlicher Naivetät, und da die Bekanntschaft mit ihnen in eine Zeit fiel, in welcher in Europa alles für die Rousseau'schen Ideale schwärmte, so wurde auch das paradiesische Leben der noch unverdorbenen Menschheit auf Otaheiti ein Lieblingsthema europäischer Enthusiasten und Dichter. Inzwischen hatten diese Naturkinder doch auch manche Unarten und pflegten einen groben, zum Theil grausamen Götzendienst. Deshalb sorgte man alsbald für Missionäre.

Aber die Scholastik der englischen Staatskirche paßte so wenig wie die europäische Civilisation und Arbeit zu dem fröhlichen Leichtsinne der nackten, unter Palmen und Brodfruchtbäumen an einen seligen Müßiggang gewohnten Naturkinder. Daher die Bekehrung keine freiwillige war, sondern mit Strömen von Blut erzwungen werden mußte, unter König Pomare II., der obgleich ein Christ, doch als Wütherich und Schwelger bis 1821 herrschte. Für seinen kleinen Sohn regierte der Missionär Nott (früher Maurergeselle), und als das Kind starb, für dessen Mutter, die Königin Pomare, eine Riesin von Körper und gutwillig, aber bloße Puppe der Missionäre. Diese letztern rotteten alle Heiden und Rückfällige unter den Eingebornen mit Feuer und Schwert aus. Bei Todesstrafe mußten sie die Kirche besuchen und man prügelte sie zum Gebet. Als es zwei katholische Missionäre, Caret und Laval, wagten, sich auf Otaheiti niederzulassen und bei dem Volke Beifall fanden, vertrieb sie Pritchard, der allmächtige Missionär und Regent der Insel. Weil sie aber französische Bürger waren und Ludwig Philipp damals gern mit seinem Ansehen prahlte, schickte er eine Flottille unter Dupetit-Thouars und ertrotzte Gleichstellung der Franzosen mit allen andern Nationen auf Tahiti, 1838. Kaum aber war er fort, so brach Pritchard den Vertrag und die französische Flottille mußte 1841 noch einmal kommen. Pritchard floh mit der Königin und erregte einen Aufstand gegen die Franzosen, den diese jedoch bald niederschlugen. Pritchard wurde nun von der Insel fortgejagt und die Franzosen blieben Meister. Aber auch nicht zum Heile der armen Eingebornen, denn an die Stelle des puritanischen Rigorismus trat jetzt eine colossale Liederlichkeit. Wie gern auch die Otaheitier jene los wurden, so war ihnen doch die Brutalität, mit der französische Soldaten und Matrosen ihnen die Weiber und Mädchen wegnahmen, zu viel und es kam deshalb zu blutigen Gefechten. Dupetit-Thouars hatte förmlich im Namen Frankreichs von den sämmtlichen Gesellschaftsinseln Besitz genommen. Dagegen protestirte nun England und Ludwig Philipp beeilte sich, seinen Ab-

miral zu desavouiren, indem er erklärte, derselbe habe gegen die Instruction gehandelt, Frankreich übernehme nur ein Protectorat über die Inseln, lasse aber der Königin Pomare ihre Souverainetät, in dem gleichen Verhältniß, in welchem England zu den Sandwichsinseln stand. Pritchard bekam außerdem noch von Frankreich eine Entschädigung. England war damit zufrieden und der Zorn der Opposition in der Kammer zu Paris verhallte.

Außer den Franzosen, die auf Otaheiti blieben, befanden sich andere schon seit 1842 auf den Marquesas-Inseln, welche Dupetit-Thouars in Besitz genommen hatte; desgleichen in Neucaledonien, nördlich von Neuseeland. Die Franzosen, obgleich minder mächtig zur See, als England, wollten doch immer dabei seyn. Uebrigens bringen sie überall ihre Sitten mit und die Malaien unter ihrer Herrschaft werden zu ihren Affen. *)

Die Sandwichsinseln, weiter nördlich im stillen Ocean, bilden die Mittelstation zwischen den Vereinigten Staaten und China. Aus der größten Insel Owaihi ragt der hohe Vulcan Munaroa hervor. Als die Inseln 1778 von Cook besucht wurden, zählten sie 400,000 Malaien, denen von Otaheiti ähnlich, aber noch kriegerischer und wilder; als er im folgenden Jahre wieder zu ihnen kam, erschlugen sie ihn. Ihr König, Tamramra I., der bis 1809

*) Das Journal des Debats bringt ein Schreiben vom 26. October 1843 aus der Bai Tajo-Hae im Archipel der Marquesas-Inseln. „Wer auf den Flügeln der Einbildungskraft auf diese Inseln gekommen wäre, forschend nach den naiven Insulanern des Weltumseglers Cook der würde sich hart getäuscht sehen. Ihm würden Wilde begegnen, die besser französisch sprechen, als die Bauern im Morbihan, die europäisch gekleidet sind und ihre Cigarre rauchen; er würde mit arglosen Atalas zusammentreffen, die ihr Glas Cognac so unbefangen trinken, wie irgend eine der Löwinnen des Tages; sie würden in Thalgründen und an Wasserfällen die Refrains unserer beliebtesten Volkslieder hören und in den Bambushütten Menschenfresser erblicken, die sich die Zeit mit Kartenspielen vertreiben. Und überall heißt es: Kein Geld, keine Cocusnüsse! kein Geld, keine Bananen (pas moni, pas cocos, pas moni, pas bananes).

regierte, befreundete sich die Engländer, die sich bei ihm mit Proviant und Wasser versorgten und von denen er nicht blos Schießwaffen, sondern auch Missionäre, Handwerker und andere Boten der Civilisation empfing. Sein Nachfolger Tamramra II. wurde Christ und besuchte London, starb aber daselbst, worauf ihm sein noch sehr junger Sohn Tamramra III. (man findet diese Könige auch Kamrhamrha geschrieben) folgte, für den die englischen Missionäre regierten. Auch hier, wie auf Otaheiti, wurde der finstere Puritanismus Altenglands einem fröhlichen Naturvolk aufgedrungen, welches keinen Sinn dafür hatte, daher seine alte heidnische Sinnlichkeit hinter kirchlicher Heuchelei versteckte. Katholische Missionäre fanden, hier wie überall bei einfachen Urvölkern, willigeres Gehör. Als die ersten französischen Missionäre hier landeten und großen Anhang fanden, setzten die Engländer durch, daß sie vertrieben wurden, 1839. Allein eine französische Fregatte unter Cap. Leplace erklärte das für eine Beleidigung und erzwang nicht nur deren Rückkehr auf die Insel, sondern auch eine Caution, daß ihnen ferner nichts zu Leide geschehen werde. Um die Franzosen zu strafen und ihnen bei einem etwaigen Besetzungsversuch zuvorzukommen, benutzte England einen Streit und eine Entschädigungsforderung, um durch Cap. Paulett den König der Sandwichsinseln zur Unterwerfung unter England zu zwingen, 1843. Allein diese Unterwerfung war nicht als Unterthänigkeitsverband zu verstehen, denn das würden die Vereinigten Staaten nicht geduldet haben. Weil die nordamerikanischen Schiffe auf ihrem Wege nach China immer auf den Sandwichsinseln anhielten, ließen sich auf diesen letzteren nach und nach auch viele amerikanische Bürger nieder, gesellten sich auch amerikanische Missionäre zu den englischen und französischen und wurde nach und nach ein solches Uebergewicht der Yankees fühlbar, daß nicht nur der Amerikaner Allen Finanzminister wurde und dem König der Sandwichsinseln ein förmliches Parlament zur Seite trat, sondern daß der König sich auch schon gezwungen sah, den Congreß in Washington zu ersuchen, er möge die Inseln als Staat

unter die Vereinigten Staaten aufnehmen, 1854. Allein auch daraus wurde nichts, so wenig, wie aus dem englischen Besitzrecht. Die Interessen Englands, der V. Staaten und Frankreichs hielten sich die Waage. Alle diese Seemächte bedurften des Hafens von Owaihi für ihren ozeanischen Handel. Alle vereinigten sich daher, die Sandwichsinseln zu neutralisiren und Tamramra III. proklamirte 1855 die ewige Neutralität seiner Inseln.

Auf den zu Spanien gehörigen Philippinischen Inseln brach 1841 ein Aufruhr der malaischen Einwohner aus, die eine schwärmerische Secte unter dem Namen der Josephsbrüder gebildet hatten, und einen ihrer Landsleute, Namens Apolinario, als Heiligen verehrten, daher sich den Geboten der Kirche wie des Staats nicht mehr unterwerfen wollten, als man ihr größtes Heiligthum, ein St. Josephsbild, verbrannt hatte.

Sonst hat sich von irgend welthistorischer Bedeutung in Oceanien nichts ereignet. Sehr interessant aber ist die Entdeckung, welche der englische Cap. Roß (der auch die Nordpolargegenden erforschte) am Südpol machte. Indem er nämlich bis zu diesem vorzudringen suchte, es aber des ewigen Eises wegen nicht vermochte, entdeckte er 1841 im 70. Grad südlicher Breite und 172. östlicher Länge ein ausgedehntes Festland, welches er zu Ehren seiner Königin das Victorialand nannte, mit einem 12,400 Fuß hohen Vulcan und einem erloschenen Krater nicht weit davon. Beide nannte er nach seinen zwei Schiffen, den ersten Erebus, den zweiten Terror.

Achtes Buch.

Das germanische Amerika.

Während Europa sich in den Revolutionskriegen zerfleischte, genoß die junge Republik der Anglo-Amerikaner eine lange und gedeihliche Ruhe, die ihr eine um so raschere Entwicklung gewährte, als ihr durch die Auswanderungen aus dem tieferschütterten Europa immer neue Kräfte zuwuchsen. Diese Auswanderungen gingen zum Verdruß der Engländer an dem noch dem englischen Mutterlande treugebliebenen Canada im Norden immer vorbei und suchten die Freiheit in den vom Mutterlande losgerissenen Vereinigten Staaten auf, so daß die letztern, welche 1789 erst 3 Mill. Einwohner gezählt hatten, 1810 deren schon 7 zählten. Die unirten Staaten sandten ihre Deputirten in die beiden Häuser des Congresses zu Washington und wählten je auf vier Jahre einen Präsidenten, der die Regierung unter Controle des Congresses leitete. In den Städten an der Ostküste blühte der Seehandel immer lebhafter auf, in den nördlichen Provinzen fand eine zahl-

reiche weiße Bevölkerung Boden, Arbeit und Freiheit, in den südlichen herrschten wenige Weiße über viele schwarze Sclaven und ließen durch dieselben in Plantagen die werthvollsten Colonialwaaren in immer größeren Mengen bauen. Im Westen gründeten die s. g. Hinterwäldler, kühne Auswanderer, immer neue Niederlassungen, rodeten die Wälder aus und bauten das fruchtbare Land mit Getreide an, oder trieben Jagd und führten Krieg mit den Indianern, welche noch das unermeßliche Gebiet der Prairien (begrasten Steppen) im Westen nomadisch durchirrten.

Die Union lebte im Frieden, außer daß einigemal größere Truppenmassen gegen die Indianer aufgeboten werden mußten. Erst 1814 kam sie auch wieder in Conflict mit England, welches seinen alten Groll gegen die abgefallene Colonie noch immer nicht vergessen hatte und gern einen Anlaß ergriff, Krieg anzufangen. Amerikanische Handelsschiffe waren während der Kriege Englands gegen Napoleon von den Engländern durchsucht und confiscirt, freie Nordamerikaner zu Matrosen gepreßt worden. Das ließ sich die Union nicht gefallen und es begann ein blutiger Krieg, der aber schon 1815 endete, indem die Engländer, obgleich sie Washington in Brand steckten, bei New-Orleans eine schreckliche Niederlage erlitten und die Seemächte die Versöhnung vermittelten.

In den folgenden Friedensjahren unter dem Präsidenten Monroe erweiterte sich das Gebiet der V. Staaten durch das Zurückweichen vieler Indianerstämme, welche ihre Sitze in der Nähe der Weißen sich abkaufen ließen und nach Westen zogen, und durch Civilisirung derer, welche sich der Regierung unterwarfen. Ferner durch fortgesetzte Einwanderungen aus Europa und Gründung der neuen Staaten: Indiana (1816), Mississippi (1817), (Illinois 1818), Florida, durch Kauf von Spanien erworben (1819), Maine (1820), Missouri (1822), Alabama (1826). Im Jahre 1820 zählten die V. Staaten schon 9,600,000 Seelen.

Mitten im Frieden und Gedeihen traten aber damals zuerst die Gegensätze innerhalb der Union schärfer hervor. Die alte

föderalistische oder aristokratische Partei hatte hauptsächlich ihre Stärke im Süden, wo der große Güter- und Sclavenbesitz heimisch ist, die unionistische und demokratische Partei dagegen im Norden, wo es nur kleinere Besitzer, aber in desto größerer Zahl, und keine Sclaven gab. Der eingewanderte Bürger und Bauer, der sich redlich von seiner Hände Arbeit nährte, stolz auf seine Freiheit war und eine religiöse Achtung vor der Freiheit überhaupt hegte, die vom Christenthum wie von der Menschenwürde unzertrennlich sey, haßte die Sclaverei grundsätzlich, verbot sie in einigen nördlichen Staaten ausdrücklich und bildete Antisclaverei-Gesellschaften. Schon 1823 wurden eine Menge schwarzer Sclaven in den V. Staaten losgekauft und nach Afrika zurückgeschickt, um in der Colonie Liberia als freie Republikaner zu leben. Aber nicht blos in der Sclavenfrage allein begann die Demokratie des Nordens der Aristokratie des Südens schroff entgegenzutreten. Quincy Adams, Präsident von 1825, regierte auffallend aristokratisch, weshalb ihm 1829 der demokratische General Jackson zum Nachfolger gesetzt wurde. Nun stritten Süden und Norden immer heftiger. Der Norden verlangte Abschaffung der Sclaverei und hohe Schutzzölle zum Vortheil der nur in den nördlichen Provinzen gepflegten Industrie, der Süden aber protestirte dagegen und verschaffte sich durch die Nationalbank das Monopol im Geldverkehr, weshalb Jackson die Bank aufhob. Dies führte eine erste, bald vorübergehende Handelscrisis herbei.

Ein neuer Indianerkrieg 1832 wurde durch gütlichen Vertrag beendigt und viele Wilde verkauften wieder ihren Grund und Boden und zogen weiter westwärts.*) Andere wurden arglistig

*) Ein alter Krieger, Spekled Snake (bunte Schlange), dessen Haupt die Kälte von hundert Wintern mit Schnee bedeckt hatte, hielt, gestützt auf die Schultern zweier Jünglinge, folgende Rede: „Brüder! Wir haben gehört, was unser großer Vater sagt; er ist sehr gut; er sagt, er liebe seine rothen Kinder. Brüder! Ich habe unsern großen Vater schon oft sprechen hören. Als er zuerst über das große Wasser herkam, war er nur ein kleiner

trunken gemacht und dann verleitet, ähnliche Verträge zu unterzeichnen. Die Seminolen in Florida beschwerten sich, ein falscher Vertrag sey ihnen untergeschoben. *) Jackson schickte den brutalen General Thomson gegen sie, der ihren Häuptling Osceola bei

---

Mann, und trug einen rothen Rock. Unsere Häuptlinge rauchten mit ihm die Friedenspfeife. Er war sehr klein. In seinem großen Boote sitzend, waren seine Beine zusammengezogen, und er bat um etwas Land, um sein Feuer anzuzünden. Er sagte, er käme über das große Wasser her, um die Indianer neue Dinge zu lehren und sie glücklich zu machen. Er sagte, er liebe seine rothen Brüder; er war sehr gut. Die Muscogens gaben dem weißen Mann Land, und machten ihm Feuer an, damit er sich wärmen könne; und als seine Feinde, die blassen Gesichter vom Süden, ihn mit Krieg heimsuchten, da zogen die jungen Leute ihren Tomahawk, und schützten sein Haupt vor dem Scalpier-Messer. Als der weiße Mann sich aber bei dem Feuer der Indianer erwärmt, und ihre Nahrungsmittel zu sich genommen hatte, ward er sehr groß. Mit einem Schritt überstieg er die Berge, und sein Fuß bedeckte die Ebenen und die Thäler. Seine Hände ergriffen die im Osten und Westen liegenden Seen, und sein Haupt berührte den Mond. Da wurde er unser großer Vater. Er liebte seine rothen Kinder, und sagte: ‚Geht etwas weiter, oder ich trete euch.‘ Mit einem Fuße stieß er die rothen Leute über den Ocean hinaus, und mit dem anderen trat er die Gräber ihrer Väter und die Wälder nieder, wo er so lange Zeit ihr Wild gejagt hatte. Aber immer noch liebte unser großer Vater seine rothen Kinder, und bald sprach er wieder zu ihnen: ‚Gehet etwas weiter, ihr seyd mir zu nahe.‘ Es waren aber schon damals, wie jetzt, einige schlechte Leute unter den Muscogens. Sie schmachteten um die Gräber ihrer Vorfahren herum, bis sie erschöpft dem schweren Tritt unseres großen Vaters nahten; ihre Zähren drangen in seinen Fuß, und er ward böse. Dennoch fuhr er fort, seine rothen Kinder zu lieben, und da er fand, daß sie sich zu langsam bewegten, schickte er seine großen Kanonen vor sich her, um seinen Weg frei zu machen. Brüder! Ich habe unseren großen Vater sprechen gehört; er endigte aber immer mit den Worten: ‚Gehet etwas weiter, ihr seyd mir zu nahe.‘“

*) Ein Yankee kaufte einem Indianer in Florida Thierfelle ab, trat aber hierbei auf die Wagschale, die das Gewicht trug, so daß die andre, welche die Felle trug, nicht sank. Geduldig legte der Wilde immer mehr Felle zu, bis er den Betrug merkte. Da ergriff er seine Streitart und schlug dem Yankee den Fuß ab. Nun sank die Schale mit den Fellen.

einer friedlichen Besprechung treulos gefangen nahm, dafür aber bei einem Gastmahl mit allen seinen Gefährten überfallen und erschossen wurde. Nach langem Kampf gelang es erst dem General Jesup, Osceola nochmals auf treulose Weise gefangen zu nehmen. Der Unglückliche wurde im Kerker ermordet, 1837. Auch die empörten Creeks wurden damals von General Scott unterworfen und 1839 ein Vertrag abgeschlossen, in Folge dessen zahlreiche Indianer ihr bisheriges Land den Yankee's verkauften und nach Westen wanderten, auch solche, die schon zum Christenthum bekehrt und einigermaßen civilisirt waren.

Mittlerweile folgten aus Europa immer neue zahlreiche Einwanderungen, weil die Bevölkerungen, namentlich in Irland und Deutschland, mit ihren Regierungen unzufrieden waren und Noth litten. So war die Einwohnerzahl der V. Staaten im Jahre 1840 bereits bis auf 17 Millionen angewachsen. Als neue Staaten traten in die Union Wisconsin 1835, Arkansas und Michigan 1836. Im nächsten Jahre 1837 wurde van Buren Präsident und folgte der Politik Jacksons. Als der nächste Präsident Harrison frühe starb, trat 1841 der Vicepräsident Tyler für ihn ein.

Um diese Zeit wurde die Sclavenfrage immer wichtiger. England verlangte allgemeine Abschaffung der Sclaverei und Tyler ließ durch den einsichtsvollen Staatssecretair Webster mit England 1842 einen Vertrag abschließen, in Folge dessen er den Sclavenhandel untersagte und insofern auf die philanthropische Idee der Engländer einging, ohne daß die in den Einzelstaaten der Union einmal bestehende Sclaverei alterirt worden wäre. Indessen konnte er nicht umhin, England darauf aufmerksam zu machen, daß der Sclavenhandel zwischen Afrika und Amerika großentheils durch Engländer selbst „unter amerikanischer Flagge" getrieben werde.

Im Jahre 1845 wurde Polk Präsident. Damals fanden es die V. Staaten für nöthig, sich des Rechts auf das ganze weite Westgebiet Nordamerika's bis zum stillen Ocean zu versichern. Dieses s. g. Oregon-Gebiet war bisher von Euro-

päern unbewohnt und der Besitz desselben zwischen den V. Staaten und England unentschieden gewesen. Von welchem Belang es nun auch war, für künftige Colonisten sich im Voraus einen Rechtstitel auf jene ausgedehnten Landstrecken zu erwerben, so war doch damals die Colonisation noch viel zu wenig vorgeschritten, als daß es einer raschen Entscheidung der Frage bedurft hätte, aber die Sclavenfrage wirkte ein. Die Colonisirung des Westens konnte nur den nördlichen, sclavenlosen Staaten, den Demokraten und kleinen Besitzern, zu Gute kommen; durch die Erwerbung des Oregongebiets drohte daher der Norden der Union ein geographisches und numerisches Uebergewicht zu erlangen, dem der Süden bald nicht mehr gewachsen seyn würde. Daher das eifrige Streben des Südens, sich in dem Maaße südwärts auszudehnen, wie der Norden westwärts. Daher die Unterwühlung und Bearbeitung der großen mexikanischen Grenzprovinz Texas im Südwesten von Louisiana, um sie der Union einzuverleiben und dadurch die Stimmenzahl der Sclavenstaaten zu vermehren. Die Oregonfrage wurde zu Gunsten der V. Staaten entschieden, da die Engländer sich hüteten, mit den V. Staaten in Krieg zu gerathen, und ihnen freiwillig alles Gebiet südlich von Neu-Georgien und den Columbiafluß am stillen Ocean überließen. Die Texasfrage endete eben so entschieden günstig für die V. Staaten. In Texas hatten sich unter der dünnen spanischen Bevölkerung schon viele Yankees niedergelassen, welche 1836 ohne Umstände die mexikanischen Behörden vertrieben, Texas als Freistaat proclamirten und Anschluß an die V. Staaten forderten. Santa Anna wollte sie bezwingen, wurde aber bei Jacinto von den Texanern unter General Houston geschlagen und gefangen. Spätere Versuche, Texas Mexiko zu unterwerfen, mißlangen ebenso, und am 28. Februar 1845 ging die Bill, welche Texas den V. Staaten einverleibte, durch den Senat in Washington. England gab sich alle Mühe, die Vereinigung zu hintertreiben, und suchte durch seine Einsprache durchzusetzen, daß Texas zwar von Mexiko unabhängig, aber keine

Provinz der V. Staaten würde. Mexiko selbst, im Gefühle seiner Schwäche, ging auf diesen Plan ein. Auch der Präsident der Provinzialregierung von Texas, Jones (schon ein englischer und kein spanischer Name) war für den Plan der Unabhängigkeit, er wurde aber überstimmt und schon am 19. Juni erklärte der Congreß von Texas, statt der Unabhängigkeit nachzutrachten, beim Anschluß an die V. Staaten bleiben zu wollen. Mexiko protestirte unter heftigen Drohungen, aber am 29. December besiegelte Polk die Einverleibung von Texas in die Union, nachdem der Congreß von Washington sie in beiden Häusern angenommen hatte.

Andererseits hörte man die kläglichsten Nachrichten aus Texas von Seiten der deutschen und französischen Auswanderer, die sich daselbst niedergelassen hatten. Das „Paradies von Nordamerika" wurde ihnen zur Hölle. Eine vom Prinzen von Solms geleitete deutsche Auswanderung, wie auch eine elsäßische, erlitten beide unsäglich durch Terrainschwierigkeiten, ungesundes Clima und durch die Wilden, die von Mexiko gegen sie aufgehetzt wurden.

Ehe noch der große Krieg mit Mexiko begann, geschahen wichtige Dinge in Californien. Diese nördlichste Provinz Mexiko's am stillen Ocean grenzte an das von den V. Staaten in Anspuch genommene Oregongebiet, und hier, wie in Texas, hatten sich bereits unternehmende Angloamerikaner niedergelassen. Allein die hier, wenn auch nur in geringer Zahl, seit lange angesiedelten Spanier sahen die kecken Fremdlinge nur ungern bei sich einziehen und drohten ihnen mit Ermordung und Niederbrennung ihrer Wohnungen. Da erschien im Mai 1846 der nordamerikanische Capitain Fremont, der im Namen seiner Regierung den passendsten Landweg von der Ost- zur Westküste der V. Staaten aufsuchen sollte, mit einem bewaffneten Gefolge und wurde von seinen bedrängten Landsleuten im Thal des Sacramento River um Hülfe angerufen. Er aber organisirte sie militairisch und jagte den mexikanischen General Castro in die Flucht. Unterdeß war der Krieg zwischen den V. Staaten und

Mexiko ausgebrochen und wurde ein amerikanisches Corps unter Stockton nach Californien geschickt, welches von den Vorgängen daselbst noch gar nichts wußte. Gewissermaßen ärgerlich, daß Californien schon erobert war, annexirte es die Regierung den V. Staaten, stellte aber den kühnen Fremont, weil er eigenmächtig gehandelt hatte, vor ein Kriegsgericht und entließ ihn aus dem Dienste.

Der Krieg gegen Mexiko begann im Frühjahr 1846. Von Seiten der V. Staaten wurde General Taylor mit einer schnell zusammengerafften Armee, bei der sich besonders viele Deutsche einfanden, an die Grenze geschickt. Die Mexikaner schickten gleichfalls ein Heer unter General Paredes, der am 23. April den Krieg erklärte. Beide Heere lagen sich bei Matamores an der Mündung des Rio Grande gegenüber. Am 2. Mai ging ein spanisches Corps unter Arista über den Fluß und griff Taylor an, wurde aber alsbald, insbesondere durch die Tapferkeit des Reiteroffiziers May, der den spanischen General de Vega mit eigener Hand gefangen nahm, zurückgeschlagen. Hierauf nahm Taylor Matamores ein und rückte allmählig bis Monterey vor, indem er den Ausgang einer innern Revolution in Mexiko abwartete. Sein Heer fühlte sich dem spanischen überlegen und war guter Dinge, obgleich es viel an Strapazen in dem unwegsamen Lande litt. Auch fehlte es nicht an Ausschweifungen, weshalb Taylor den Gebrauch der geistigen Getränke im Lager aufs strengste verbot und alles unnütze Volk fortjagte.

Im Hafen von Veracruz war mittlerweile, obgleich derselbe von einer amerikanischen Flottille blokirt war, der früher aus Mexiko verbannte General Santa Anna angekommen und, nicht ohne geheime Zustimmung der Amerikaner, in Veracruz zum Präsidenten der Republik ausgerufen worden, während Paredes von seinen eigenen Leuten gefangen wurde, am 5. August. Eine solche innere Zerrüttung in Mexiko konnte den Amerikanern nur erwünscht seyn. Indessen glaubte Santa Anna seinerseits, die Amerikaner überlistet zu haben, indem sie ihn durch-

ließen, und hoffte auf Sieg. Allein sein Untergeneral Ampudia wurde vom 19. Sept. an in einem blutigen Kampfe bei Monterey von Taylor geschlagen und sah sich am 24. gezwungen zu capituliren. — Unterdeß hatte Oberst Kearney die an Texas grenzende Provinz Neumexiko erobert und am 19. August den V. Staaten einverleibt.

Im Winter ruhten die Waffen. Taylors Armee wurde geschwächt, indem er einen Theil seiner Truppen dem älteren und ihm vorgesetzten General Scott abgeben mußte, welcher mit 12,000 Mann das Fort von Veracruz, San Juan d'Ulloa, belagerte und am 29. März 1847 eroberte, nachdem es fast ganz zusammengeschossen war und fast 1000 Einwohner umgekommen waren. Inzwischen fiel Santa Anna über den geschwächten Taylor bei Buen Vista her, wurde aber am 22. und 23. Febr. von ihm zurückgeschlagen, und wandte sich plötzlich gegen Scott, der von Veracruz her nach der Hauptstadt Mexiko selbst vorrückte, wurde aber auch von diesem bei Sierra Gordo am 18. April auf's Haupt geschlagen. Hierauf rastete Scott den heißen Sommer über und rückte erst am 17. August bis vor Mexiko. Hier lieferte ihm bei Churubusco Santa Anna noch eine letzte verzweifelte Schlacht am 20. ohne Erfolg. Die nur 9000 Mann starke Armee Scotts verlor zwar 1800 Mann, blieb aber Sieger. Den größten Antheil an diesem Siege hatte General Worth. Santa Anna bot einen Waffenstillstand an, brach ihn aber nachher selbst, indem er die eingeleiteten Friedensunterhandlungen nur benützte, um sich durch 6000 Mann unter General Valencia zu verstärken und die Hauptstadt möglichst in Vertheidigungsstand zu setzen. Scott griff nun wieder an und erstürmte Mexiko nach einem dreitägigen sehr blutigen Kampfe, 12.—14. Sept. Santa Anna entkam mit schweren Wunden, General Bravo fiel. Die Mexikaner verloren 3000 Mann, darunter 1000 Einwohner, die den Soldaten auf's tapferste ihre Stadt vertheidigen halfen und zu diesem Zwecke viele Barrikaden aufgeworfen hatten. Allein die bessere Tactik und Disciplin der nördlichen germanischen Race siegte hier

über die blinde Wuth der südlichen romanischen und Mischlingsrace. Scott schätzte seinen Verlust auf 1000 Mann.

Die Mexikaner hielten sofort einen Congreß zu Queretaro ab unter dem neugewählten Präsidenten Anaya, welcher jeden weiteren Widerstand aufgab und mit dem amerikanischen Bevollmächtigten Trist Frieden schloß. Mexiko trat die Provinzen Texas, Neu-Mexiko und Californien für immer an die Vereinigten Staaten ab und zahlte ihnen 15 Mill. Dollars Kriegskosten. Man war in Nordamerika auch im Ganzen damit zufrieden, denn wenn noch mehr Provinzen oder gar Mexiko selbst den Vereinigten Staaten einverleibt worden wären, hätte diese außerordentliche Vermehrung ihrer Macht ohne Zweifel schwere Verwicklungen mit England herbeigeführt und eine Vermehrung der südlichen Sclavenstaaten war den nördlichen sclavenfreien Staaten ohnehin zuwider. Gleichwohl fand der Nationalstolz den Frieden zu trist und der arme Trist wurde als Staatsverräther gefangen gesetzt.

Von den drei neuen Erwerbungen erlangte Californien die höchste Bedeutung. Ein Schweizer nämlich, Sutter, der in Karls X. Garde gedient, nach der Julirevolution aber vertrieben worden und nach Amerika gekommen war, hatte sich in der Nähe von San Francisco, der Hauptstadt Californiens, angesiedelt (1839) und bald darauf zufällig auf seinem Grund und Boden Gold gefunden. Dieser Fund elektrisirte sofort die ganze Bevölkerung, man fand des Goldes mehr in der Nachbarschaft und machte die Entdeckung, ein großer Landstrich enthalte unter der Erde eine Menge kleinere und größere Stücke rohes Gold. Nun wollte alles Gold graben. Die Nachricht verbreitete sich schnell nach den V. Staaten, nach Europa, nach China und von allen Seiten strömten Goldgräber herbei, die ihr Glück in Californien versuchen wollten. San Francisco, welches an den Mündungen mehrerer großen Flüsse am stillen Ocean erbaut, eine herrliche Lage besaß, aber noch 1848 nur 500 Einwohner gezählt hatte, wuchs binnen wenigen Jahren zu einer großen Stadt empor, und zählte 1850 schon

30,000, 1853 schon 50,000 Einwohner. Die Zahl der Goldgräber aber belief sich schon 1850 auf 150,000, und die Goldfunde waren so ergiebig, daß man sie im Jahre 1852 zu 12, 1856 sogar zu mehr als 15 Mill. Pfund Sterling berechnete, jedenfalls ergiebiger als die in Rußland, und auch als die eben erst entdeckten in Australien.*) Außer den Goldlagern zeigten sich in Californien 1860 auch noch reiche Silberlager bei Washoe.

Der Zulauf von Goldgräbern erzeugte eine wunderliche Anarchie. Tausende von Menschen kamen an, aber ohne Geräthschaften. Da stieg der Werth einer Hacke oder Schaufel auf 75 Dollars. Es fehlte an Lebensmitteln, Kleidern, Wohnungen, aber Geld hatte man in Menge. Da wurden Kleinigkeiten zu den fabelhaftesten Preisen gekauft, bis sich nach und nach Speculanten genug einfanden, um alle örtlichen und zeitlichen Bedürfnisse der so rasch improvisirten Colonie zu befriedigen. Mit zauberischer Schnelligkeit stiegen große Gebäude und Straßen auf. In dem unruhigen Gebrause der neuen Stadt, wo jeder nur rasch seinem Interesse nachging und die allgemeine Aufsicht fehlte, kam es oft zu Bränden. Ganz Francisco brannte binnen wenigen Jahren dreimal ab und wurde doch immer schnell wieder, und immer größer und schöner aufgebaut. Die Zustände wurden aber immer anarchischer, je größer der Zulauf von fremden Abenteurern, armen, hungernden, habgierigen und zugleich energischen Menschen, die entschlossen waren, reich mit Gold beladen oder gar nicht heimzukehren. Viele, denen das Graben zu lästig wurde, schlugen andere todt, die schon viel

---

*) Nach einer Berechnung von Tooke und Newmarck (1857) wurde in Californien 1849 nur 1.77 Mill. Pfund Sterling an Gold gewonnen, im Jahr 1852 schon 12.87 und 1856 sogar 15.40. Dagegen war in Neuholland der Gewinn des Jahrs 1852 auf 3.96 gestiegen und 1856 wieder auf 0.11 gefallen, und auch in Rußland, wo er 1849 auf 3.65 stand, war er 1856 auf 2.84 gesunken. Nach einer andern Berechnung von Traske vom J. 1854 erzeugte Californien damals für 61 Mill. Dollars Gold.

Gold gewonnen hatten, oder errichteten Spielbanken und gewannen den einfältigen Goldgräbern ihre Schätze wieder ab. In den Goldbezirken wie in der Stadt waren daher Mord und Todtschlag alltäglich. In dem einzigen Jahre 1855 zählte man in der Stadt 538 Morde, darunter aber 47 Lynchfälle, d. h. öffentliche Hinrichtungen, welche die ordnungsliebenden Einwohner an auf der That ertappten Verbrechern vollzogen. In jedem solchen Fall packte man den Schuldigen, hing ihn an einem Baum auf und sammelte zuweilen bei den Umstehenden Almosen für seine hinterlassene Familie. Als jedoch alle solche einzelnen Fälle von Volksjustiz nicht mehr halfen und die Räubereien und Morde immer mehr überhand nahmen, der Gouverneur aber aus Furcht oder weil er bestochen war, den Verbrechern nachsah, traten die guten Bürger in einen Sicherheitsausschuß zusammen, setzten den Gouverneur außer Thätigkeit und handhabten die Ordnung selbst mittelst einer Bürgerwehr. Seitdem war Ruhe und die Geschäfte gingen wieder ungestört fort. Der Gouverneur klagte in Washington, wurde jedoch aus dem formellen Grunde abgewiesen, weil die Union sich in die Angelegenheiten der Einzelstaaten nur zu mischen habe, wenn es die Volksvertretung und der Gouverneur gemeinsam verlangen, nicht aber, wenn es der Gouverneur allein verlange.

Indem die nordamerikanische Bevölkerung in San Francisco und den Goldbezirken sich rasch vermehrte, erstarkte sie auch hinlänglich, um sowohl die alte mexikanische, als die indianische Bevölkerung zu erdrücken. Gegen beide erlaubten sich die Yankees rohe Mißhandlungen. Die kriegerischen Indianer verfehlten nicht, sich tapfer zu wehren, und die neuen Ansiedlungen zu überfallen, unterlagen aber der Uebermacht. Aus San Francisco wurde in den ersten Tagen des Jahres 1860 über die Feldzüge des General Kibbe gegen die Indianer berichtet. Derselbe hatte in 15 Gefechten 400 Indianer getödtet, darunter Weiber und Kinder, Säuglinge nicht ausgenommen. Die Indianer waren im Recht, weil die Yankees sie betrogen hatten. Die californische Regierung zahlte

aber Kibbes Kriegsschaar 70,000 Dollars Lohn. Der Krieg mit den Indianern dauerte schon lange an allen Grenzen des Unionsgebietes und wurde besonders genährt durch die Karawanen, die von Osten nach Westen durch die Prairien zogen. Da gab es immer Reibungen, die Weißen handelten verrätherisch *) an den Indianern und diese rächten sich durch Raub und Mord.

General Taylor, der Sieger über Mexiko, wurde im Herbst 1848 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, starb aber schon 1850 an der Cholera, worauf Vicepräsident Filmore für ihn eintrat, 1852 aber Pierce zum Präsidenten gewählt wurde.

In dem Maaße, in welchem sich in dem streng reformirten Nordamerika immer mehr theils strengkatholische Irländer, theils

*) Möllhausen erzählt: „Ein blutiger Krieg zwischen den Californiern und den Chauchiles-Indianern brach im Jahr 1851 allein durch Schuld der Weißen aus. Hier befand sich ein den Indianern heiliger Baum, eine mächtige Eiche, die mit Recht als die Königin der ganzen Landschaft bezeichnet wurde. Im Schatten dieses Baumes hielten die Eingebornen ihre Rathsversammlungen, verehrten ihren Manitu und begruben daselbst auch ihre großen Häuptlinge und weisen Männer. Die dort vorbeiziehenden Karawanen der Emigranten hatten lange Zeit die Heiligthümer der Indianer geschont, bis endlich ein Viehhändler mit einer großen Heerde Rinder dort erschien. Die Indianer kamen diesem Menschen freundlich entgegen und erboten sich sogar, ihm bei der Herstellung einer Einfriedigung für seine Heerde behülflich zu seyn. Dem Händler gefiel indessen die geheiligte Eiche so ausnehmend, daß er beschloß, seinen Viehstall um dieselbe herum anzulegen. Den Vorstellungen der Indianer gab er kein Gehör, sondern antwortete ihnen, er habe sich vorgenommen, seine Rinder in der indianischen Kirche schlafen zu lassen und bekräftigte mit einem Schwur, daß ihn nichts an seinem Vorhaben hindern solle. Die Indianer, erbittert über die Entweihung der Gräber ihrer hervorragendsten Krieger, überfielen den Viehhändler, ermordeten ihn und seine Leute und setzten sich in Besitz der Heerde. Der Krieg zwischen den Eingebornen und den Weißen war auf diese Weise erklärt; zahlreiche Opfer sind seitdem auf beiden Seiten schon gefallen und manches Leben wird noch geopfert werden, ehe die durch fluchwürdiges Benehmen einzelner Menschen veranlaßten Streitigkeiten vollständig geschlichtet sind.“

„gebildete", d. h. gar nichts mehr glaubende Deutsche ansiedelten, wurde der religiöse Eifer der alten Puritaner entflammt, und da sowohl die dem tiefsten heimatblichen Elend entfliehenden Irländer, als die gottlosen, wegen Armuth oder Verfolgung in der Heimath ausgewanderten, nicht selten auch nur als Verbrecher flüchtigen Deutschen Armuth, Trunkenheit, Faulheit und den Abschaum europäischer Laster mitbrachten, so waffnete sich der Stolz der in solidem Wohlstand befindlichen Angloamerikaner gegen das fremde Gesindel. Die s. g. Natives verlangten Bevorrechtung der alten einheimischen Bürger vor den unzuverläßigen Fremden. Da jedoch eine natürliche Politik den Nordamerikanern gebot, das weite und öde Gebiet der Union durch die Einwanderung, wie bisher, erst überhaupt mit Menschen anzufüllen und die Volkszahl als nothwendige Basis der Macht angesehen werden mußte, erhielten die Einwanderer nach wie vor schon je im fünften Jahre ihrer Ankunft das volle Bürgerrecht und ihre Stimmen wurden wichtig bei allen Wahlen, daher auch gesucht von jeder Partei. Unter diesen Umständen konnten die Natives mit ihrer Ausschließlichkeit nicht durchdringen, machten aber ihrem Groll durch Excesse Luft.

Am 12. Mai 1844 kam es in Philadelphia zu einer blutigen Schlägerei zwischen katholischen Irländern und Nativen. Die letzteren aber hatten die Mehrheit und hetzten den fanatischen Pöbel gegen die Katholiken. Alle Irländer in der großen Stadt wurden nun angegriffen, ausgeplündert, mißhandelt und ermordet, ihre Häuser (über 50) und zwei große katholische Kirchen in Brand gesteckt, wobei häufig Personen verbrannten. Die Irländer flohen mit Weibern und Kindern, oft nur halbnackt, aus der Stadt.

Am 26. Mai 1851 erfolgte zu New-York eine ganz eben so schadenfrohe Mißhandlung der deutschen Turner. Diese feierten fröhlich und guter Dinge ihr Maifest in der Nähe der Stadt mit Weibern und Kindern, als sie plötzlich von einer Bande Rowdies oder Shortboys beschimpft und angegriffen wurden. Die Turner setzten sich zur Wehre und vertrieben die Unholde,

die aber bald sehr verstärkt und mit Feuerwaffen aus New-York versehen zurückkehrten. Nun gab es eine förmliche Schlacht, in der mehrere Deutsche fielen und viele verwundet wurden. Aber auch diesmal siegten die Deutschen und kehrten, indem sie Weiber und Kinder in ihr Viereck einschloßen, Abends glücklich heim. Am andern Tage aber veranstaltete das Gericht eine Untersuchung und ließ nicht die Rowdies, sondern die unschuldigen Deutschen, die sich nur gewehrt hatten, arretiren.

Unter den Natives zeigten sich insbesondere die Weiber eifrig. Sie hielten 1852 zu Syracuse ein fanatisches Meeting ab, worin sie „gleiche Rechte mit den Männern und namentlich gleiches Stimmrecht bei allen Wahlen verlangten, da sie die Hälfte der anglo-amerikanischen Nation darstellten und staatsbürgerliche Rechte auszuüben ungleich würdiger seyen, als die schmutzigen Fremden, denen man diese Rechte verliehen". Indessen fand sich der Congreß nicht bewogen, den Damen zu willfahren.

Im Jahr 1854 kam ein neuer Schwung in die Sache der Natives. In diesem Jahr war die Einwanderung aus Europa ungeheuer. In New-York allein landeten an 300,000 Menschen. Daher verdoppelte sich der Zorn und die Sorge der Natives. Ein gewisser Judson aber, welcher sich Budline nannte, ein verdorbener Literat, Diebs- und Bordellromanschreiber, berüchtigter Aufwiegler, Mörder und Bigamist, organisirte die fanatische Partei der Natives in einem Geheimbunde und gab ihr den neuen Namen der Know-nothings (Nichtswisser). Ihr Programm war: Verdrängung aller Fremden von den Aemtern und Wahlen, Festhalten am aristokratischen Vorrecht der ursprünglichen alten einheimischen Demokraten, Hebung der einheimischen Industrie durch Schutzzölle und ausschließliche Geltung des Protestantismus. Es gelang dieser Partei, sogar im Senat zu Washington den Antrag zu stellen, daß ein Einwanderer erst nach 21 Jahren das Bürgerrecht sollte erhalten können, was jedoch nicht angenommen wurde. Den Know-nothings zur Seite standen die Temperenzler, die eifrigen Anhänger

der Mäßigkeitsvereine, welche sich mit Recht gegen die Trunkenheit der Deutschen und Irländer empörten und die gute Absicht hatten, diese Verirrten durch Zwang, d. h. durch Verbot jedes geistigen Getränks, zur Tugend zurückzuführen. Eine dritte Partei unter den Nativen, welche damals den Namen der Knowsomethings (Etwaswisser) bekam, fiel eigentlich mit der der Abolitionisten zusammen, obgleich sie gegen die Sclaverei war, aber nicht gleich den Abolitionisten aus Gründen des Gewissens und der Humanität, sondern aus Racenhaß, als Angloamerikaner oder stolze Germanen, welche sich mit der Nähe der schwarzen Race nicht beflecken wollten. Es war ein ursprünglich gesunder Instinkt, welcher diese tüchtige angloamerikanische Race mit Eckel erfüllte vor den Schwarzen, wie vor den entarteten Europäern; allein sie verfuhr barbarisch und ermangelte selbst des höhern sittlichen Adels, indem sie den rohesten Pöbel Gewaltthaten an Unschuldigen üben ließ.

Am 1. April 1855 fiel dieser Pöbel in Cincinnati aus Anlaß städtischer Wahlen über die Deutschen her, die sich als Turngemeinde zusammengeschaart und bewaffnet hatten und sich bis zum 5. in täglichen Straßenschlachten wehren mußten. Aehnliches geschah in New-Orleans, St. Louis und Chicayo, wo am 22. April Kanonen aufgefahren wurden und Deutsche und Irländer einen heißen Kampf bestanden, desgleichen zu Columbus (im Ohiostaate), wo man am 4. Juli „die verfluchten Dutchmen" verfolgte und die Turner wieder einen schweren Stand hatten. Am blutigsten aber war der Kampf am 6. August in Louisville, aus Anlaß von Wahlen. Hier zeigte der an Zahl weit überlegene Pöbel eine besondere Wuth und zerstörte und verbrannte viele Häuser der Deutschen und Irländer. Ein Irländer, wurde in die Flammen geworfen. Frauen ließen sich lieber in den Häusern verbrennen, als daß sie sich dem Pöbel ausgeliefert hätten. Scheußliche Scenen, bei denen reformirte Prediger den Pöbel hetzten. Die Fliehenden wurden wie das Wild niedergeschossen, Mütter, ihr Kind im Arme, erschlagen. Bei der gerichtlichen Untersuchung

aber wurden wieder nur die unschuldigen Deutschen und Irländer arretirt und als Anstifter der Unruhen angeklagt, und der Mob (Pöbel) geflissentlich geschont.

Diese Greuel hatten zur Folge, daß viele Deutsche und Irländer aus den Staaten auswanderten, wo sie am meisten bedroht waren. Das führte zu einem Fallen der Güterpreise und schadete insofern den Nativen, deren Partei sofort ihre Macht verlor. Denn das Geld geht hier über die Grundsätze. Indeß regte sich der Knownothingsgeist doch auch später noch, denn als 1856 Hecker, Fröbel und andere nach Amerika ausgewanderte Parteiführer aus der deutschen Revolution bei der Präsidentenwahl Partei ergriffen für Fremont und große Versammlungen und Reden hielten, übten die Anhänger Buchanans eine hämische Rache und legten Heckers Oeconomie in Asche. — Wie man in jüngster Zeit erfährt, ist das deutsche Bier in Nordamerika Mode geworden und hat sehr zur Dämpfung des nativen Hasses beigetragen.

Unter Pierces Präsidium seit 1852 nahm die Corruption in den Vereinigten Staaten einen immer colossaleren Maßstab an, weil der Präsident selbst mit ihr kokettirte, um wo möglich das nächstemal wieder gewählt zu werden, was ihm jedoch mißlang. In dieser Absicht stellte Pierce überall Gesindel an, durch welches er sich der Rowdies und ihrer Fäuste versichern wollte. Nie hatte die Union schlechtere Beamte gesehen. Im Jahre 1855 berichteten zuverlässige Stimmen aus Amerika: „Es kommt hier nicht darauf an, ob irgend eine Leistung, die für den Staat geschehen soll, gut und zweckmäßig geliefert wird, sondern darauf, daß die Congreßmitglieder oder die Beamten, welche die Hände dabei im Spiele haben, möglichst viel Geld machen. Jeder Beamte sucht seine kurze und unsichere Stellung so gut als möglich auszubeuten, und wenn er es vermag, so erwirbt er das Lob eines smarten (geriebenen) Mannes. Kommt die Sache zum öffentlichen Scandal, so lärmt die Presse, lärmt wohl auch das Volk, aber ungefährlich und ohne Wirkung. Alles versinkt bald in die gewohnte Stumpfheit und Gleichgiltigkeit, und

kommen die neuen Wahlen heran, so handelt es sich nicht darum, ob der Candidat ein Mann von Fähigkeit und Charakter ist, sondern ob er sich zu dem Programm der siegenden Partei bekennt, und wie er sich sonst bei derselben einen Anhang zu verschaffen wußte. So beginnt wieder ein neuer Kreislauf der Corruption. Die Männer der siegenden Partei stürzen in hastigem Wettlauf herbei, um, wie man sagt, „die Beute zu theilen", das heißt, sich der Aemter und Vortheile zu bemächtigen und möglichst viel Geld zu machen. So ist aller Ernst, jeder große Gedanke für das Allgemeine geschwunden, und die alten Phrasen von Freiheit, großer Bestimmung der Republik u. dergl. werden gelegentlich als leeres Stroh gedroschen. Dem Publicum kann man hier in solchen Sachen das erdenkliche zumuthen, denn es steckt in der Majorität dieselbe Gesinnung. In New-York ist man seit Jahren an die unverschämteste Corruption städtischer Beamter gewöhnt. Geld ist das stete Triebrad bei den Wahlen, und der glücklich Gewählte, der sein Geld daran setzte, wird nicht nur seine Auslagen wieder zurück erhalten, sondern auch aus seiner Stelle Geld, und zwar so viel als möglich Geld zu machen suchen. Jeder Gewählte geht daher schon mit der Absicht, ein Betrüger zu werden, und zwar so viel als möglich zu betrügen, in sein Amt ein."

Das gefährlichste Element in Washington ist der Cobby (der erhöhte Raum im Sitzungssaal der Repräsentanten, auf den sich die Stellenjäger, Schwindler und Agenten niederlassen). Von hier gehen alle Bestechungen aus, wo es gilt, Speculationen durch das Gesetz sanctioniren zu lassen, oder Parteigenossen in einträgliche Stellen zu bringen, neue unnütze Sinecuren für sie zu schaffen, Beamte von der andern Partei abzusetzen (durch eine s. g. Revision des Freibriefs einer Stadt), sogar Verurtheilte, denen der Präsident selbst das Gnadengesuch versagt hat, noch nachträglich durch ein förmliches Gesetz freizusprechen. Die Mehrheit der Repräsentanten kann alles, wird aber selbst vom Cobby gegängelt.

Alle Reisebeschreibungen und Zeitungscorrespondenzen wett-

eiferten, die großartigen und unglaublichen Betrügereien zu schildern, in denen namentlich die echten Angloamerikaner sich auszeichnen, weil sie zu strenger Arbeit, welche sie den Negern, Deutschen und Irländern überlassen, zu faul, nur immer speculiren und vom Fleiß anderer den Gewinn ziehen wollen. Schon im Hafen empfängt den Einwanderer ein Schwarm von Betrügern, die ihm den letzten Heller aus der Tasche locken, die s. g. Runners. Ungeheuer wird betrogen mit dem Verkauf von angeblich gut gelegenen und fruchtbaren Ländereien, an deren Stelle die armen Einwanderer dann entlegene Wüsten oder Wälder finden. Betrügerische Bankerotte sind Tagesordnung und entehren nicht. *) Ganze Gesellschaften leben von betrügerischen Prozessen, vom Schwören falscher Eide. Grenzenlos wird betrogen im Fach der Heilkunst und Pharmacie, indem es nirgends eine ärztliche Controle gibt. Die ungeheuersten Schwindeleien betreffen Actienunternehmungen, wobei sowohl der Staat als die Actionäre geprellt werden. Polizei und Justiz versagen fast überall den Dienst. Zahllose Mordfälle, Räubereien, Betrügereien bleiben ungestraft. Nur in seltenen Fällen, wenn das moralische Gefühl der Bürger sich empört, schaaren sich diese zusammen, um nach dem Beispiel eines gewissen Lynch, der es zum erstenmal that, die Schuldigen am nächsten Baume aufzuhängen, nach dem s. g. Lynchgesetz.

New-York hat mehr als eine halbe Million Einwohner und doch keine gesetzliche Sicherheit. Es wurde hier der Bau einer neuen Quarantaine sammt Lazareth nothwendig; die Nachbarn des Neubaues in der Nähe der Stadt fürchteten Ansteckung oder Entwerthung ihres Bodens, vertrieben also die Arbeiter mit Schüssen

---

*) In einem New-Yorker Blatte erschien 1857 eine Anzeige: „Kaufleute, deren Verhältnisse in Unordnung sind, die Geld brauchen oder Lust haben mit Hülfe gewandter Finanzoperationen ihre Zahlungen so einzustellen, daß dabei etwas Erkleckliches für sie erübrigt, bietet hiedurch Jemand seine Dienste an: 1051 Herald Office.

und es gab täglich kleine Scharmützel, bis Soldaten den Bau bewachten. Nun hielt sich das Volk still, kaum aber war der Bau fertig, als er auch schon in Asche gelegt wurde. Die Regierung ließ einen neuen Bau aufrichten, aber auch dieser wurde am 1. Sept. 1858 vom Volk wieder niedergebrannt, wobei man die dem Brand entrissenen Kranken bei schlechtem Wetter auf's freie Feld hinwarf. Die Löschmannschaft fehlte gänzlich, indem sie in derselben Nacht an einem großen Fackelzuge zu Ehren des transatlantischen Kabels beiwohnte. Der Frevel blieb unbestraft, der Bau unterblieb.

Die obligaten Raufbolde, die sich um kein Gesetz bekümmern, sich zu Schandthaten bestechen lassen oder auf eigene Faust rauben, heißen Rowdies. Sie wurden von den Parteien förmlich organisirt, um durch ihre Rohheit alle rechtlichen Männer von den Wahlen abzuschrecken, oder zu mißhandeln. Sie brutalisirten die ruhigen Bürger, beraubten sie auf der Straße, brachen in die Weinhäuser und Läden ein, um zu plündern, und blieben straflos, weil sich keine Polizei einfand und vor Gericht ihre Freisprechung durch Meineide erleichtert wurde. Die Stadt New-York *) wird förmlich von ihnen tyrannisirt, noch mehr New-Orleans, wo in einem heißen Clima das gelbe Fieber die Menschen lichtet und eine immer neue Einwanderung einen überaus raschen Wechsel der Personen herbeiführt. Hier nahmen die Rowdies dermaßen überhand, daß sich

---

*) Diese Leiter aller hiesigen Verhältnisse theilen sich in folgende Classen ab, nämlich: Klopffechter ersten Ranges 100; subalterne Boxer 1000; herumstreifende Schulterstößer 2500; falsche Spieler und Galgenvögel 2000; bekannte öffentliche Häuser 1500; gewerbsmäßige Banditen und Mörder 2000; Diebe, Schwindler und Gauner 6000, zusammen 15,100 Mann, welche die Stadt New-York mittelbar oder unmittelbar beherrschen. All diese Leute sind Wähler, und viele von ihnen wählen sogar, so oft es ihnen beliebt. Mit tausenden von Freunden belagern sie allein die Stimmenkasten und halten jeden anständigen Mann mit oder ohne Gewalt ab, von seinem Rechte Gebrauch zu machen. Zu ihnen gesellen sich eben so viele tausende von Dirnen. In den Händen solchen Gesindels befindet sich also die Gewalt in New-York.

am 3. Juni 1858 die guten Bürger bewaffneten, um die vom Mayor der Stadt geduldeten Raubmorde endlich zu unterdrücken. Der Mayor aber erklärte sie für Rebellen und waffnete seinerseits die Rowdies, erkannte jedoch die Uebermacht der Bürger und dankte rasch ab, worauf die Bürger eine starke Polizei aufstellten.

Selbsthülfe kommt in den höchsten Regionen vor. Im Congreß zu Washington selbst wurde häufig nicht nur auf's pöbelhafteste geschimpft, sondern auch gerauft. Am 9. September 1841 prügelten sich im Repräsentantenhause zu Washington die Abgeordneten Stanley und Wise, andere mischten sich ein und es gab eine großartige Schlägerei. Am 23. April 1844 zankte sich ebendaselbst White mit Rothbue und fiel mit Fäusten über ihn her. Andere mischten sich darein und es gab eine allgemeine Rauferei, während welcher Moore auf Mac Causlin schoß, aber nicht ihn, sondern einen Beamten des Hauses verwundete. Endlich wurde Friede gemacht und White und Rothbue schüttelten sich unter dem allgemeinen Beifall des Hauses wieder die Hände. — Am 2. März 1859 schoß in der gesetzgebenden Versammlung von Kentucky ein gewisser Maxwell auf einen Herrn Low, es entstand ein Kampf, der Pöbel nahm Partei für Maxwell, der unschuldige Low wurde unter dem Vorwand, ihn zu schützen, in ein Gefängniß geführt, dort aber ermordet. Am 13. April 1860 schlug in einem Zimmer dicht neben dem Sitzungssaal des californischen Parlaments in San Francisco der Gesetzgeber Stone den Gesetzgeber Boll mit der Faust in's Gesicht, worauf dieser einen Revolver zog und jenen in den Bauch schoß.

Ein merkwürdiges Correctiv gegen die Rohheit in Nordamerika ist die landübliche Galanterie gegen das schöne Geschlecht. Diesem wird überall der erste Platz eingeräumt und gegen dasselbe darf sich niemand eine Unart erlauben. Die Mädchen werden aber dadurch allzufrüh emancipirt und genießen eine anderwärts unbekannte Freiheit. Daher das Gelüsten, es den Männern gleichzuthun. Zuerst im Jahre 1851 und zu Washington brachten Frau

und Töchter des Poeten Smith eine neue Damentracht auf, enge Jacke mit Pumphosen und Halbstiefeln, nebst Männerhut. Zu Worcester hielt eine Miß Pauline Davis Vorlesungen über die Emancipation der Frauen, und verlangte sogar, die amerikanischen Bürger und Bürgerinnen sollten eben so gut ein Weib als einen Mann auf den Präsidentenstuhl der Union setzen können. Im Jahre 1858 bildete sich zu Utica die Gesellschaft der free lovers (der freien Liebe), welche die Ehe verbannte und der Dame die Wahl des Mannes, von dem sie Kinder haben wollte, überließ. Sie wurde indeß von dem Gesetz und von der öffentlichen Meinung verurtheilt.

Die germanische Race in Nordamerika hat nicht nur das Gemüth des Deutschen, sondern auch die Zucht des Engländers verloren. Wie freisinnig und stolz auch der Engländer ist, so erzieht er doch seine Kinder in strenger Zucht. Davon weiß man nichts in Amerika. Hier darf kein Kind für seine Unarten gezüchtigt werden, hier wird es von klein auf nur zur Anmaßung von Rechten angewiesen, nie zur Pflichterfüllung, emancipirt sich daher äußerst frühe, genießt und schwelgt zu frühe und lernt zu wenig. Deshalb legt sich der Angloamerikaner auf's Speculiren und überläßt das Arbeiten denen, die es gelernt haben, den Negern und Einwanderern.

Neben der herzlosesten Verstandesnüchternheit herrscht in den V. Staaten ein unglaublich grober A b e r g l a u b e n. In allen Zeitungen kündigen sich Madames als Wahrsagerinnen an und haben ungeheuren Zulauf. In New-York allein zählte man im Jahre 1837 deren neunzehn. In demselben Jahre kam von dort ein gewisser Hume als Geisterbeschwörer nach der alten Welt herüber und erregte großes Aufsehen in England und Frankreich. Viele vornehme Engländerinnen und sogar der Hof der Tuilerien huldigten seiner Kunst. Das Aergste und Originellste aber, was die amerikanische Wundersucht ersann, war im Jahre 1853 das „Tischrücken" (table moving) sammt den „Klopfgeistern". Eine Reihe Menschen stellte sich um einen runden Tisch, indem jeder

mit seinem kleinen Finger den des Nachbars berührte. So bildeten sie eine Kette, innerhalb welcher eine Nervenströmung entstand, welche nach einiger Zeit den Tisch in Bewegung setzte, so daß er sich rasch und immer rascher drehte. Wenn man aber dem Tisch Fragen stellte, so beantwortete er sie durch Klopfen mit einem Fuße allezeit richtig. Man erleichterte ihm das Geschäft des Antwortens durch einen Schreibapparat und nun war der freieste Verkehr mit dem Geist im Tisch geöffnet. Während die Gelehrten in Deutschland das neue Phänomen (nach Abzug der dabei vorkommenden Betrügerei und Täuschung) durch Ausströmung und Fernwirkung der Nervenkraft natürlich zu erklären suchten (Carus, Kerner ꝛc.), bedeutende Naturforscher aber (wie Humboldt) die ganze Sache als Albernheit verwarfen, beuteten viele Amerikaner dieselbe in ihrem Nutzen aus, indem sie förmliche Geisterbureaus errichteten, in denen sich jeder, der etwas Wichtiges oder Zukünftiges wissen wollte, bei den Geistern Rath holen konnte.

Die Nüchternheit des nordamerikanischen Alltagslebens erforderte starke Unterbrechung durch phantastische Aufregungen. Diese hervorzurufen, verstand am besten der erfindungsreiche Barnum in New-York, der sich fabelhafte Summen verdiente, indem er dem Publikum niegesehene Dinge vorzeigte, und immer wieder etwas Neues. Ziemlich bescheiden fing er mit einem alten Weibe, der angeblichen Amme Washingtons, an, producirte dann ein Meermädchen, ferner den winzig kleinen General Tom Thumb, eine große Ausstellung von physisch degenerirten Kindern, ein lebendiges Mißgeburtencabinet ꝛc. Die Aussicht auf großen Geldgewinn lockte 1841 die berühmte Wiener Tänzerin, Fanny Elsler, nach den V. Staaten zu gehen, wo sie nicht nur vom Publikum, sondern selbst von Gouverneuren, Magistraten und Körperschaften in feierlicher Procession abgeholt wurde. Ihrem Beispiel folgte 1850 die berühmte schwedische Nachtigall, Jenny Lind, die durch ihren Gesang die Yankees dermaßen bezauberte, daß sie wie toll wurden. Um den Preis, das beste Gedicht auf sie gemacht zu

haben, bewarben sich 750 Dichter. Das erste Billet zu ihrem Concert wurde mit 625 Dollars bezahlt.*) — Mit derselben Uebertreibung wurde der untermeerische Telegraph begrüßt. Die Yankees meinten schon, jetzt sey nichts mehr in der Welt unmöglich.**) Unter anderm bewunderten sie auch Lola Montez, die 1860 in Philadelphia vom Schlag getroffen wurde.

Sehr interessant ist die religiöse Entwicklung in der Union. Der Staat kümmerte sich nicht um die Kirche. Die Gemeinden genossen volle Freiheit, welchem Glauben sie immer wollten, zu folgen, mußten aber die Kosten dafür selbst bestreiten. Sie bildeten schon von der ersten Einwanderung her verschiedene Secten, alle aber strenggläubig. Erst das Zuströmen der katholischen Irländer und ungläubigen Deutschen legte breite Brechen in den Puritanismus, der noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Union wie eine eherne Mauer umzog, und indem immer neue Schwärme, denen es in Europa nicht gefallen hatte, ihre Zuflucht in die neue Welt nahmen und in dieser selbst die Mischung einheimischer und fremder Bildung eine fortdauernde Gährung bewirkte, entstanden die curiosesten Secten.

Die englische Staatskirche hatte sich zwar in die Colonie verbreitet, blieb aber mit ihren Bischöfen immer in einer Minderheit, wogegen die Presbyterianer und Puritaner in der Mehrheit waren. Die letzteren haben heute noch ihren Hauptsitz in Boston, wo alles noch an die strenge Frömmigkeit zu Cromwells Zeiten mahnt, nie-

*) Ein speculativer Kellner in dem Hotel, welches sie bewohnt hatte, gewann große Summen, indem er sich die Erlaubniß, einen angeblichen Handschuh von ihr auf der Außenseite zu küssen, um 1, auf der Innenseite um 2 Dollars abkaufen ließ.

*) Als Buchanan in einer enthusiastischen Rede die unglaubliche Annäherung der entferntesten Nationen der Christenheit durch den unterseeischen Telegraphen pries, hatte der Rabbiner Kalisch die Frechheit, ihn darüber zur Rede zu stellen, weil die V. Staaten bei ihrer allgemeinen Religionsfreiheit auch aufgehört hätten, ausschließlich eine christliche Nation zu heißen.

mand auf der Gasse Tabak rauchen, kein geistiges Getränk verkauft, die Sonntagsstille durch nichts gestört werden darf (ein merkwürdiger Gegensatz gegen das wilde, lärmende Treiben und Hetzen in New-Orleans). Die älteren kleineren Secten, Quäker, Herrnhuter, Mennoniten ꝛc. dehnten sich wenig aus, dagegen machte der Methodismus ungeheure Eroberungen in Amerika und später auch der Baptismus (Wiedertäuferei), und diese beiden letzten Secten mit Presbyterianismus und Puritanismus sich berührend und mischend, erzeugten eine auffallende Menge von neuen kirchlichen Arrangements oder Sonderkirchen.

Neben der bischöflichen Kirche Altenglands stehen zunächst die puritanischen Congregationalisten oder Brownisten, die alte und neue Schule der Puritaner, die presbyterianische Kirche, die Cumberland presb. K., die vereinigte presb. K., die vereinigte verbesserte K., die verbesserte presb. K. Zu allen diesen verschiedenen, aber innerlich verwandten Kirchen bekennen sich etwa der vierte Theil der Seelen in den Vereinigten Staaten. Zu ihnen muß man aber noch die reinen Lutheraner und Reformirten rechnen, die aus Deutschland eingewandert sind, wenigstens eine Million.

Die Methodisten zählen eben so viele Millionen, wie die Altkirchlichen, sind aber nicht minder gespalten. Sie haben eine method. Episcopalkirche, eine verbesserte method. Kirche, eine meth. protest. K., eine Wesley'sche Methodistenkirche, eine protest. Episcopalkirche, eine method. Gesellschaft.

Die Baptisten füllen das dritte Viertel der V. Staaten aus, indem sie besonders in der letzten Zeit sich weit ausgebreitet haben. Sie theilen sich aber in calvinistische Baptisten, Willensfreiheitbapt., Sabbatarier, Christier, Schüler Christi (Campbelliten).

Daran schließen sich noch Secten, welche sich vom Symbolzwange möglichst lossagen und vom deutschen Rationalismus oder französischen aide toi angesteckt, die Religion gänzlich verflachen: die Universalisten, die dem Optimismus huldigen, alle Menschen müßten selig werden, weil sie gar so vortrefflich seyen; die Unitarier,

welche Christum und die Bibel verwerfen und nur an ein höchstes Wesen glauben. Sie fanden indeß nicht viel Anhang, noch weniger die Atheisten, welche Abner Kneeland in Massachusetts constituiren wollte. Auch die Quäkerin Lucretia Mott in Philadelphia, welche Gleichheit der Weiber und Männer, der Schwarzen und Weißen predigte, und die emancipationssüchtigen Weiber in Hosen und Mannskleidern (Bloomer Tracht), welche 1850 in Cincinnati und Worcester große Meetings abhielten und gleiche Rechte mit den Männern ansprachen, deßgleichen der tolle Umzug etlicher tausend Gottesleugner in Cincinnati zur Feier Thomas Paynes (1853) waren nur Ausnahmen von der Regel. — Cabet, aus Frankreich in die Vereinigten Staaten eingewandert, wurde dort in den Stand gesetzt, zu Nauvoo (nachdem es die Mormonen verlassen) sein communistisches Ideal Ikarien zu verwirklichen in einer Gemeinde, die ihr Vermögen theilte, in der jeder seinen Lebensunterhalt nur nach dem Maaß seiner Arbeit empfing, keine Mutter ihr Kind bei sich behielt, weil alle Kinder auf Kosten der Gemeinde erzogen wurden, kein Gottesdienst gehalten wurde ꝛc. Die Unnatur eines solchen atheistischen Kasernenlebens rächte sich aber bald, die Faulen wollten nicht arbeiten, es gab Streit, Cabet wurde abgesetzt und starb, die Gemeinde zerstreute sich, 1857.

Die katholische Kirche hat sich trotz aller Ungunst allmählig immer weiter in den V. Staaten ausgebreitet und wird immer mächtiger, je mehr die andern Kirchen sich in Nebenkirchen zerstreuen und in Afterkirchen entarten. Den alten Colonisten und ihren Nachkommen wohnt noch der unversöhnliche Haß gegen das Papstthum inne, den sie aus Europa mitgebracht, und der Stolz und Egoismus des Yankee sträubt sich gegen die Autorität. Daher die Verfolgung, welche die katholischen Priester mehrfach erlitten haben, seitdem die Irländer in den V. Staaten Kirchen gegründet, die Zerstörung von Klöstern, Verjagung von Nonnen ꝛc. Nach 1853 kam der päpstliche Nuntius Bedini in Cincinnati in Lebensgefahr, indem die dort besonders irreligiöse

leider deutsche „Gesellschaft der freien Männer" die Wohnung des Erzbischofs bei dem er eingekehrt war, stürmte. Gleichzeitig wurde der schöne Marmorblock, welchen Pius IX. für das Washington-Denkmal geschickt hatte, von ruchloser Hand zerstört. Allein solche kleine Excesse hinderten das Gedeihen der katholischen Kirche in den V. Staaten keineswegs. Dieselbe hat jetzt den Erzbischof von Baltimore, Patrik Kinrik, zum Primas, einen trefflichen und gelehrten Mann. Sehr merkwürdig ist die jüngste Erscheinung des Nevismus (nach seinem Urheber, dem Schotten Nevin benannt), eines eigenthümlichen Kirchenschmerzes, einer vom Calvinismus ausgehenden neulutherischen und halbkatholischen Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit der alten Kirche. *)

Der allgemeine Charakter der aus dem Protestantismus Europa's hervorgegangenen Secten in den V. Staaten ist 1) ein stark vortretender Judaismus mit seiner Aeußerlichkeit, strengen Sabbathfeier, **) Streitsucht und Intoleranz und seinem Prophetenthum. Man hat sich von Christo abgewendet zum zürnenden Jehovah, deshalb das Angst- und Bußgeschrei einer- und das Erwarten des Messias andererseits. 2) Ein eben so stark vortretender Subjectivismus, das allgemeine Priesterthum. Die Gemeinde allein entscheidet. Sie wählt ihren Prediger und jagt ihn fort, wie einen Bedienten. Daher die armen Seelenhirten auf allerlei Heuchelei, Schauspielerkünste und Speculationen angewiesen sind, um ihr Brod zu verdienen. Daher auch ihr rasches Wechseln und Ueberspringen von einer Confession zur andern. In den großen Städten beobachtet man eine Art von Clacque in den Kirchen, eine geschlossene Masse alter Jungfern, von deren Beurtheilung das Schicksal der Kanzel-

*) Eine Miß Oakle Smith wagte zu sagen, der Protestantismus sey den Frauen nicht so günstig, als der Katholicismus, ja selbst als es das alte Heidenthum gewesen sey.

**) Das Sprichwort sagt: wenn der Yankee sechs Tage lang seinen Nächsten betrogen hat, so betrügt er am siebenten Gott.

concurrenten abhängt. Bei den kirchlichen Wahlen kommen unglaubliche Gemeinheiten vor. *)

Der Yankee bedarf wie schon bemerkt, bei seiner nüchternen Arbeit und Geldspeculation und bei seinem langweiligen Familienleben, welches durch keine größere gesellige Freude wie in Europa unterbrochen wird, von Zeit zu Zeit eine starke leidenschaftliche Aufregung. Eine solche fand er nun gleich anfangs im Methodismus, weshalb diese Form des Gottesdienstes bald die beliebteste in den V. Staaten wurde. In ihr spiegelt sich das echte Yankeethum, Geschäftseile, Ungeduld fertig zu werden, rasches Anpacken der Sache, gründliche Expectoration, krampfhafte Reue und Buße und plötzlich wieder rasch aufflammender Hochmuth kraft der Begnadigung und der nunmehr unzerstörlichen Selbstgerechtigkeit. Nichts geht in dieser Beziehung über ein camp Meeting der Methodisten. Sie versammeln sich unter freiem Himmel, besonders gern in Wäldern und steigern sich durch Sündenbekenntniß und Büßerangst, denen der Begnadigungstriumph folgt, bis zur Verrücktheit. **) Am tollsten geht es her bei den Meetings der

---

*) In einer neuerbauten Stadt wurde ein junger deutscher Geistlicher angestellt, nahm aber auf einige Monate Urlaub, um seine Braut zu holen. Unterdeß predigt ein fremder hübscher Blondin, gefällt den Weibern und wird als Geistlicher angestellt, der frühere, als er mit seiner Braut ankommt, mit Advocatenkniffen abgewiesen. Indeß läßt sich ein Advocat seine Rechte auf die Pfarrstelle übertragen und dingt einen dritten, der sich darum bewerben muß. Der Blondin wird als ein verfolgter Verbrecher erkannt und flieht. Als aber der dritte sein Amt antritt, kommt ein bekehrter Jude, verführt den größten Theil der Gemeinde zum Methodismus und setzt sich in Besitz des einzigen vorhandenen Betsaals.

**) Busch in s. Wanderungen I. 278 beschreibt ein Meeting der Methodisten: „Pump! Puff! Pump! fielen die Weiber von den Bänken. Mit Uff und Eio wanden sich die Männer. An allen Ecken gellten und johlten, meckerten und grunzten, winselten und quickten zerknirschte Stimmen. Dumpf donnerten die Brüllstimmen Gott um Erbarmen an. Am Boden zuckten und wälzten sich die Weiberstimmen. Einige thaten Luftsprünge,

schwarzen Methodisten. Der schwarzen Race sagt dieser Gottesdienst wegen seiner Exaltation am meisten zu, die Convulsionen der Neger und Negressen in ihrem Bußstand sollen aber eher einer Hexennacht auf dem Blocksberge, als einem christlichen Gottesdienst gleichen. Die weißen Methodisten wollten jedoch nicht alle die Gleichberechtigung der Schwarzen anerkennen. Viele Reiche unter ihnen fanden die Beibehaltung der Sclaverei ihren Interessen entsprechend und trennte sich zuerst unter Bischof Andrew 1844 nicht weniger als eine halbe Million. Auch die Baptisten, die das allgemeine Priesterthum am weitesten ausdehnen, haben den langweiligen Predigtcultus durch die Einführung neuer Sacramente, Fußwaschen, Liebeskuß, Krankensalbung ꝛc. interessanter zu machen gewußt. Wie sehr den Yankees geistige Aufregungen zum Bedürfniß geworden sind, bewies die Erscheinung des s. g. revival in New-York 1858. Plötzlich füllten sich alle Kirchen mit Betenden, und da die Kirchen nicht ausreichten, die Theater und alle großen öffentlichen Gebäude. Alles lief herbei, um Fürbitten in Privatangelegenheiten zu bewirken, ohne Geistliche, eine große Bewegung des Volkes allein.

Aus dem Protestantismus gingen noch eine Menge kleiner Secten hervor, sofern gemeine Leute, welche die Bibel lasen, einzelne Stellen daraus einseitig hervorhoben und zur Richtschnur ihres Lebens und der von ihnen begründeten kleinen Gemeinschaften machten. Solche kleine Secten wanderten theils aus Europa ein, theils entstanden sie in den V. Staaten selbst. Am berühmtesten wurde die auf Apostelg. IV. 32 gebaute communistische Secte des Württemberger Rapp zu Harmony (1805) später zu Wabash und Oekonomy (1824) mit musterhafter Gemeindeverfassung. Minder berühmt sind Ebenezer, der Sitz der hessischen Inspirirten, Bethel (von Keil gegründet), Zoar, die kleinen Secten

---

andere machten ihren Empfindungen durch Trampeln Luft. Grimassen, wie sie Höllenbreughel nicht widerlicher erfinden könnte, begegneten dem staunenden Blick.“

Owens, Swedenborgs, Millers, die Adamiten, Perfectibilisten, Evassöhne &c. Eine der merkwürdigsten, jedoch nicht sehr viel verbreiteten Secten war die der Shakers (Zitterer), so genannt, weil sie, um Davids Tanz um die Bundeslade nachzuahmen, beim Gottesdienst tanzten und sich gleich den Methodisten convulsivisch auf dem Boden wälzten. In diesem Excesse wurden sie mit weißen Kleidern bedeckt und erzählten dann, sie seyen bei der Mutter Anna gewesen und brachten Botschaft von ihr. Das war die verstorbene Anna Lee, welche die Secte schon 1776 gestiftet hatte, indem sie sich für das in der Offenb. Joh. 12 erwähnte „Weib mit der Sonne bekleidet" ausgab.

Die merkwürdigste aller Secten in den Vereinigten Staaten ist die der Mormonen, 1823 begonnen von dem damals erst achtzehnjährigen Joë Smith in dem Dorfe Manchester bei Palmyra im Staate New-Yorke. Derselbe behauptete, ihm sey ein Engel erschienen und habe ihm auf dem Berge Cumorah bei Palmyra eine Kiste gezeigt, die er aber erst nach völliger Herzensreinigung 1827 öffnen durfte und in welcher er das Buch Mormon auf goldenen Tafeln niedergeschrieben fand. Dieses Buch lehrt, nach der Sündfluth seyen fromme Juden nach Nordamerika gekommen, auch der Heiland sey bei ihnen gewesen, aber durch ihre Sünden seyen sie dreimal alle ausgerottet worden und zuletzt nur Mormon übrig geblieben, der jenes Buch in goldene Tafeln gegraben habe. Das Buch wurde schon 1830 gedruckt und erregte ungeheures Aufsehen. Aber als man nach den goldenen Tafeln frug, waren sie verschwunden. Sie hatten nie existirt. Das Buch selbst war von einem gewissen (schon verstorbenen) Spaulding aus Liebhaberei geschrieben worden und das Manuscript bei einem Buchhändler liegen geblieben, bis ein gewisser Sidney Rivdon sich mit dem arbeitscheuen und verschlagenen Joë Smith verband, um es herauszugeben, ihm einen wunderbaren Ursprung anzudichten, das Publicum zu prellen und einen guten Gewinn zu machen. Der Anschlag gelang über Erwarten. Das langweilige Buch fand Gläubige genug und Smith

durfte seine Speculation auf die Stiftung einer förmlichen neuen Glaubenspartei ausdehnen. Schon 1830 vereinigte sich mit ihm Pratt, ein ausgezeichneter Prediger, und 1831 konnte er bereits in Kirtland seine erste Kirchengemeinde gründen. Von hier aus übersiedelte er nach Independance an den Grenzen Missouris, wurde aber mit der ganzen Colonie von dort vertrieben, nicht allein weil die nüchternen Yankee das hoffärtige Gebahren der neuen Heiligen nicht ausstehen konnten, sondern hauptsächlich, weil die Mormonen keine Sclaven duldeten. Ein Versuch, Independance mit gewaffneter Hand wiederzuerobern, mißlang, 1834. Zum erstenmal offenbarten die Mormonen hier ihren kriegerischen Geist und erregten ein neues Aufsehen durch die Anmaßung, gleich den Muhamedanern die Welt mit Waffengewalt bekehren zu wollen. Sie nannten sich die Latter-day-saints, die Heiligen des jüngsten Tages, weil sie glaubten, sie seyen berufen, die Gottlosen auszurotten und das verheißene Reich Gottes auf Erden zu gründen. Sie zählten damals schon 50,000 Anhänger, wurden aber durch eine gemeinsame Anstrengung der Missourier unter General Clarke aus den neuen Ansiedlungen vertrieben. Pratt erzählt, die Missourier hätten die gefangenen Mormonen unbarmherzig getödtet, ja die noch Lebenden das Fleisch der Erschossenen zu essen gezwungen, so tief war der Haß gegen die neue Secte schon gewurzelt.

Der Mormonismus wirkte wie mit einem dämonischen Zauber auf die Menschen, sie unwiderstehlich hinreißend oder ingrimmig abstoßend. Smith und Pratt folgten nur instinctartig dem Zeitgeiste, indem sie dem practischen Egoismus des Yankeethums eine religiöse Weihe gaben, nicht mehr kopfhängerisch und bußfertig, sondern stolz und lustig waren, das nur ahnungsvolle Hinweisen auf eine ferne andre Welt verwarfen und frischweg den Himmel auf Erden selber einrichteten und sich selber schon diesseits selig sprachen. Jeder, der in ihre Gemeinschaft trat, wurde dadurch sorgenfrei. Zwar mußte er arbeiten, denn kein Fauler wurde unter den Mormonen geduldet, aber er erhielt sein Ackerloos, wie jeder

andere, und vollen Antheil an den Genüssen des Wohlstandes, in welchem die ganze Gemeinde sich befand. Das Leben war heiter und fröhlich, der Gottesdienst von Bällen und Tänzen begleitet.

Aus Missouri vertrieben, wanderten die Mormonen im harten Winter von 1838 auf 1839 nach Illinois aus und litten große Noth unterwegs am linken Ufer des Mississippi. Das Volk von Illinois hatte Mitleid mit ihnen und erlaubte ihnen, in Nauvoo eine neue große Niederlassung zu gründen. Hier genossen sie mehrere Jahre Frieden, verwandelten durch ihren Fleiß das rauhe Land in einen Fruchtgarten und begannen 1842 mit einem großen Tempelbau. Allein ihre Sonderbarkeiten, ihr Hochmuth und besonders das falsche Spiel, was sich ihr Prophet bei den politischen Wahlen erlaubte, indem er sein Volk einmal für die demokratische, dann wieder für die republikanische Partei abstimmen ließ, zogen ihnen den Haß aller Nichtmormonen auch in Illinois zu, wie früher in Missouri. Dazu kam noch die ungeheure Anmaßung des Propheten, sich zum Candidaten für den Präsidentenstuhl in Washington selbst aufzuwerfen, um von diesem Centralpunct aus die ganze Union zu mormonisiren. Endlich kam der Prophet mit einigen angesehenen Mormonen in Conflict, deren schöne Weiber er verführen wollte, und verbannte sie aus der Gemeinde, sie aber schwuren ihm Rache. Der Prophet stiftete seinerseits den Orden der Daniten, ähnlich dem der Assasinen, einer Leibgarde, die alles wagen sollte, was er befahl. Ford, der Gouverneur von Illinois, ließ Smith verhaften, damit er sich gegen die vielerlei Anschuldigungen vertheidige. Vertrauend auf den Schutz der Gesetze kam auch Smith, wurde aber nebst seinem Bruder Hiram im Gefängniß zu Carthago überfallen und grausam ermordet, am 27. Juni 1844.

Nach seinem Tode wurde Brigham Young zu seinem Nachfolger gewählt, auf den der Prophetengeist forterbte und welcher unumschränkter Statthalter Gottes in der theodemokratischen Gemeinde bleiben sollte. Einige seiner Mitbewerber trennten sich nun aus Eifersucht von der Gemeinde. Der Mormonenstaat hatte

aber von außen noch viel schlimmere Feinde. Wüthende Volkshaufen zerstörten einen großen Theil von Nauvoo durch Brand. Die Mormonen bewaffneten sich, konnten aber der allzugroßen Ueberlegenheit ihrer Feinde nicht zu trotzen hoffen und capitulirten mit Ford, der ihnen Sicherheit versprach, bis sie im Frühjahr 1846 allesammt den Staat verlassen würden. Sie beschlossen nach Utah bis tief im Westen der Union zu ziehen und sich in der Einsamkeit am Salzsee niederzulassen. Man machte den Winter über große Vorbereitungen zum allgemeinen Auszuge und rüstete dazu 12,000 Wagen. Am 3. Februar 1846 ging der Vortrapp, 1600 Seelen, über den noch gefrorenen Mississippi in die unermeßliche, unbewohnte und unangebaute Prairie und überwand nicht nur alle Mühsale des Weges, sondern ackerte auch und säete, damit die Nachkommenden reife Frucht fänden. Das Hauptheer der Mormonen mit ihrem Propheten verließ Nauvoo erst im Mai, aber so groß war die Wuth ihrer Feinde, daß die wenigen Zurückgebliebenen von ihnen überfallen und hinausgejagt wurden. In den zurückgelassenen Häusern setzte sich fest, wer wollte. Der große und eigenthümliche Tempel *) der Mormonen zu Nauvoo war schon von den Abreisenden ausgeleert, wurde jetzt aber noch geflissentlich entweiht und 1848 in Brand gesteckt. Cabet, der Ikarier, wollte ihn wieder aufbauen; aber ein Sturm riß ihn gänzlich nieder. — Der große Heereszug der Mormonen wurde mit dem Auszug aus Aegypten verglichen. Sie erlitten mancherlei Strapazen und Noth, blieben aber immer fröhlich, verkehrten liebreich mit den Indianerstämmen, denen sie begegneten, und schickten im Herbst 500 Bewaffnete ab, um in Californien gegen die Mexikaner kämpfen zu helfen. Den Winter brachten die Wanderer am Missouri in Erd-

*) Derselbe trug auf seiner Spitze einen schwebenden Engel. Im Innern war das Merkwürdigste eine Nachbildung des ehernen Meeres im salomonischen Tempel, eine colossale Vase von zwölf lebensgroßen Stieren getragen, das Taufbecken, aus welchem durch den Act der Taufe Verstorbene wie Lebendige die Heiligung schöpften.

höhlen zu. Sie hatten hier noch ausreichend Lebensmittel. Als sie aber im April 1847 aufbrachen, den noch weiten Weg in Eilmärschen zurücklegten und nach Uebersteigung des Utahgebirges endlich im Juli in das fruchtbare, damals aber noch ganz unangebaute und öde Thal des Salzsees, einen weiten und prächtigen Bergkessel zwischen hohen Bergen (der Lone Peak ist über 10,000 Fuß hoch), gelangten, begannen ihnen die Lebensmittel zu mangeln und ihre ersten Saaten wurden im Frühjahr 1848 durch ungeheure Heuschreckenschwärme verderbt. Allein sie halfen sich durch diese erste Noth- und Hungerzeit hindurch und bekamen 1849 eine reiche Ernte.

Sie nannten ihre neue Heimath den Staat Deseret (die Honigbiene) und Präsident Fillmore erlaubte dem Propheten, das neue zur Union gehörige Territorium als Gouverneur zu regieren, setzte ihm aber sechs Beamte an die Seite, worunter drei Nichtmormonen waren. Das paßte nun schlecht zur ausschließlichen Hierarchie der Mormonen, weshalb auch jene drei Beamten gar nicht beachtet wurden. Neben dem Propheten, dem allein das Vorrecht der Inspiration zuerkannt blieb und der Orakel und vermeintliche göttliche Befehle ertheilte, regierten zwei Priesterschaften, die Aaronische mit Bischöfen, Priestern, Lehrern und Diakonen, denen neben dem Cultus und Unterricht auch noch die Justiz, Polizei und Finanzen zu verwalten oblag, und die Melchisedek'sche, die aus den Aeltesten und Hohepriestern und aus den zwölf Aposteln (meist auf Missionen abwesend) bestanden. Weltliche Beamte gab es nicht. Der Prophet regierte mit vieler Klugheit. Seine 500 Mann hatten der Union gegen Mexiko tapfer gedient und kehrten mit Ehren zurück. Die Verlockung, an der Goldgräberei in Californien Theil zu nehmen, wurde mit großer moralischer Kraft abgewiesen. Die schlimmen Erfahrungen, welche Smith in Missouri gemacht hatte, belehrten Young, daß es klüger sey, den Abolitionismus zu mäßigen. Die Neger wurden daher als die Nachkommen Kains zurückgesetzt und die Sclaverei derselben gerechtfertigt.

Nun erfuhr man aber damals zuerst, daß unter den Mor-

monen die Vielweiberei erlaubt und nach und nach allgemeine Sitte werde. Im Jahre 1852 verkündete zum erstenmal Pratt eine Offenbarung, welche Smith schon 1843 gehabt haben sollte, wonach die Vielweiberei zuläßig sey: 1) weil die Patriarchen des alten Testaments mehrere Weiber gehabt haben, 2) weil Christus selbst die drei Marien „lieb hatte", 3) weil jedes Weib mit dem Recht auf einen Mann geboren ist und ohne Mann nicht selig werden kann, 4) weil nur in rechter Ehe Heilige erzeugt werden können, außerehelich dagegen nur Unselige. Damit hing das kühne Dogma von einer fortschreitenden Vergötterung der Heiligen zusammen. Die Heiligen sollten Gott immer näher kommen, selbst Götter werden und neue Welten schaffen können, während die Unseligen, alle Nichtmormonen und unehelich Erzeugten mittelst der Seelenwanderung rückwärts gebracht und nur als Indianer, Neger oder Thiere zu ihrer Strafe wiedergeboren werden sollten. Um noch mehr Menschen zum Mormonismus zu bekehren, dehnte man das Sacrament der Taufe auch auf die Todten aus und taufte nach dem Wunsch der Neubekehrten deren verstorbene Eltern, Geschwister und Verwandte, um auch sie zu Heiligen zu machen. Sehr verführerisch, aber auch sehr gefährlich war endlich die geistliche Ehe (Spiritual wivery oder sealing, Besiegelung) der Mormonen, d. h. das Recht der mit Heiden oder unwürdigen Männern bereits verheiratheten Frauen, sich mit dem Propheten oder einem andern Heiligen geistlich zu vermählen, um ihre Seele zu retten. — Demzufolge nahm, wer Lust hatte, unter den Mormonen mehrere Frauen und man sah bald, wie ein Mann einen ganzen Omnibus voll von seinen Ehedritteln, -vierteln, -fünfteln ꝛc. spazieren fuhr. Sonderlich der Prophet und die höheren Priesterclassen versorgten sich reichlich mit Schönen. Der Zulauf von Frauenzimmern zu den Mormonen war aber auch ungeheuer. Daß jede einen Mann bekommen mußte, lockte viele und je mehr ihrer wurden, desto nothwendiger wurde auch die Polygamie. Nicht nur aus den Vereinigten Staaten, sondern auch aus Europa kamen zahlreiche Zuzüge von

Neubekehrten nach dem Salzsee. Mormonenapostel erschienen überall, um für ihre Secte zu reden, wurden aber meist abgewiesen. Nur in England und Skandinavien fanden sie Zulauf und nur von dort erfolgten große Einwanderungen.

Eine kleine Minderheit von Mormonen, William Smith und Bischof Gladdon an der Spitze, verwarfen die Vielweiberei, wurden aber aus Deseret vertrieben. Young, der allein bereits 50 Weiber genommen hatte, vertheidigte die Vielweiberei mit Fanatismus und bediente sich seiner Daniten, um jeden Widerspenstigen unschädlich zu machen. Als die drei nichtmormonischen Richter einschreiten wollten, wurden sie verhöhnt und vertrieben. Diese Mißachtung der Unionsregierung und der Greuel der Vielweiberei fachten im ganzen Gebiet der V. Staaten den Haß an, den zuerst nur die Bewohner von Missouri und Illinois gegen sie gehegt hatten. Der Mormonenstaat trachtete nach völliger Unabhängigkeit, stellte sich allen übrigen Staaten entgegen und nahm die Miene an, alle unterjochen zu wollen, wenn er nur die Macht dazu gehabt hätte. Es war ein förmlicher neuer Muhamedanismus mit seiner Vielweiberei und Eroberungslust. Alles verlangte die Demüthigung, wo nicht Ausrottung der Mormonen und der Präsident mußte 1857 eine Armee gegen sie ausrüsten. Young aber rüstete auch seinerseits, hoffte sich in seiner natürlichen Gebirgsfeste gegen die aus weiter Ferne erschöpft ankommenden Truppen halten zu können, suchte die benachbarten Indianerstämme zu gewinnen, ließ keine Boten der V. Staaten nach Californien mehr durchpassiren, hemmte jeden Verkehr, ließ aber aus Vorsicht fast das ganze Mormonenarchiv verbrennen, damit, wenn die Dinge eine üble Wendung nähmen, es an compromittirenden Beweisstücken fehlen möge.

Die republikanische Partei in der Union wollte weder Sclaverei noch Vielweiberei dulden, die demokratische aber beschützte die Sclaverei mit der Phrase: „in häusliche Einrichtungen solle sich der Bund nicht mischen dürfen." Mit derselben Phrase vertheidigten

nun auch die Mormonen ihre Vielweiberei. Präsident Buchanan wollte als Haupt der Demokraten den Unterschied zwischen Sclaverei und Vielweiberei scharf betonen und befahl deshalb, eine Armee unter Claß und Scott zur Unterdrückung der Mormonen abzuschicken. Aber die Expedition verspätete sich bis in den Herbst 1857. Die Generale Claß und Scott mußten im November 150 englische Meilen vom Salzsee entfernt ihre Winterquartiere aufschlagen und litten großen Verlust durch Kälte und Hunger. Erst im Frühjahr erhielten sie Verstärkungen und einen vom Präsidenten für Deseret ernannten neuen Gouverneur, Cumming, dem Young weichen sollte. Die Mormonen wagten keine Schlacht und hofften durch rechtzeitiges Nachgeben die Union zu versöhnen deren Uebermacht sie doch zuletzt hätten erliegen müssen. Sie wichen also dem Streich, der gegen sie geführt werden sollte, geschickt aus durch eine provisorische Auswanderung nach Süden, und zeigten sich zu Unterhandlungen geneigt. Da schickte Buchanan zwei Friedenscommissaire, Powell und Culloch, und in Folge dessen ließen die Mormonen den neuen Statthalter für Utah, Cumming, in die Salzstadt zu. Ebendahin kam auch Thomas Kane, Bruder des berühmten Entdeckers der nordwestlichen Durchfahrt, und vermittelte die Aussöhnung. Der Feldzug hatte 15 Millionen Dollars gekostet und die Verwaltungsbeamten *) hatten schamlos gestohlen. Dies und die 4000 Dollars Jahresgehalte, welche Cumming bezieht, waren der einzige Gewinn aus der ganzen Demonstration. Die in Utah zurückgebliebenen Truppen der Union sind zu schwach und von den V. Staaten zu fern, um sich lange halten zu können und die Mormonen haben sich nur scheinbar gefügt, Cumming kann ihnen nicht mehr befehlen, als sie befolgen wollen.

Man zählt jetzt 3—500,000 Mormonen, wovon ein großer

---

*) Einer derselben erbot sich in einer öffentlichen Annonce zu Hülfleistung bei allerlei Speculationen und fügte zu seiner Empfehlung hinzu, er habe bei den damaligen Armeelieferungen 1 Mill. Dollars gewonnen. Allg. Z. 1858 Nr. 137.

Theil in England, Skandinavien und den Vereinigten Staaten zerstreut lebt, die aber immer bereit sind, sich um den neuen Tempel zu schaaren.

Die innere Parteiung in den V. Staaten wurde am meisten genährt durch die Sclavenfrage. Den Angloamerikanern in den nördlichen Provinzen, die von ihrer Hände Arbeit im gemäßigten Clima lebten und keine Sclaven brauchten, erschien die Sclaverei in den südlichen Provinzen ein Greuel, widerchristlich und inhuman, im höchsten Grade ungerecht für die Schwarzen, demoralisirend für die Weißen und eine Schande für die Union. Wetteifernd mit England, welches die Sclaverei aus andern Gründen auszurotten suchte, bemühten sich die Abolitionisten oder Freibodenmänner im Norden der V. Staaten, den Sclavenhandel gesetzlich abzuschaffen. Die Sclavenhalter in den Südprovinzen erkannten aber in der Beibehaltung ihrer Sclaven eine Lebensfrage. Um in dem heißen Himmelsstrich auf den Plantagen die Colonialproducte zu erzeugen, Zucker, Kaffee, Baumwolle rc., brauchte man nothwendig die schwarze Race, denn die weiße hätte die Hitze nicht ausgehalten oder zu viel Arbeitslohn gekostet. Ueberdies fühlte man, wenn die Neger emancipirt würden, deren Empörung wie auf Hayti. Die Yankees im Süden fochten also für ihre Existenz. Sie hatten aber das erlaubte Maaß als Herren übertrieben und überboten sich in Trotz und Barbarei, um den reichen Gewinn, den sie aus dem Mißbrauch des Sclavenhaltens zogen, zu entschuldigen. Daher die ungeheure Gehässigkeit des ganzen Streites.

Man muß dabei in Anschlag bringen, daß der Yankee von germanischer Race sich von Natur erhaben fühlt über den Neger, ihn kaum als Menschen gelten läßt, ihn lieber zum Thiere rechnet und sich daher auch die roheste Grausamkeit gegen ihn erlaubt. Im spanischen und portugiesischen Amerika herrscht die Verachtung gegen die schwarze Race bei der weißen nicht, wie im englischen. Die Neger wie die Indianer beten und essen mit den Weißen gemein=

schaftlich, verheirathen sich mit denselben und stehen als katholische Christen auf gleicher Linie. Auch die Sclaven werden mild behandelt und sind Glieder der Familie. Die Angloamerikaner dagegen dulden keinen farbigen Menschen in ihrer Gesellschaft. Auch freie Schwarze von großem Reichthum, auch Quateronen, die ganz weiß sind und nur in einem dunkeln Schatten um die Augen eine Mischung mit Negerblut verrathen, dürfen nie mit einem Weißen bei Tisch, nie mit ihm im Wagen sitzen. Dieser tiefe Racenhaß ist in der vorliegenden Frage entscheidend. Der spanische Südamerikaner und Brasilianer verliert in der friedlichen Vermischung mit den Schwarzen allmählich den Adel und die Energie der weißen Race. Diese festzuhalten lehrt dagegen den Yankee sein guter Instinct und er fährt besser dabei.

Sein Stolz ist gerechtfertigt, sein Verfahren practisch, nur durch den Mißbrauch der Gewalt, die er über die schwarze Race besitzt, ruft er den Fluch des Himmels auf sich herab. Anstatt nämlich die armen Schwarzen, wie Unmündige, menschlich und liebreich zu behandeln und bis zu der Stufe von Bildung, der sie fähig sind, zu erziehen, hält der Yankee den Schwarzen gewaltsam in der Thierheit zurück, verbietet ihm bei Todesstrafe lesen und schreiben zu lernen und behandelt ihn wie das Vieh. Im Jahr 1852 beschrieb Harriet Beecher Stowe in dem berühmten Roman „Onkel Toms Hütte“ die Leiden der armen Neger und trug dadurch nicht wenig bei, den Eifer der Abolitionisten und die Wuth der Sclavenhalter zu erhitzen. Das Aergste war die Negerzüchterei, welche völlig wie die Viehzucht getrieben wurde, denn, um nicht schweres Geld für aus Afrika eingebrachte Sclaven ausgeben zu müssen, sind im Süden der V. Staaten Anstalten eingerichtet, worin Negerkinder in Menge erzeugt werden. Daß der Sclavenbesitzer selbst mit seinen Sclavinnen eine Menge Kinder zeugt und diese dann verkauft,*) ist unter den Yankees etwas gewöhnliches. Der

*) Präsident Jefferson selbst verkaufte seine eigenen Kinder. Eine Tochter von ihm wurde zu New-Orleans auf offenem Markte von einem seiner Verehrer gekauft. Hamilton I. 163.

Preis der Sclaven steigt mit dem Bedürfniß der Arbeit und dieses mit dem Absatz der Colonialwaaren in Europa. Der Absatz hat aber beständig zugenommen, mithin auch der Bedarf an Sclaven gerade in der Zeit, in der die Abolitionisten am lautesten gegen die Sclaverei schrien.

England und Frankreich hatten schon 1831 unter sich, dann 1841 auch mit Rußland, Oesterreich und Preußen einen Vertrag abgeschlossen, worin sie sich verbürgten, in ihrem Gebiet keine Sclaverei mehr zu dulden. England und Frankreich schlossen 1845 einen neuen Vertrag in Bezug auf das Durchsuchungsrecht der Schiffe und hielten kleine Flottillen an der Küste Afrika's, um den Menschenhandel nach Amerika zu verhindern. In den V. Staaten selbst hatte der Congreß schon 1776 die Einfuhr von Sclaven verboten, allein das Interesse hatte das Einhalten des Verbots unmöglich gemacht. Inzwischen hatte man sich vertragen und noch zuletzt hatte Clay eine Compromißbill durchgesetzt, welche zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen eine billige Ausgleichung erstrebte. Es handelte sich hauptsächlich um die neuen Territorien und Provinzen, in denen beide Parteien die Oberhand zu erhalten, die eine die Sclaverei einzuführen, die andere sie auszurotten suchten. Die s. g. Nebrasca-Bill vom 24. Mai 1854 stellte es jedem neuen Territorium frei, ob es Sclaven halten wolle oder nicht; allein das Interesse war zu mächtig und die Selbsthülfe dem rohen Yankee zu geläufig, als daß er sich in der gesetzlichen Bahn hätte halten lassen. Das Gesetz wurde ganz offen umgangen. Neger, welche durch die Behörden von Sclavenschiffen waren weggenommen worden, brachte man doch nur an einen Ort, wo sie wieder verkauft wurden.

Das alte Nebrasca genannte Gebiet im Osten des Missouri zerfiel in die Staaten Wisconsin, Iova, Missouri, Indian Territory und Kansas. **Kansas**, zwischen dem Missouri und den Rocky-Mountains am Flusse Kansas, war ein noch wenig angebautes, schwach bewohntes Prairieland, in welches aber immer mehr Ansiedler einwanderten. Die meisten kamen aus den nörd-

lichen Provinzen und waren mithin Abolitionisten, die Minderheit hielt Sclaven und suchte sich aus den südlichen Provinzen zu verstärken. Vor allem lag den Bewohnern des benachbarten Missouri daran, die Sclaverei in Kansas zu erhalten, um ihre Partei zu verstärken und am Congreß die Stimme eines Staates mehr für die Sclaverei zu gewinnen. Als daher 1854 durch die Abolitionisten die Stadt Lawrence in Kansas erbaut wurde, kam allerlei bestelltes Gesindel aus Missouri herüber, um die Arbeit zu stören. Diese Missouri-Ruffians waren ausgesuchte Raufbolde in rothen Flanellröcken, bis an die Zähne bewaffnet, fast immer besoffen und zu allem fähig, von unglaublicher Rohheit. Sie drängten sich ohne weiteres in die Versammlung der Bürger von Kansas und stimmten mit. Nicht ohne große Mühe gelang es den Bürgern, sich am 15. December 1855 in einer Versammlung zu Topeka eine Verfassung und Organisation unter dem Gouverneur Reeder zu geben. Nun schloß aber Missouri einen Bund mit Georgien und Carolina, um Kansas mit Gewalt zu einem Sclavenstaat zu machen. Am 21. Mai 1856 überfielen tausend Ruffians unversehens die Stadt Lawrence, verbrannten die öffentlichen Gebäude und plünderten alle übrigen aus, desgleichen legten sie die Stadt Bernard in Asche.

Die Freibodenmänner waffneten sich nun auch, erlitten aber am 30. Aug. eine Niederlage und wurden vom Norden her nicht unterstützt.

Die Sclavenhalter entwickelten an allen ihren Grenzen eine Energie, gegen welche sich die Abolitionisten der gesammten Union, welche doch entschieden die Mehrheit bildeten, auf eine merkwürdige Weise nur passiv verhielten. Die Sclavenhalter setzten am 4. Nov. 1856 die Wahl **Buchanans** zum Präsidenten*) durch und behaupteten die Oberhand im Congreß. In New-York selbst, dem Mittelpunct der nördlichen Provinzen, war der Hauptstapelplatz für die Colonialwaaren des Südens und hielten es die großen Handels-

*) Am 4. März 1857 wurde Buchanan als Präsident zu Washington inaugurirt und zog im Triumph auf, vor ihm ein hoher Wagen mit der Freiheitsgöttin, hinter ihm ein Schiff mit vollen Segeln und Wimpeln.

männer heimlich mit dem Süden. Ueberhaupt konnte in Nordamerika, wenn Humanität und Geldinteresse stritten, der Sieg nie zweifelhaft seyn. Die Sclavenhalter (die enragirtesten im Süden hieß man fire-eaters, Feueresser) durften sich ungestraft alles erlauben. Wo sie innerhalb ihrer Grenzen irgend einen Abolitionisten witterten, pflegten sie denselben nackt auszukleiden, in Theer und dann in Federn zu tauchen, und so unter Spott und Peitschenhieben fortzujagen. Ein Loos, welches besonders die frommen Missionäre und Schulmeister traf, welche heimlich den Negern Unterricht ertheilten. Oft auch fielen die Sclavenhalter in das Nachbargebiet ein, um Sclaven gewaltsam zurückzuholen, die entflohen waren, wobei sie Häuser plünderten oder verbrannten. Oft wurden Unschuldige als Abolitionisten verdächtigt und verfolgt, Gläubiger, die ein böser Schuldner anklagte, um sie loszuwerden, Privatpersonen, an denen man Rache nehmen wollte ꝛc.

Ein gewisser Brower (Old Captain genannt), schon 63 Jahre alt, litt schwer im Bürgerkrieg von Kansas. Die Missourileute verbrannten ihm Haus und Hof, mordeten ihm zwei Kinder und verwüsteten seine Felder. Sein Weib starb vor Gram. Da schwur er den Sclavenhaltern Rache, sammelte Gleichgesinnte um sich, fiel in Missouri ein und sengte und brannte daselbst wie ein Räuber. Man fing ihn, er machte sich wieder frei und reizte im Oct. 1859 zu Harper's Ferry in Virginien die Neger auf. Die Empörung derselben wurde jedoch bald durch Truppen besiegt und Brower gefangen. Er läugnete nichts, lieh seinem Ingrimm kräftige Worte und wurde, nachdem man ihn, den von vielen Stichen und Hieben am Wundfieber liegenden, gleichwohl wochenlang mit Verhören gequält hatte, am 2. December zu Charlestown gehenkt.

Die Mehrheit in Kansas mußte zusehen, wie bereits am 7. Nov. 1857 von der Minderheit eine neue Verfassung gemacht wurde, welche die Sclaverei beibehielt, und wie der Präsident Buchanan diese neue Verfassung auch wirklich bestätigte. Im Congreß zu Washington kämpften die Vertreter beider Parteien mit äußerster

Erbitterung. Kein Anstand, keine Würde des Gesetzgebers wurde mehr geschont. Am 22. Mai schlug im Senat Brooks von Südcarolina seinen Gegner in der Sclavenfrage, den Abolitionisten Summers von Massachusetts, mit einem Stocke halbtodt, und wurde doch deshalb nicht ausgestoßen, sondern nur zu 300 Dollars Strafe verurtheilt, empfing aber dafür einen schweren goldbeschlagenen Stock mit der Inschrift hit him again (hau ihn noch einmal). Am 5. Februar 1858 kam es wegen derselben Frage im Repräsentantenhause zu einer furchtbaren Schlägerei zwischen Grow vom Norden, Kritt und Potter vom Süden, und vielen andern, die sich einmischten. Die Frage wegen Kansas war deshalb so wichtig, weil sich 30 Sclavenstaaten 30 Freibodenstaaten mit ihren Stimmen gegenüberstanden. Durch die Aufnahme Californiens in die Union hatten die letzteren eine Stimme mehr erhalten, die ersteren setzten daher alles dran, um mit Kansas eine neue Stimme zu gewinnen. Der Präsident Buchanan war von ihrer Partei und das Uebrige that ein colossales Bestechungssystem, welches vom Süden aus in Washington gepflegt wurde. Zwischen beiden Parteien suchte eine dritte, die der s. g. Freesoilers, zu vermitteln, indem sie die Sclaverei, wo sie einmal war, gewähren lassen, ihrer Ausbreitung auf andre Gebiete aber Schranken setzen wollte. Inzwischen gingen die Einzelstaaten immer weiter. Missouri und Arkansas verbannten 1860 alle freien Farbigen aus ihrem Gebiet, es sollte dort kein Farbiger leben, der nicht Sclave sey.

Die jüngsten Nachrichten melden, die Zwietracht zwischen Norden und Süden habe einen noch höheren Grad erreicht. Der Süden sey entschlossen, wenn nach Buchanans gesetzlichem Austritt der demokratische Candidat Breckenridge bei der Präsidentenwahl nicht durchdringen sollte, alle seine Abgeordneten nicht mehr nach Washington, sondern nach Richmond zu schicken und dem alten Congreß einen Sondercongreß der Sclavenstaaten gegenüberzustellen.

Gegen England erlaubten sich die V. Staaten ein sehr rücksichtsloses Benehmen. Als der englische Gesandte Crampton in den

V. Staaten Werbungen machen ließ, wurde er 1856 ohne weiteres heimgeschickt und drei englische Consuln in New-York, Philadelphia und Cincinnati abgesetzt, ohne daß es England gewagt hätte, eine Genugthuung zu fordern. In dem 1846 zwischen England und den V. Staaten abgeschlossenen Oregon-Grenzvertrage war die nordwestlichste Grenze zwischen dem englischen Neugeorgien und dem amerikanischen Oregon am stillen Ocean nicht genau bezeichnet worden, so daß 1859 Streit entstand über die kleine Insel San Juan, auf welche beide Anspruch machten. Anfangs hatten sich die Amerikaner um diese Insel wenig bekümmert, als aber ihre Ansiedlungen weiter vorrückten und von Indianern angegriffen wurden, glaubten sie, diese seyen auf sie gehetzt von Engländern der Hudsons-Bay-Compagnie, welche die Insel zu benutzen pflegten. Nun klagten die amerikanischen Ansiedler und erhielten zum Schutz eine kleine Besatzung, welche die Insel als Eigenthum der V. Staaten ansprach. England war damals in Europa und Asien zu tief verwickelt, um nicht in Amerika nachgeben zu müssen.

Die Einwanderung in den V. Staaten war in den Zeiten, in welchen Europa entweder durch Hungersnoth oder durch despotische Reactionen am meisten litt, auch am zahlreichsten. Daß 1854 in New-York allein 319,233 Einwanderer und zwar größtentheils aus Deutschland und 1855 daselbst wieder 136,233 anlangten, erklärt sich theils aus der Unzufriedenheit der Deutschen mit ihren Zuständen nach der mißlungenen Revolution von 1849, theils aus den nassen Jahrgängen. Die Auswanderung aus Europa ist immer noch im vollen Gange und die V. Staaten zählen jetzt schon 26 Mill. Einwohner.

In Canada, dem englischen Besitzthum, lebte man noch in alter Weise fort und verwilderte nicht so, wie in der benachbarten Republik. Reisende rühmten stets den Frieden und Wohlstand und die gute Gesittung, besonders auch die Anmuth der französischen Bevölkerung in Canada. Und doch wirkte das Beispiel der Nachbarn nach und nach ein wenig ansteckend. In Obercanada

neigten viele zur Demokratie und in Untercanada suchte Papineau eine specifisch französische Partei gegen die englische Regierung aufzustacheln. Veranlassung dazu gab die mancherlei Willkür in der Verwaltung vom Mutterlande aus. Im Jahre 1836 formulirte die Assembly in Niedercanada ihre Forderungen dahin: der Gouverneur solle der Assembly verantwortlich seyn, die Finanzen sollten besser geregelt, die Freiheiten der Colonie überhaupt erweitert werden. Würde England diesen Forderungen nicht nachgeben, so drohte die Assembly mit Steuerverweigerung. In Obercanada folgte man gern diesem Beispiel. Vergebens suchten die „Loyalisten" die Bewegung aufzuhalten, die „Söhne der Freiheit", die sich zuerst in Montreal constituirten, schritten zu offener Gewalt, als die Regierung und das englische Parlament selbst ihre Forderungen verwarfen. Aber das Militair wurde der Insurgenten Meister, zuerst bei St. Charles am 25. Nov. 1837, dann auch in Obercanada, wo Mackenzie den Aufstand leitete. Der englische General Collone stellte überall die Ordnung her und verfolgte die Insurgenten bis auf die den V. Staaten gehörige und im Niagarafluß liegende Insel Navy-Island, auf der sie sich unter ihrem letzten Anführer Mac Nab verschanzt hatten. Sie konnten sich mit Hülfe der ihnen aus den V. Staaten zulaufenden guten Freunde nur so lange halten, bis der Präsident der Union, van Buren, Befehle gab, die Neutralität einzuhalten und den Insurgenten keinerlei Vorschub zu leisten. Da sahen sich die letzteren gezwungen, sich zu zerstreuen.

Im Januar 1838 kam Lord Durham als neuer Gouverneur nach Canada, um die Gemüther vollends zu versöhnen, aber seine Maßregeln und Vorschläge erschienen in England zu liberal und Ministerium und Parlament desavouirten ihn. Im höchsten Grade entrüstet und über Unvernunft und Undank klagend, gab Durham seinen Posten anf und überlebte seinen Mißmuth nicht lange. Die Canadier geriethen aber aufs neue in Zorn, verbrannten in Quebeck die Bildnisse der Lords Brougham und Melbourne, die Durham im Stich gelassen hatten, und erhoben unter Robert Nelson

noch einmal Aufruhr, aber ohne Nachdruck. Am 10. August 1840 erhielten sie eine neue Verfassung, indem Ober- und Niedercanada verschmolzen und die Franzosen als solche in der allgemeinen Assembly in die Minderheit versetzt wurden. Dabei ist es bis jetzt geblieben, wenn gleich von Zeit zu Zeit noch Klagen aus Canada herübertönten. In jüngster Zeit hat sich der junge Prinz von Wales aufgemacht, die Colonie zu besuchen.

Im Norden der schwach bevölkerten Colonie breiten sich noch unermeßliche Prairien aus, aber vergebens suchte England den Strom, wenigstens der englischen und irischen Auswanderung, nach Canada zu leiten; fast alles ging in die V. Staaten. Jene weiten Prairien selbst aber wurden häufig für Rechnung der Republikaner ausgebeutet. Der größte Jäger und Pelzhändler Canada's war kein Engländer, sondern ein Bürger der V. Staaten, der aus der Gegend von Heidelberg gebürtige vormalige Kürschnergesell Astor, der hunderte von französischen Jägern in den Prairien besoldete, um das Wild zu erlegen, und zwanzig Schiffe unterhielt, um die Häute und Pelze in Europa und China zu verkaufen. Nach ihm wurde eine von ihm an der Westküste Nordamerika's gegründete Colonie und Handelsstation Astoria genannt. Er starb 85 Jahre alt 1848 und hinterließ 50 Mill. Dollars.

Lange ist ein Seeweg um den Norden Amerika's herum nach China, die s. g. nordwestliche Durchfahrt, gesucht worden, weil man auf demselben viel schneller in die indo-chinesischen Gewässer kommen würde, als um die Südspitze Amerika's oder Afrika's herum. Allein man fand im Polarkreise das Meer stets zu sehr mit undurchdringlichem Eise angefüllt. Großen Ruhm erwarben die englischen Capitaine Roß und Parry durch die Kühnheit, mit der sie in die kalte Zone eindrangen, den größten aber Capitain Franklin, der auf den berühmten Entdeckungsschiffen des Cap. Roß, Erebus und Terror, 1845 seine Entdeckungsreise, um die nordwestliche Durchfahrt zu finden, unternahm, aber nicht wiederkehrte. Die ganze gebildete Welt interessirte sich für ihn

und wetteifernd schickten England und die V. Staaten Schiffe aus, den Verlorenen zu suchen, nahe an 30 verschiedene Expeditionen. Aber erst 1859 fand Capitain M'Clintac mit dem Dampfer Fox, den Lady Franklin auf eigene Kosten ausgerüstet hatte, um ihren Gatten wiederzufinden, die Spuren des Verlorenen wieder auf, nämlich einen auf Point Victory an der Westküste von King Williams Island am 25. April 1848 von den Capitains Crozier und Fitzjames niedergelegten Bericht, nach welchem die beiden Schiffe Franklins, Erebus und Terror, im Eis eingefroren, wenige Tage vorher hatten müssen verlassen werden, nachdem Franklin selbst schon am 11. Juni 1847 gestorben war. Damals waren noch 105 Personen der Expedition übrig. Kleider, Waffen, zum Theil auch Gerippe derselben wurden noch an verschiedenen Orten (an der Backbay) gefunden. Franklins Opfertod führte aber dennoch zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, denn unter den Schiffscapitainen, die ihn aufsuchten, überwinterte Mac Clure, von Westen kommend, im Meereise unfern von der Melvilleinsel, und traf hier 1853 zusammen mit dem von Osten kommenden Cap. Kellett. Die eingefrorene Durchfahrt war somit entdeckt, aber sie blieb unpraktisch, weil des Eises zu viel war. Dagegen entdeckte der Amerikaner Dr. Kane, als er ebenfalls Franklin aufsuchte (1853—1855), daß sich der Smithsund am nördlichen Ende der Baffinsbay gegen Norden immer weiter ausdehne und in ein offenes Meer ausmünde, welches durch warme Strömungen vom Eise frei gehalten sey.

Neuntes Buch.

Das romanische Amerika.

Mittel- und Südamerika wurden nicht wie Nordamerika von der germanischen Race (Engländern und Deutschen), sondern von der romanischen beherrscht, indem die Spanier hier alles eroberten, mit Ausnahme Brasiliens, welches den Portugiesen zufiel, ungerechnet die kleinen Niederlassungen der Holländer, Engländer und Franzosen in Guyana. Aber auch schon vor der Eroberung Amerika's durch die Weißen bestand unter den eingebornen Indianern (den Rothhäuten) im Norden und Süden ein Unterschied. Die Yankee's stießen nur auf wilde nicht sehr zahlreiche Stämme, und suchten dieselben einfach auszurotten; die Spanier dagegen fanden wohlorganisirte Staaten mit einer überaus zahlreichen ackerbauenden und verhältnißmäßig gebildeten Bevölkerung vor, mit der sie sich friedlich vermischten. Sogar das Verhältniß der Neger, die man als Sclaven einführte, war im romanischen Süden ein anderes, als im germanischen Norden. Es gab nämlich im Süden

viel weniger Schwarze und sie wurden viel menschlicher behandelt, die Vermischung mit ihnen war nicht arg verrufen.

Das System, nach welchem Spanien seine unermeßlich ausgedehnten Colonien in Mittel- und Südamerika behandelte, ist von den meisten Geschichtschreibern auf eine ungerechte und unverständige Weise getadelt worden. Es ist wahr, die Colonien wurden vom Mutterlande aus durch vier Virey's (Vicekönige) in Neuspanien (Mexiko), Peru, Neugranada und Rio de la Plata, despotisch regiert. Die Regierung allein hatte das Monopol des Handels und erlaubte erst 1765 den Handel nach Westindien (den Antillen) aus sieben Häfen. Die Reichthümer aus den Colonien, sonderlich die Ausbeute der Bergwerke von Potosi, wurden dem Mutterlande jährlich auf der großen s. g. Silberflotte zugeführt, auf welche die Engländer so oft Jagd machten. Der Verkauf europäischer Industrieartikel war ebenfalls Regierungsmonopol. Wie die Virey's selbst ihre Posten oft nur einer Camarilla in Madrid verdankten, so übten auch sie wieder groben Nepotismus. Die Colonien blieben dem Auslande hermetisch verschlossen, namentlich durfte kein Strahl von Philosophie und Aufklärung aus der alten Welt eindringen und die katholische Kirche übte unumschränkte Gewalt über die kindlichen Seelen der Creolen (in Amerika geborene Weiße) wie der Indianer und Neger und der aus allen diesen Racen entstandenen Mischlinge. Da fehlte freilich die politische Agitation und Tribune, die freie Presse, unbedingte Lehrfreiheit, die Schule, die Industrie, der Börsenschwindel, aber das Volk war glücklich, das Land im tiefsten Frieden, der Fortschritt der Gesittung, namentlich in den Jesuitenmissionen unter den Indianerstämmen der entlegenen Urwälder (in Paraguay, am Amazonenfluß und in Californien), in hohem Grade erfreulich. Der üppige Himmelsstrich gewährte den Eingebornen eine leichte Befriedigung ihrer einfachen Bedürfnisse. Frohe und glückliche Naturkinder hätten sie in ihrer seligen Ruhe niemals gestört werden sollen.

Sie wurden aus einem behaglichen Frieden, aus einem keines-

wegs beklagenswerthen Zustande von Unmündigkeit und kindlicher Genügsamkeit auf einmal ohne alle Noth, ohne daß sie es irgend bedurft hätten, lediglich durch fremden Einfluß herausgerissen in unsägliches, noch immer fortdauerndes Unglück, im Namen einer Freiheit, deren sie nie fähig waren, noch seither fähig geworden sind.

Durch den Einfluß der katholischen Kirche war ein Gefühl der Einheit in alle mittel- und südamerikanischen Racen gekommen, denn alle waren gute Christen. Nun erlitt aber der alte fromme Glaube wenigstens bei den Kaufleuten, Offizieren und höheren Classen überhaupt einen gewaltigen Stoß durch die seit der Revolution eindringende Frivolität, Aufklärung und kirchenfeindliche Literatur. Südamerika wurde systematisch mit den Werken Voltaire's und der ganzen revolutionären Schandliteratur Frankreichs von Bordeaux aus überschwemmt. Dieses Gift verdarb die Herzen und nährte den Egoismus der Generale, einen Ehrgeiz und eine Genußsucht, die nur auf Kosten der Nebenbuhler befriedigt werden können, daher die ganze nun schon fünfzigjährige Revolutionsperiode einfach einer Superfötation von Blasen verglichen werden kann, von denen immer eine die andere verdrängt, eine platzt und eine andere wieder hervorkommt, um wieder zu platzen. Aus demselben Grunde aber, aus welchem das romanische Amerika sich innerlich nicht zu beruhigen und irgendwie auf eine feste und dauernde Art neu zu gestalten vermag, ist es auch nicht fähig, der Yankeeströmung von Norden her zu widerstehen, und als romanische Welt der germanischen gegenüber in starker Einheit dazustehen. Das romanische Element in ihnen ist auf ein Minimum reducirt und durch Verschwimmen in den farbigen Racen für immer corrumpirt, während das germanische Element in Nordamerika in der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung sich rein erhalten hat.

Erst als Napoleon die regierende Dynastie in Spanien absetzte und der blutige Volkskrieg auf der pyrenäischen Halbinsel begonnen hatte, wurden auch die Colonien aufgeregt. Die Altspanier, welche dort die ersten Stellen und die reichsten Etablisse-

ments besaßen, wollten Amerika dem gefangenen König Ferdinand VII. erhalten. Die Creolen verlangten gleiche Rechte mit dem Altspaniern und wurden wirklich von der Centraljunta im Mutterlande aufgefordert, Deputirte zu schicken. Nach und nach aber ließen sie sich durch die Engländer und Nordamerikaner verführen, sich überhaupt vom Mutterlande loszureißen. Die Farbigen hielten sich anfangs passiv, bis die Uneinigkeit unter den Weißen sie ihre Bedeutung und Macht zum erstenmal fühlen ließ. Als ein bisher äußerst bigottes, von Priestern geleitetes Volk waren sie den Liberalen in den Städten nicht hold und wollten nichts von den neuen Theorien, nichts von der Aufklärung und Freimaurerei, welche sie von den Fremden lernten, wissen; jedoch rotteten sich die Indianer gegen die alte Regierung zusammen, wenn man ihnen vorspiegelte, alle Weißen würden vertrieben und das alte Indianerreich von Mexiko hergestellt werden. Und bald thaten sich in den Bürgerkriegen Farbige als tüchtige Krieger hervor und machten den gebildeten Städtern die Regierungsgewalt streitig. Das ist als Grundcharakter des gesammten Revolutionszeitalters im spanischen Amerika festzuhalten.

In Mexiko regierte der Virey Iturrigarai seit 1802 wie ein wirklicher König mit großer Hofhaltung, machte sich aber als Anhänger Godoy's so verhaßt, daß ihn bei der Nachricht von Godoy's Verrath und der Absetzung der Bourbons in Bajonne die Altspanier in Mexiko selbst ab-, und statt seiner eine Centraljunta einsetzten, am 15. Sept. 1808. Die Anhänger des Mutterlandes thaten das, um den Creolen zuvorzukommen und das Heft in der Hand zu behalten. Weil aber in Mexiko die Indianer in dichten Massen wohnen, ließen sie sich durch den Pfarrer Hidalgo bethören, die Zeit zur Wiederbegründung ihres Reichs sey gekommen, die unrechtmäßige Gewaltherrschaft der Spanier in der neuen Welt neige sich zum Ende. Trotz ihrer Menge aber erlagen sie 1810, und gleiches Schicksal hatte ein späterer Aufstand 1815. Einen dritten erhob der aus Spanien während der Restauration geflüchtete jüngere Mina, aber auch er wurde besiegt und erschossen, 1817.

Nun erfolgte eine völlige Herstellung der altspanischen Regierung unter dem neuen Virey Apodaca. Die Ruhe währte aber nur bis 1821, denn sobald die Nachricht von der spanischen Revolution im Jahre 1820 angelangt war, regte sich der Ehrgeiz und die Neuerungssucht auch unter den Offizieren in Mexiko, und General Iturbide erhob sich gegen den Virey, der ihm wenig Energie entgegensetzte. Der Gedanke, sich vom Mutterlande zu trennen, war durch die schlechte Regierung Ferdinands VII. und durch die Mahnungen der Amerikaner und Engländer genährt worden, aber das monarchische Gefühl im Volke noch so stark, daß man wenigstens keine Republik wollte. Schon Hidalgo und Merelos hatten einen einheimischen Kaiser verlangt, das Beispiel Napoleons mußte daher für einen kühnen General sehr lockend seyn, und da die altspanische Partei die Bourbons nicht retten konnte, so wollte sie wenigstens den Thron retten. Es ist charakteristisch, daß diese loyale Partei sich als Freimaurerloge nach dem schottischen Ritus constituirt hatte, weshalb man sie die Escoseſos nannte. Die republikanische Gegenpartei constituirte sich nach dem englischen oder Yorkritus und erhielt davon den Namen der Yorkinos. So stark war schon der Einfluß europäischer und nordamerikanischer Sitten geworden. Die Maurerei nahm in der neuen Welt genau in demselben Maaße überhand, in welchem das Ansehen der Kirche sank. Unter dem Beistand der Offiziere und des Heeres und unter Zulassung der monarchischen Partei ließ sich der eigentlich eben so talent- als verdienstlose Iturbide am 18. Mai 1822 als Augustin I. zum erblichen Kaiser von Mexiko ausrufen. Aber weder die V. Staaten von Nordamerika, noch die unterdeß in Südamerika entstandenen Republiken erkannten ihn an. Im Aerger wollte er Rache nehmen und beging so viele Fehler, daß ihn eine Soldatenempörung eben so schnell wieder stürzte, als ihn die erste erhoben hatte, 1823. General Santa Anna, gegen den er sich barsch benommen hatte, rächte sich an ihm und vertrieb ihn. Da inzwischen die siegenden Republikaner in Parteien zerfielen, glaubte

Iturbide, er werde Erfolg haben, wenn er wiederkäme, erschien 1824 im Lande, wurde aber ergriffen und ohne Gnade erschossen.

Die Mexikaner bildeten sofort eine Föderativrepublik, anfangs unter dem Präsidenten Pedrazzo aus der gemäßigten Partei der Escoses, der aber 1828 durch Guerrero aus der immer mächtiger gewordenen demokratischen Partei verdrängt wurde. Dieser wüthete nun unbarmherzig gegen die Spanier und ließ erst alle altspanische Geistlichen, endlich alle in Spanien Geborenen überhaupt ohne Ausnahme des Landes verweisen. Die Escoses aber unter den Creolen, noch ihr Uebergewicht fühlend, machten nun eine Contrerevolution unter General Bustamente, der über Guerrero siegte und denselben erschießen ließ. Nun trat Pedrazzo wieder an die Spitze der Föderation. Gegen Bustamente aber erhob sich 1832 Santa Anna und überwand ihn in einem langen Kampfe, so daß nunmehr wieder die demokratischen Yorkinos die Oberhand erhielten. Die Regierung dieser Partei war nicht heilsam für Mexiko, denn sie brachte die Kirche in Verachtung, begünstigte die Demoralisation und nivellirte vollends die Standes- und Racenunterschiede. Die Folgen davon waren traurig genug, denn im Innern Mexiko's herrschte Anarchie, wo sie nicht in Lethargie erstickte, und nach außen zeigte die Republik erbärmliche Schwäche. Schon 1836 beim ersten Zusammenstoß der Yankee's in Texas mit den rechtmäßigen mexikanischen Landesherren ließ sich Santa Anna bei Jacinto schimpflich besiegen; 1839 ließ er sich wegen Plünderung und Ermordung von Franzosen durch eine französische Flottenexpedition maßregeln. Endlich wurde er von Paredes verdrängt, der nicht besser zu regieren verstand. Als es nun die V. Staaten nach dem Besitz von Californien und Neu-Mexiko, wie nach dem von Texas gelüstete, konnte ihnen die innerlich so sehr zerrüttete und lockere Republik keinen Widerstand leisten. Die Hauptstadt Mexiko wurde, wie oben schon erzählt ist, von den Yankee's erobert und nur deshalb wieder zurückgegeben, weil dieselben damals noch nicht so weit im Süden erobern woll-

ten, sondern sich mit den mexikanischen Nordprovinzen genügen ließen. Während des Krieges hatte sich Santa Anna dem durch seine Niederlagen verächtlich gewordenen Paredes vorgedrängt, wurde aber auch wieder verjagt und der neue Präsident Herrera versuchte es mit Reformen, aber vergebens. Mexiko blieb in seiner Verkommenheit. Im Jahre 1853 wurde die Regierung schon wieder durch einen General Arista gestürzt, den aber 1854 Santa Anna verdrängte, bis auch dieser wieder 1855 von Alvarez verdrängt wurde. Zwar kam Santa Anna noch einmal an die Spitze, mußte aber 1856 dem General Comonfort weichen, welcher selbst 1858 schon wieder durch Zuloaga vertrieben wurde. Dieser regiert jetzt noch, hat aber bisher vergebens Vera Cruz belagert, in welcher Stadt sich die föderalistische Partei vertheidigt. Im ganzen Lande herrscht Anarchie, 1858 erhoben sich die Indianer und plünderten die Besitzungen der Weißen. Jede Provinz und Stadt will selbständig seyn und sich nichts von außen befehlen lassen. Im Allgemeinen aber zerlegen sich die Parteien in die zwei Extreme der Puros, welche unbedingten demokratischen Fortschritt verlangen, und der Conservativen und Klericalen, welche sehnlichst wünschen, unter einem spanischen Infanten zur monarchischen Regierungsform zurückkehren zu können. Lazorns, Erzbischof von Mexiko, protestirte 1855 gegen die harte Bedrückung der Kirche, welcher damals die weltliche Gewalt allen Besitz raubte. In Südamerika war der Erzbischof von Bogota in gleicher Bedrängniß. Daher sich der Papst in einer Allocution vom 15. December 1856 energisch gegen die Zerrüttung der Kirche durch die republikanischen Regierungen der neuen Welt erklärte und den verfolgten Bischöfen Muth zusprach.

Im Süden von Mexiko liegt das s. g. Centralamerika, welches sich in die Landenge von Panama zuspitzt. Vormals zu Mexiko gehörig, haben diese Provinzen des Südens sich in der Revolution gegen Iturbide empört und dann unabhängig gemacht und jede bildet eine Republik für sich: Guatemala, Nicaragua, Costarica, Salvador und Honduras. Im Anfang schlossen sie eine

Conföderation und nahmen zu ihrem gemeinschaftlichen Wappen fünf Vulkane. In Nicaragua brach der heftigste Kampf 1825 zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen aus. An der Spitze von jenen stand der Bischof von Leon, diese führte General Arce und nach ihm seit 1829 der Wütherich Morazan, der alle Priester verfolgte, die Heiligentage abschaffte und sogar die Civilehe einführte. Allein als die Cholera auch in diese Gegenden kam, wurde sie vom Volk und am meisten von den Indianern als eine Strafe Gottes angesehen, weil man den Fremden zu viel Einfluß gegönnt habe. Alle Ausländer wurden als Giftmischer verfolgt und unter diesen Umständen gelang es dem Halbindianer Carrera, an der Spitze eines großen Indianerheeres Guatemala einzunehmen und sich zum Oberhaupt der Conföderation aufzuwerfen, 1839. Bei seinem Einzug in die Stadt trug er einen Strohhut mit einem Baumzweige geschmückt. Morazan machte die äußerste Anstrengung von liberaler Seite und nahm wirklich 1840 Guatemala wieder ein, wurde aber dort von den Indianern abgesperrt; ritterlich schlug er sich endlich durch, jedoch mit ungeheurem Verlust und ohne daß er sich hätte retten können. Er wurde gefangen und auf Carrera's Befehl erschossen. Seitdem löste sich die Conföderation auf. Carrera blieb Herr in Guatemala, Mora wurde es in Costarica, San Martin in Salvador, Lindo in Honduras, Chomorro in Nicaragua.

Die Engländer verfehlten nicht, die Schwäche dieser kleinen Staaten auszubeuten. Insbesondere kam es ihnen darauf an, festen Fuß auf der Ostküste von Honduras zu fassen, einmal um das kostbare Mahagonyholz dort aus den Wäldern zu holen und sodann, um die Passage über die Landenge von Panama überwachen zu können, da die Verbindung beider Meere durch einen Canal herzustellen damals im Werke war. Sie besetzten 1841 Belize an der s. g. Mosquitoküste und machten einen Häuptling der Sambos zu ihrem Werkzeuge. Diese Sambos, Mischlinge aus Indianern und Negern, hatten von den Weißen ein wenig Bildung

angenommen und jener Häuptling ließ sich von den Engländern überreden, er sey der rechtmäßige Grundeigenthümer der Mosquitoküste. Sie trieben es so weit mit ihm, daß er sich unter dem Namen Robert Karl Friedrich zum König krönen ließ und alsdann die Engländer, welche unter Oberst Wodehouse bereits festen Fuß gefaßt hatten, nicht nur mit Belize (welches zu Guatemala), sondern auch mit einem langen Küstenstrich (welcher zu Nicaragua) und mit Roatan und der Bayinsel (welche zu Honduras gehörten) belehnen ließ. San Juan, eine zu Nicaragua gehörige Stadt auf dem usurpirten Küstenstrich, wurde ohne weiteres von den Engländern in Greytown umgetauft und zu einer englischen Colonie gemacht. Zum Ueberfluß knüpften sie auch mit den zahlreichen Indianern in Yucatan Verbindungen an, um sie nöthigenfalls den schwachen spanischen Bevölkerungen in den kleinen mittelamerikanischen Republiken entgegenzuwerfen. Diese letzteren ließen sich jedoch den englischen Uebermuth nicht geduldig gefallen und wurden von den Nordamerikanern unterstützt. Honduras forderte für jeden Mahagonybaum, den die Engländer auf seinem Gebiete schlagen würden, 10 Dollars, und als die Engländer sich dessen weigerten, kam ein nordamerikanisches Kriegsschiff, bombardirte Greytown und brannte die englischen Gebäude und Vorräthe nieder, 1854.

Das Parlament in London brauste in Zorn auf, aber Palmerston sprach zum Frieden. England wagte nicht die mindeste Rache zu nehmen, weil es nicht gerathen fand, sich mit den V. Staaten in Krieg verwickeln zu lassen. Es war der englischen Politik geglückt, die der V. Staaten in einem schwachen Augenblicke zu überlisten und 1850 den nach den contrahirenden Bevollmächtigten benannten Clayton-Bulwer-Vertrag abzuschließen, in welchem sich die V. Staaten und England gegenseitig verpflichteten, keine europäische Niederlassung im spanischen Amerika zu dulden. Nach der s. g. Munroe-Doctrin, der zuerst von Munroe im Congreß geltend gemachten Ansicht, nach welcher die V. Staaten überhaupt keinerlei Einmischung der alten Welt in die neue dulden

sollten, hätte auch England verhindert werden sollen, an der Mosquitoküste Niederlassungen zu gründen. Die Yankee's waren daher sehr böse über den Vertrag von 1850 und grollten den Engländern, so daß, wenn diese nicht die Grobheit von Greytown geduldig hingenommen hätten, ein Krieg entbrannt wäre. England bequemte sich sogar, 1856 die Bayinsel an Honduras zurückzugeben.

Aber die Yankee's wurden von den Centralamerikanern selbst noch weniger gern gesehen, als die Engländer, denn ihre Einmischung schien noch gefährlicher. Am 26. Sept. 1849 schloß eine Canal-Compagnie unter Leitung des rührigen Vanderbilt mit Nicaragua einen Vertrag ab, wonach sie den vielgewünschten Canal durch die Enge von Panama graben wollte, um das atlantische Meer mit dem stillen Ocean zu verbinden, zunächst wegen der großen Masse Reisender, welche nach Californien wollten und denen der Landweg durch die weiten Prairien Nordamerika's eben so beschwerlich fiel, wie der weite Seeweg um das Cap Horn herum. Der Canal kam aber nicht zu Stande, die Schwierigkeiten waren zu groß, die Mittel der Compagnie zu gering. Da verwandelte die letztere den alten Vertrag vom 19. August 1851 in einen neuen und baute statt des Canals eine Eisenbahn, bedang sich dabei aber die größten Vortheile aus. Diesen Vertrag konnte sie jedoch nur durch eine großartige Bestechung durchsetzen, und der dabei compromittirte Präsident von Nicaragua, Chomorro, wurde das Opfer einer nur allzu gerechtfertigten Revolution. Er gehörte der liberalen Partei an, welche stets mit den Yankee's kokettirte, um angeblich in ihre altkatholisch-spanische Finsterniß Licht und Aufklärung zu bringen. Alles, was noch von spanischem Blute übrig war, empörte sich daher gegen Chomorro.

Die Eisenbahn wurde 1855 fertig, kostete aber hunderten von Arbeitern (besonders Chinesen) das Leben, weil Fieberluft in den Niederungen herrscht. Am 21. April 1856 hielt der Eisenbahnzug in Panama. Ein Yankee wollte einem Mädchen eine Wassermelone

abkaufen, öffnete sie und bezahlte nicht. Das Mädchen wollte ihr Geld, da schoß sie der Unmensch mit seinem Revolver nieder. Die Mutter schrie um Hülfe, das Volk lief zusammen. Die Nordamerikaner verschanzten sich im Bahnhof und feuerten mit ihren Revolvers unter die Spanier und Schwarzen. Der Gouverneur und der nordamerikanische Consul eilten herbei. Aber auch auf sie schossen die tollen Yankees, bis sie kein Pulver mehr hatten. Da wurden sie überwältigt und ermordet. Das wüthende Volk zertrümmerte dazu noch die beiden Yankee-Gasthöfe.

Die Erbitterung der Centralamerikaner gegen Yankees und Britten war nun gleich groß. Daher der Sturz der liberalen Regierungen wie in Nicaragua, so auch in Honduras, von wo Carrera den liberalen Präsidenten Cabanas vertrieb, 1855. Die Yankees aber trachteten sich zu rächen und wollten zugleich neben den Engländern festen Fuß auf der Landenge von Panama fassen. Sie hofften mit den schwachen Creolen hier fertig zu werden, wie in Mexiko. Präsident Pierce wollte sich damals populär machen und duldete, daß ein gewisser Walker, der schon 1854 von Californien aus einen Freischaarenzug nach Centralamerika versucht hatte, wiederum in den V. Staaten Freischaaren sammelte, um für die Liberalen in Nicaragua zu kämpfen. Es glückte ihm auch, sich dort zum Dictator aufzuwerfen, während Rivas, der nominelle Präsident der Republik, nur seine Puppe war. Aber die kleinen Staaten Centralamerika's waren alle darüber einig, daß man diesen gefährlichen Dorn aus dem Fleisch herausdrücken müsse. Sie machten daher gemeinschaftlich eine Kraftanstrengung und General Mora von Costarica überfiel die von Schlesinger befehligte Vorhut Walkers und richtete eine jämmerliche Niederlage unter der Yankeefreischaar an, am 7. April 1856. Nun erkannte zwar Pierce noch am 15. Mai die factische Regierung Walkers in Nicaragua an, wollte indeß nicht so weit gehen, ihn offen zu unterstützen, und Walker selbst war nicht mehr stark genug, allein auszuhalten. Er wird als ein gemeiner und unfähiger

Mensch geschildert.*) Rivas selbst verließ ihn, sein Dampfschiff wurde ihm genommen. Nur mit Noth hielt er sich noch eine Zeitlang an der Küste, bis ein Schiff der V. Staaten ihn durch eine mit General Mora abgeschlossene Capitulation erlöste und abholte, 1857. Er wurde in Washington verhaftet, aber gleich wieder freigelassen. Man nahm nur den Schein an, als billige man die Freibeuterei nicht. In New-Orleans hielt er einen förmlichen Thriumpheinzug.

Auch auf die reiche Insel Cuba, die immer noch dem spanischen Mutterlande gehorchte, richteten die Yankees gierige Blicke. Hier in der Hauptstadt Havannah aber hielten die Spanier eine zahlreiche Besatzung. In Cuba ist das Plantagensystem noch in aller Blüthe, mithin auch die Negersclaverei und man beschuldigt die Königin-Mutter Christine, sich bei dem sehr einträglichen Sclavenhandel selbst betheiligt zu haben. — Ein Abenteurer versuchte mit Freischaarenzügen aus den V. Staaten Cuba zu erobern. Narcise Lopez von Caracas diente als Oberst in Cuba, wo er, seit 1819 Soldat, eine reiche Dame heirathete und sich wohlgefiel. Nach Spanien versetzt, wurde er General gegen die Karlisten, ließ sich aber, während er am Spieltisch saß, überrumpeln und mit 8000 Mann gefangen nehmen. Ruhmlos kehrte er 1839 nach Cuba zurück, verthat aber alles Geld im Spiel und verlor jede Aussicht auf Wiederanstellung. Nun ging er nach Nordamerika und betrieb einen Freischaarenzug, um Cuba für die Yankees zu erobern. Seine erste Fahrt mit 600 Mann im Mai 1850 endete mit dem Verlust von 30—40 Mann und schleuniger Flucht. Die Yankees hatten bereits Cubapapiere bis zum Werth von 100 Mill. Dollars bereit, die von Cuba als Schuld übernommen werden sollten, falls Lopez gesiegt hätte. Sein zweiter, 1851 zu New-Orleans ausgerüsteter Zug war noch unglücklicher. Er landete zwar, aber die Cubaner

*) Klein, rothhaarig, ohne eine Spur von Heroismus. Sein Gesandter bei Pierce, Pater Vigil, war fast immer besoffen, hielt sich einen Harem und trieb allerlei Possen.

überwältigten seine Leute, von denen 50 getödtet, die übrigen in den Wäldern gefangen wurden. Lopez selbst wurde am 31. August gehenkt, mit ihm noch 51 seiner Leute, den Rest schickte man gefesselt nach Spanien. Eine Genugthuung wurde von der spanischen Regierung vergebens gefordert. Die V. Staaten trotzten und machten Gegenbeschuldigungen, sofern nordamerikanische Schiffe von den Behörden in Cuba mit Beschlag belegt worden seyen. In New-Orleans wurde das Haus des spanischen Consuls vom Pöbel demolirt.

Die ganze Nordseite Südamerika's, welche durch die Landenge von Panama mit Centralamerika verbunden wird, bildete vor der Revolution das spanische Vicekönigreich Neugranada mit der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, wo der Virey Amar residirte. Der Aufstand begann in Provinzialstädten gegen die dort amtirenden Generalcapitaine. Ein solcher, Casas in Quito, hatte sich als Anhänger Godois verhaßt gemacht und wurde am 10. Aug. 1809 durch eine Junta gestürzt. Gegen einen andern, Emparan in Caraccas (Hauptstadt der Provinz Venezuela), erhoben sich am 18. April 1810 die von europäischen Freiheitsideen angesteckten Kaufleute, und erst nachdem diese Aufstände gelungen waren, wurde auch der Virey aus Bogota selbst vertrieben, am 26. Juli 1810. Die demokratische Partei erhielt in Caraccas die Oberhand und übte rohe Grausamkeit. Menschen, die ihre politischen Gegner köpften und die Köpfe in hölzernen Käfigen ausstellen ließen, hatten von wahrer Freiheit und Menschenwürde keinen Begriff. Das altgläubige Volk hatte sich in kindischer Weise von den gebildeten Städtern überraschen lassen, seine wahren Gesinnungen aber traten erst an den Tag, als am 26. März 1812 die schöne Handelsstadt am Meere, Caraccas durch ein Erdbeben zerstört wurde, wobei 12,000 Menschen umkamen. Das ist Gottes Strafe! hieß es. Das Volk sammelte sich unter Monteverde. Miranda, das Haupt der Liberalen, mußte flüchten und die Restauration siegte. Die Spanier von Panama und Maracaibo aus ge-

wannen wieder die Oberhand und die insurgirten Provinzen konnten um so weniger Widerstand leisten, als sie nicht einig waren, sondern jede am liebsten einen Staat für sich gebildet hätte. In Bogota waltete Narino, den Alvarez verdrängte, Quito sonderte sich ab.

In Venezuela wagte erst 1813 Simon Bolivar wieder die Fahne der Freiheit zu erheben, besiegte den rohen Monteverde in der Schlacht bei los Tacuanes am 31. Juli 1814 und errang dadurch so großen Ruf, daß ihm damals schon der Ehrenname Befreier (Libertador) zuerkannt wurde. Die Begeisterung für ihn war so groß, daß auch Alvarez ihm folgen mußte. Nun kam aber nach der Restauration Ferdinands VII. im Mutterlande General Murillo mit 10,000 Mann von dort an, um die Colonien zum Gehorsam unter den König zurückzuführen, und erreichte anfangs seine Absicht, indem seine geschlossenen Regimenter den schwachen Widerstand der Creolen und Farbigen überall brachen, wo er noch gewagt wurde. Bolivar zog sich auf die Insel Marguerita zurück und fand einen geschickten Parteigänger an dem Schleichhändler Brion, der eine kleine Flotte bildete. Auch unterstützte man ihn von Egland aus und führte ihm 5000 Irländer zu, die sich aber empörten, weil sie keinen Sold bekamen, und zurückgeschickt werden mußten. Dennoch gelang es Bolivar seine Macht allmählich zu vermehren. Obgleich er bei Sameno geschlagen wurde, rächte ihn doch Paez, der sich durch die kühnste Kriegführung auszeichnete, 1817. Beide Creolen setzten den Kampf mit äußerster Zähigkeit so lange fort, bis die Spanier sich allmählich in Gefechten und durch Strapazen von selbst verzehrten. So kam es dahin, daß Murillo in San Carlos eine feste Stellung nehmen und sich auf die Defensive beschränken mußte, während die Creolen in Angostura einen Congreß abhielten und am 17. December 1819 das ganze alte Gebiet von Neugranada unter dem neuen Namen Columbia für eine einzige und untheilbare Republik erklärten und Bolivar zum Präsidenten wählten. Das Unionsprincip wurde von Bolivar dringend empfohlen und

später sogar auf Peru ausgedehnt, denn er hatte bereits erfahren, wie sehr der lockere Föderalismus uneiniger Provinzen die Widerstandskraft gegen das Mutterland schwäche. In Folge dieses großartigen Aufschwungs der Insurrection sah sich Murillo im nächsten Jahre gezwungen, nach Europa heimzukehren. Doch behaupteten sich die Spanier immer noch in dem äußersten nordwestlichen Winkel Südamerika's und bedrohten Columbia und Peru, welche beide Provinzen sich daher zu gemeinsamem Widerstand vereinigten.

In Peru residirte der Virey Pezuela in der üppigen Hauptstadt Lima, wo man an keine Revolution dachte. Aber in Oberperu war der Regierungspräsident Pizarro bereits 1809 durch eine Partei gestürzt worden, welche im Interesse der Königin Carlota diese reiche Provinz (denn hier lagen die unerschöpflichen Silberbergwerke von Potosi) mit Brasilien zu vereinigen wünschte. Nun war aber Oberperu 1778 zu dem Vicekönigreich der Laplatastaaten geschlagen worden und diese hatten sich kaum dem Mutterlande widersetzt und ihre Unabhängigkeit erklärt, als sie auch schon die brasilianische Intrigue parirten und nach Oberperu ein kleines Heer unter Castelli, später Belgrano schickten, die jedoch weniger ausrichteten, als später erst ein chilenisches Heer unter San Martin, der sich gegen den neuen Vicekönig La Serna behauptete, 1821 denselben aus Lima vertrieb und Peru für unabhängig erklärte. Dabei hatte ihm eine Flottile unter Lord Cochrane geholfen, der letztere bekam aber bald Händel mit ihm und machte sich durch Wegnahme von Staatsgeldern eigenmächtig bezahlt. San Martin, von vielen Gegnern umringt, hielt es für gerathen, sich mit Bolivar zu verständigen und diesem die fernere Befreiung Peru's anheimzugeben. Bolivar siegte nun auch fortwährend und wurde am 10. Febr. 1824 zu Lima als Dictator von Peru und Columbia zugleich ausgerufen. Den letzten Sieg über die Spanier erfocht Bolivars Untergeneral Sucre in Verbindung mit dem tapfern Engländer, General Miller, bei Ayacucho am 7. Dec. Das ganze spanische Amerika war nun frei und Bolivar als der große Be-

freier gepriesen. Aber kleine Siege über die sehr geschwächten Altspanier rechtfertigten seinen großen Heldenruhm eben so wenig, wie seine Herrschaft und die Volksgunst, von der sie getragen war, eine lange Dauer hatten. Da er, durch Iturbides Beispiel gewarnt, nicht wagte, sich zum Monarchen ausrufen zu lassen, blieben auch seine Bemühungen, eine große und einheitliche Macht im Nordwesten Südamerika's zu gründen, ohne Erfolg. Er schien zwar, indem er 1825 Oberperu von Peru wieder trennte, dem System der föderalistischen Auflockerung zu huldigen, allein er wurde zum Präsidenten der neuen Republik gewählt und dieselbe nahm ihm zu Ehren den Namen Bolivia an, so daß man glauben muß, es sey ihm nur darum zu thun gewesen, diesen obern Theil Perus fester an sich zu ketten, um von da aus den unzuverläßigen untern Theil besser zu bewachen. Die Armee war für ihn wegen seiner Siege und weil er sie bevorzugte. Auch der Klerus diente ihm, weil er selbst in der Einheit der Kirche ein Mittel erkannte, auch den Staat in größerem Umfang zu consolidiren. Allein er machte sich dadurch Feinde unter den Aufgeklärten und vermochte die Allmacht der Sonderinteressen auf die Dauer nicht zu überwinden. Der tapfere Paez wollte Venezuela von Neugranada trennen, ließ sich aber von Bolivar besiegen, 1826. Dagegen empörte sich Peru unter General Santa Cruz 1827 und machte sich unabhängig. Bolivar führte nun mit Peru wieder einen langwierigen Krieg mit seltenen kleinen Gefechten und machte 1829 Frieden, so daß Peru unabhängig blieb. In demselben Jahr erklärte sich auch Venezuela unabhängig und Bolivar, ohne die Macht zu besitzen, sich dem allgemeinen Widerstreben gegen seine Einheitspläne länger zu widersetzen, dankte einfach ab und starb noch in demselben Jahre. Hierauf trennte sich auch Quito als besondere Republik unter dem Namen Ecuador ab und bildete die fünfte unter den Republiken, in welche die beiden ehemaligen Vicekönigreiche von Neugranada und Peru zerfielen (Neugranada, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia). Der Name Columbia verschwand.

Indem also auch diese schönen Provinzen ihre Unfähigkeit beurkundeten, ein großes Ganzes zu bilden, fielen sie derselben Jämmerlichkeit anheim, wie Mexiko und Centralamerika. Ihre Geschichte ist von da an ein langweiliger Wechsel von Partei-Pronunciamentos und Nachbarbefehdungen, ohne daß weder eine große Idee, noch eine große Persönlichkeit hervorgetreten wäre. Eine ehrenvolle Ausnahme machte Santa Cruz, Präsident von Bolivia, welcher eine gemäßigte und weise Regierung anstrebte und den brutalen Gomarra, Präsidenten von Peru, stürzte, so daß er als ein zweiter Libertador in Lima erschien, 1834. Aber Gomarra fand Anhang in Chile, und Obregoso, dem Santa Cruz Peru anvertraut hatte, wurde an diesem zum Verräther. Dennoch siegte Santa Cruz und besetzte Lima wieder 1838. Allein im nächsten Jahre unterlag er dennoch der vereinigten Macht Peru's und Chile's am 20. Jan. 1839 und da in Bolivia selbst sein Unglück Verrätherei und Abfall hervorrief, sah er sich zur Flucht gezwungen. Seitdem wechselten in Peru unter beständigen Pronunciamentos und Bürgerkriegen rivalisirende Generale auf dem Präsidentenstuhl, (Castilla, Echenique), ebenso in Bolivia (Ballivian, Belzu), in Neugranada (Mosquera, Lopez, Melo), in Ecuador (Flores, Rocafuerta, der farbige Roca, Urbina), in Venezuela (Paez, Monagas). Nach den letzten Nachrichten wurde in Ecuador die Schreckensherrschaft des General Urbina durch eine gemäßigte Partei unter Moreno 1860 gestürzt.

Zu diesen fünf Republiken gesellt sich als sechste Chile, am tiefsten im Süden am stillen Ocean gelegen, früher zum Vicekönigreich Peru gehörig und von einem Generalcapitain regiert. Hier wurde am 18. Juli 1810 der Generalcapitain Carasco als Anhänger Godoi's gestürzt, die Spanier behaupteten sich aber unter General Osorio auf Chiloë, wo ihn der englische Abenteurer, Lord Cochrane, als Schwärmer für die amerikanische Freiheit, 1820 vergeblich belagerte, von wo er aber doch 1826 endlich weichen mußte. Unterdeß hatte sich Chile als Republik constituirt und war

von Parteien zerrissen. Eins der ersten Häupter, Carrera, wurde wegen seiner Ausschweifungen wieder gestürzt; Sanchez, den die Geistlichkeit wollte, konnte nicht aufkommen. General O'Higgins gewann die Oberhand, General San Martin aber, der talentvollste von allen, suchte seine schnell welkenden Lorbeeren in Peru. Nachher regierten in Chile Freyre, Pinto, Bulnes und Mont wenn auch unter kleinen Aufständen, doch verhältnißmäßig ruhig. Gegen den gemäßigten Mont erhoben sich 1859 die reichen Aristokraten und die jungen Demokraten zugleich, wurden aber von ihm überwunden.

Noch erübrigt das altspanische Vicekönigreich am Rio de la Plata an der Ostküste Südamerika's im Süden von Brasilien. Hier an der Mündung des großen Silberstromes lag Buenos Ayres, eine damals schon blühende Handelsstadt, und gegenüber Montevideo, den Fluß aufwärts aber ein weites den Spaniern zugehöriges Land, freilich meist nur von Indianern und verwilderten spanischen Hirten bewohnt. In Buenos Ayres als seiner Hauptstadt residirte der Virey Cisneros, bis er am 25. Mai 1810 durch eine Junta unter dem Vorsitz Saavedras gestürzt wurde. Diese Junta war aus Altspaniern gebildet, die sich der Intrigue der Königin Carlota geneigt zeigten, weil sie die Regentschaft dieser in Spanien gebornen, aber im benachbarten Brasilien residirenden Prinzessin für das glücklichste Auskunftsmittel hielten, die Colonien der Dynastie zu erhalten und den demokratischen Strömungen von unten einen Damm entgegenzusetzen. Indessen gewannen die Creolen, die liberalen Kaufleute und die von England und Nordamerika Inspirirten doch die Oberhand und fanden in Castelli einen glücklichen General, der des Cisneros Nachfolger Liniers schlug und den Heereszug nach Oberperu unternahm, dessen oben schon gedacht ist. Derselbe wollte auch die Provinz Paraguai der neuen liberalen Regierung in Buenos Ayres unterwerfen, hier aber setzte ihm der Dictator, Dr. Francia, eine Schranke. Paraguai, ein reiches Land in der gesegnetsten Zone liegt zwischen zwei Armen des großen Stroms durch Wasser

und Urwald vor jedem äußern Feinde geschützt, und ist bewohnt von gutmüthigen Indianern, welche früher von den Jesuiten wie fromme Schafe gepflegt und gehütet wurden. Um dem glücklichen Lande seinen alten Segen zu erhalten und es vor der Verführung durch die modernen Laster zu bewahren, sperrte der kluge Arzt, der sich das Vertrauen des Volkes längst erworben hatte, die Provinz von den liberalen Befreiern eben so ab, wie vor den alten Behörden. *)

Am 30. Januar 1813 wurde die Unabhängigkeit der La Plata-Provinzen erklärt und erhielten sie den neuen Namen der argentinischen Republik. Posadas wurde das Haupt derselben, und unter ihm eroberte Oberst Alvear das gegenüberliegende Montevideo, die mit Buenos Ayres rivalisirende Stadt, welche ihren Rückhalt in Brasilien hatte. Alvear konnte sich hier nicht lange halten und wurde durch Artigas wieder vertrieben. Nun kamen Brasilianer und besetzten Montevideo, aber auch sie konnten sich nicht lange behaupten, 1816. Eben so unentschieden dauerte der Kampf der von Buenos Ayres ausgeschickten Generale in Oberperu fort, bis Bolivar hier eingriff. Unterdeß begann der Bürgerkrieg zwischen der unitarischen und föderativen Partei in der argentinischen Republik selbst. Buenos Ayres sprach unter der Führung Rivadavia's die Oberleitung des Ganzen an, wogegen die einzelnen Provinzen (abgesehen von Montevideo und Paraguai) Entre Rios, Corrientes, Santa Fé, Cordova ꝛc. jede für sich unabhängig werden wollten und an Rosas einen gewaltigen Vorkämpfer fanden. In den Pampas nämlich, den weiten Grasebenen, durch welche der Silberfluß strömt, bilden die s. g. Guauchos, verwilderte Hirten, die Hauptbevölkerung. Zu Roß mit der Lanze die großen Heerden hütend, am nackten Fuß lange Sporen anschnallend, bäurisch zugleich und ritterlich, voller Stolz und Feuer,

*) Deshalb mußte der berühmte Naturforscher Bonpland mit seinem jungen Gefährten, dem Schweizer Rengger, jahrelang in Paraguai zurückbleiben, weil Dr. Francia sie zwar hereingelassen hatte, aber nicht mehr hinausließ.

sind diese Naturmenschen den demoralisirten Culturmenschen der Hauptstadt überlegen und an ihrer Spitze schlug Rosas bald jeden Widerstand nieder. Bis 1827 herrschten die Unitarier, von da an gewann Rosas die Oberhand und wurde 1829 das Haupt der Republik, ja 1835 sogar mit der absoluten Dictatur ausgestattet, der Unitarismus also, gegen den er kämpfte, dennoch in ihm selbst personificirt. Er ließ den Provinzen ihre Autonomie nur in inneren Angelegenheiten, den diplomatischen Verkehr und die militairische Vertheidigung nach außen sich allein vorbehaltend. Gegen die Unitarier wüthete er mit der ganzen Grausamkeit eines Guaucho und ließ eine Menge Hinrichtungen vornehmen. An der Spitze aller seiner Decrete standen die Worte: Tod den Unitarios! Alles Holzwerk in der Stadt, sogar der Todtenwagen, mußte roth angestrichen werden, alle Männer mußten rothe Westen und rothe Bänder tragen, auch die Frauen rothe Bänder im Haar. Den Kopf eines Indianerhäuptlings ließ er einsalzen, seiner schönen Tochter Marguerita die Ohren desselben als Schmuck schenken 2c. Die feingebildeten Bewohner von Buenos Ayres trugen das Joch dieses Guauchohäuptlings mit Ingrimm und tiefem Schmerze 23 Jahre lang. Einen großen Aufstand der Indianer, besiegte Rosas mit schrecklicher Energie. Eben so die Empörungen der Unitarier in den Jahren 1840 bis 1845.

Am meisten machte ihm Montevideo zu schaffen. In dieser freien Republik, die sich Banda Oriental oder Uruguay nannte, sammelten sich alle Feinde Rosas und fanden Schutz bei den Engländern und Franzosen, die ihren Handel auf dem La Plata erweitern wollten. Als daher Rosas durch seinen General Oribe Montevideo, welches Rivera schlecht vertheidigte, unterwarf, mischten sich die Engländer ein und Oribe mußte wieder weichen, 1845. Eine combinirte englisch-französische Flotte sollte Rosas schrecken und nahm auch einige Uferplätze ein, ließ sich aber am Ende durch ein kluges Entgegenkommen Rosas abfinden, 1847. Erst als Brasilien sich wieder einmischte und die unter Urquiza vereinigten

Truppen Montevideo's unterstützte, unterlag Rosas in einer Schlacht bei Casero, am 3. Febr. 1852, und konnte sich nun nicht mehr halten, sondern rettete sich durch die Flucht über Meer. Aber auch Urquiza scheiterte in seinen Bemühungen, eine verfassungsmäßige Ordnung in der argentinischen Republik herzustellen. Auch ihn vertrieb die elende Parteiung, die wie eine Seuche unter allen Südamerikanern herrschte und nur der Waffenübermacht weichend, nie freiwillig die Geltung eines vernünftigen Princips oder eines edlen Mannes anerkannte. — In Paraguai starb Dr. Francia 1840 im 93sten Lebensjahre. Ihm folgte sein Neffe Lopez, der die Sperre des Landes aufhob und 1852 den großen Strom den Handelsschiffen öffnete. Seitdem ist an den Mündungen des Stromes das Handelsinteresse das vorwiegende geworden und dürfte bald so stark werden, daß ihm eine einzelne Partei keine unübersteiglichen Schranken mehr setzen wird. Buenos Ayres ist gleichsam das Alexandrien der neuen Welt und die La Plata-Staaten können dem Einfluß der Seemächte sich so wenig mehr entziehen, wie Aegypten.

Eine ganz eigenthümliche Stellung in Südamerika behauptet Brasilien, als ein Land von ungeheurer räumlicher Ausdehnung, welches aber noch sehr wenig und fast nur an den Küsten und in den Bergwerks- und Diamantbezirken besser bevölkert, dessen Inneres aber noch voll unbekannter Urwälder und Gebirge und dessen Riesenstrom, der Amazonenstrom, obgleich der größte im Lande, noch kaum versuchsweise beschifft ist und an dessen Ufern nur selten einmal eine indianische Hütte gesehen wird. Die portugiesische Bevölkerung bildet hier wie im spanischen Amerika eine kleine Minderheit unter den Farbigen und schwarzen Sclaven. Aber sie wurde nicht den traurigen Wechselfällen ausgesetzt, gleich den spanischen Creolen, sondern blieb monarchisch und sah die innere Ruhe nicht so oft und nicht so arg gestört.

Wir erinnern uns (Theil I, 98), daß Johann VI., König von Portugal, mit seiner intriganten Gemahlin Carlota 1808,

vor den Franzosen fliehend, Lissabon verließ und seine Residenz in Rio de Janeiro, der Hauptstadt des Coloniallandes Brasilien, nahm. Von hier aus agitirte Carlota in den benachbarten spanischen Colonien, insbesondere in Oberperu und Montevideo, um diese Provinzen Brasilien einzuverleiben. Indeß glückte es ihr nicht, vielmehr reagirte der republikanische Geist aus den spanischen Colonien und steckte die von der Hauptstadt entfernt wohnenden Brasilianer mit Unabhängigkeitsgelüsten an. In diesem Sinne erhob sich das Volk in Pernambuco 1817. Es glückte jedoch den Aufstand zu bemeistern und der Freiheitsbewegung in Brasilien eine unitarische Richtung zu geben, wobei sich die Fortschrittsmänner an Don Pedro, den Kronprinzen, hielten. Diesem erlaubte sein Vater, den Brasilianern eine freisinnige Verfassung zu verkünden, reiste aber bald darauf für seine Person nach Portugal zurück, 1821. Napoleon war gestürzt, Portugal wieder frei, so konnte er ruhig seine Tage in Lissabon beschließen, indeß ihm in Rio de Janeiro das constitutionelle Feuer unter den Füßen brannte.

Nun erklärte die Nationalversammlung in Rio am 1. August 1822 Brasilien für selbständig und von Portugal für immer abgelöst und erhob Don Pedro zum Kaiser. Dieser aber hatte viel Mühe, sein Ansehen den Parteien gegenüber zu behaupten, und wurde der Regierung in Brasilien so satt, daß er sie 1831 seinem unmündigen Sohne Pedro II. abtrat und wie sein Vater nach Portugal zurückging. Eine föderalistische Partei wollte Unirung der Provinzen, wie in den spanischen Nachbarländern. Am ungeberdigsten war die Provinz Rio Grande. Dazu kamen, wie überall, wo der Bürgerkrieg unter den Weißen wüthete, große Aufstände der Indianer in Para (1835) und der Neger *) in Bahia (1837). Allein der Einfluß der

*) Unter Negern und Mulatten verkündete damals der Prophet Joao Perreira die Wiederkehr des König Sebastian (der nach einem portugiesischen Volksaberglauben dereinst wiederkehren und ein ewiges Reich des Friedens und Glückes gründen soll), vermischt mit Vorstellungen vom mu-

Hauptstadt Rio blieb doch zu mächtig, als daß alle diese Bewegungen in den Provinzen die Einheit des Reichs hätten zerstören können. Durch die Energie der Minister Brüder Andrada wurde die Ordnung erhalten, und auch noch nach ihrem Abgange (1841) mißlangen die neuen Aufstände in San Paulo und Rio Grande. Die von England und Frankreich geforderte Abschaffung des Sclavenhandels wurde in Brasilien verfügt, aber der Befehl durch den Schleichhandel umgangen. Brasilien wimmelt von schwarzen Sclaven. Man suchte sie durch „weiße" Sclaven zu ersetzen und aus Auftrag der Regierung betrieben Agenten in Hamburg hauptsächlich die Herbeischaffung von deutschen Auswanderern. Diese Agenten erlaubten sich dabei die schändlichsten Betrügereien, welche offenkundig wurden, ohne daß der Bundestag in Frankfurt eingeschritten wäre. Ein Major von Schäfer in Hamburg war in den dreißiger Jahren der Hauptschuldige. Aber noch in neuester Zeit hat sich dieselbe Speculation wiederholt. Der deutsche Arzt Avé-Lallemand rettete 1859 im Innern Brasiliens 138 Deutsche, die ohne seine Hülfe verschmachtet wären, wie schon viele vor ihnen wirklich verschmachtet waren, weil der Speculant Ottoni, nachdem er das für ihre Herbeischaffung ausgesetzte Geld von der Regierung empfangen hat, sie in den Urwäldern hülflos umkommen läßt. Doch ist es einigen tausend Deutschen durch Klugheit und Ausdauer gelungen, sich auf eigene Faust und unter Vermeidung aller Agenturen in der gemäßigten Zone des paradiesischen Landes Niederlassungen zu gründen, die in der schönsten Blüthe stehen.

---

hamedanischen Paradiese. Alle Schwarzen sollten in diesem neuen Reiche weiß wie Schnee werden, jeder vier schöne Weiber bekommen. Joao wurde wirklich zum König ausgerufen, errang aber keinen Erfolg und wurde im Mai 1858 erschlagen.

Zehntes Buch.

Ostindien.

Das indobrittische Reich nahm im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts immer größere Dimensionen an. Noch niemals war ein europäischer Staat durch eine Colonie oder Eroberung so sehr bereichert worden, wie England durch Ostindien. Allein es konnte seine Herrschaft in Asien niemals abrunden, es mußte, um das Gewonnene zu erhalten, immer weiter erobern und kam, indem es den unentbehrlichen Thee mit indischem Opium bezahlte, in Conflict mit China, und indem es seine Nordgrenzen gegen Persien schützen mußte, in Conflict mit Rußland.

Neben dem großen Ländergebiet, welches die indo-brittische Compagnie schon unmittelbar besaß, existirten damals noch eine Menge indischer Fürsten, die sich aber entweder von der Compagnie bestechen und gewinnen ließen oder im Kampf gegen dieselbe immer bald unterlagen. An allen indischen Häfen gab es Thronstreitigkeiten und wurden dieselben von der Compagnie fleißig ge-

nährt. Ein Bruder empörte sich gegen den andern, oder eine energische Königin Mutter wollte die Herrschaft an den schwachen Sohn nicht abtreten, oder ein kluger Minister beherrschte oder entthronte den stupiden Fürsten. In allen diesen Fällen gewährte die Compagnie demjenigen Schutz, der sich ihr unterwarf, eine brittische Garnison aufnahm, einen Theil der Einkünfte oder ein Gebiet abtrat. Die Compagnie schlang ihr festes Netz durch das ganze Labyrinth der indischen Mittel- und Kleinstaaten.

Im Jahr 1814 bereiteten die Mahratten, nachdem sie sich von ihren früheren Niederlagen erholt hatten, eine neue große Erhebung gegen die englische Herrschaft vor. Unter den unabhängigen Mahrattenfürsten (Scindia, Holcar, den Rajahs von Nagpur, Berar 2c.) kam dem Peischwa von Puna, damals Bajje Rao, der höchste Rang zu. Dieser wagte nichts, aber an der Spitze der nationalen Mahrattenpartei stand der Bramine Tantia Joy, an der Spitze der muhamedanischen Partei der Afghane Amir Chan, der sich in den Rayputenstaaten Jaypur und Udaypur einen großen Anhang verschaffte. Mahratten und Rayputen hielten einander im Schach, die an fast allen Fürstenhöfen als Söldner dienenden Pindaris warfen sich inzwischen selbst zu Herren auf und machten es sich zum Geschäft, alle wohlhabenden Gegenden auszuplündern. Zum Glück theilten sie sich in einzelne Horden, die, als sie englisches Gebiet angriffen, von den Majoren Macdowall und Lusington geschlagen wurden, 1816. Nun suchten die Pindaris wieder Hülfe bei den Fürsten und entflammten sie zum nationalen Kampf gegen die Engländer. Scindia wollte nichts wagen, nur der Peischwa griff wieder zu den Waffen, unterlag aber dem Oberst Burr in der Schlacht bei Kirkei, 1817. Um diese Zeit entwickelte sich in den sumpfigen Niederungen des Ganges zum erstenmal die Cholera, lichtete die Heere wie die Bevölkerungen und verbreitete sich aus Indien nach China, von da durch Sibirien nach Europa.

Ohne Zweifel weckte dieses Gottesgericht das Pflichtgefühl der

Inder und die Hoffnung, ihrer durch die Cholera stark decimirten englischen Peiniger los zu werden. Braminen und Muhamedaner, Mahratten und Rayputen verständigten sich und der Peischwa Scindia, Holcar, die Rayputenfürsten von Jaypur, Berar, Nagpur schlugen los. Allein nicht gleichzeitig und nicht energisch genug, so daß sie alle vor der überlegenen Tactik der Britten zu Schanden wurden. Zuerst wurde Apa Saheb in Nagpur besiegt von General Doveton, noch 1817, dann Holcar von Hislop bei Madhipur, der kecke Pindarrisanführer Chintu bei Hindia, andere bei Kotri, der Peischwa von General Smith bei Asstah, wo Gokla, der tapferste Mahrattenführer, umkam, 1818. Der Peischwa ergab sich und wurde zu Cawnpur pensionirt, wo sein Stiefsohn Nanna Saib seine Pension zu erben erwartete. Der schon gefangene Apa Saheb entkam zu den freien Gebirgsvölkern. Chintu wurde auf der Flucht von Tigern gefressen.

Hastings erntete verdiente Lorbeern. Sein Nachfolger Lord Amherst mußte aber schon wieder neue Kriege führen. In Hinterindien hatten sich die Birmanen, nachdem sie Pegu unterjocht, ein großes Reich gegründet und waren durch die Unterwerfung des kleinen Reichs Arrakan im Südosten, Assam im Nordosten von Calcutta dem Centrum der englischen Herrschaft auf eine bedenkliche Weise nahe gekommen. Sofern sie sich in ihrem Uebermuth auch bereits Eingriffe in das englische Gebiet erlaubten, wurde der Krieg unvermeidlich. Die Birmanen, wie alle Hinterinder (Siamesen und Cochinchinesen) stellen eine Mischung indischer und chinesischer Race dar, haben mit den Chinesen die schiefen Augen, auch vieles in der Kleidung, Bildung, der buddhistischen Religion und despotischen Verfassung gemein und sind übrigens starke und tapfere Leute. Der Kampf begann in Assam, wo ein kleineres englisches Corps unter Cap. Noton von einer überlegenen birmanischen Macht unter Maha Bandula total geschlagen wurde. Als aber das englische Hauptcorps, 11,000 Mann unter General Campbell nach Rangun segelte, um von der Mündung des Irawaddy aus dem Fluß ent-

lang in's Innere des birmanischen Reichs vorzudringen, zog Maha Bandula seine besten Truppen aus Assam zurück und rückte gegen Rangun. Es war die Regenzeit, die Gegend überschwemmt, der Weg durch Urwälder und innerhalb derselben durch Stokaden (kunstreiche Verschanzungen) der Birmanen verlegt. Gleichwohl hielt es Campbell für nöthig, dem Feinde einen Beweis englischer Unerschrockenheit zu geben und ließ ein Paar Stokaden mit dem Bajonet stürmen. Hier tödtete Major Sale einen Birmanenoffizier mit dem Säbel. Der Regen aber hemmte jede weitere Unternehmung. Unterdeß sammelte Maha Bandula 60,000 Mann und umschloß Rangun, von wo aus Campbell rühmliche Ausfälle machte. Erst als ein neues englisches Corps unter Richards siegreich wieder in Assam vordrang, sollte von dort und zugleich durch 11,000 Mann unter General Morrison von der Küste von Arrakan (in der Mitte zwischen Calcutta und Rangun) und von Rangun selbst aus ein concentrischer Angriff auf Ava, die Hauptstadt des birmanischen Reichs am obern Irawaddy gemacht werden. Die Corps aus Assam und Arrakan aber blieben in den unwegsamen Wäldern stecken und mußte mit großen Verlusten umkehren.

Nur Campbells Hauptheer konnte, als die Regenzeit vorüber war, den Fluß aufwärts etwas unternehmen. Sale mit dem Vortrab fand aber die erste Stadt, auf die er stieß, von den Einwohnern verlassen und verbrannt. Ueberall hatte Maha Bandula die Menschen vertrieben, alle Kähne auf dem Flusse weggeschafft und erwartete den Feind hinter einer starken Verschanzung mit 12,000 Mann, General Cotton aber lief mit nur 600 Mann Sturm und schlug die Birmanen. Eine englische Flotte auf dem breiten Strome schützte die weitere Operation. Bei einem Angriff am 3. April 1825 zogen sich die Birmanen unerwartet schnell zurück und man erfuhr nachher, Maha Bandula sey von einer englischen Kugel getödtet worden. Hierauf nahm Campbell sein Hauptquartier in Prome und hielt sich hier den ganzen Sommer über, indem er noch Verstärkungen erwartete, bevor er die Hauptstadt Ava angriff.

Unterdeß umzingelten ihn wieder 40,000 Birmanen, als er sie aber am 5. December zurückschlug, trat der König in Unterhandlungen und schloß am 24. Februar 1826 einen schimpflichen Frieden, in welchem er auf Assam verzichtete, Arrakan abtrat und eine Million Pfund Sterling Kriegskosten bezahlte. (Im Jahr 1838 usurpirte Therawaddy, ein Bruder des Königs von Birma, den Thron und ließ den rechtmäßigen Thronfolger hinrichten.)

Während des Kriegs zeigte sich eine sehr unruhige Stimmung in Indien. Die Nachricht von den Rückzügen in Assam und Arrakan regte die Hoffnung der Nationalen wieder auf und bewogen die muthigsten, jetzt loszuschlagen, um den Birmanen beizustehen und die verhaßten Engländer vom indischen Boden zu verjagen. In vielen Gegenden Vorderindiens brachen kleine Aufstände aus, die größten aber unter den Mahratten, denen ein fanatischer Prophet verkündete, der jüngste Tag (das Kalizeitalter) stünde bevor, und in Malwar und Bhurtpur, wo Thronstreitigkeiten ausbrachen. Indeß stellten die Engländer überall die Ruhe wieder her. Eine Gefahr vom Norden her, nämlich der Angriff von 3—40,000 muhamedanischen Fanatikern unter Anführung des Syud Achmed, der von einer Pilgerfahrt von Mekka zurückkehrte und dort am Grabe des Propheten Begeisterung zum Kampf für den Islam geschöpft hatte, wurde glücklich durch die Sikhs abgewendet, die ihn 1826 im Pendschab in einer Schlacht besiegten und sein Heer zerstreuten. — Eine nicht unwichtige Erwerbung für England war 1824 die Halbinsel Malakka und der Hafen von Singapore, welche von Holland gegen die englische Besatzung auf Sumatra vertauscht wurde.

Nachdem 1828 Amherst abgedankt, folgte ihm Bentink, der die jämmerlichen indischen Fürsten, unter denen es viele Thronwechsel und Streitigkeiten gab, bevormundete. So ordnete er die Angelegenheiten des Nizam, des Scindia, des Holcar, die von Oude, die der Rayputenstaaten bis 1835. Im August dieses Jahres wurde Fraser, der englische Resident in Delhi, als er spazieren ritt, erschossen. Der Mörder wurde ergriffen und als Diener des Nabob von Firuz-

pore erkannt, der den Mord veranlaßt hatte. Um ein Exempel zu statuiren, wurde der Nabob am 8. October gehenkt. Auch Major Alves, Resident in Jeypore, wurde überfallen und schwer verwundet. Begreiflicherweise. Die unbefugte und arglistige Einmischung der Engländer in die Angelegenheiten früher unabhängiger Staaten mußte die tiefste Erbitterung hervorrufen.

Auf Bentink folgte Lord Auckland, unter welchem die Compagnie zum erstenmal in die Angelegenheiten Afghanistans verwickelt wurde. Unter den Durani-Brüdern, die sich in Afghanistan getheilt hatten, ragte Dost Mohamed durch Schönheit und Geist hervor. Von einer geringeren Mutter geboren, als seine Brüder, wollten ihn diese ausstoßen, er gewann ihnen aber allen den Rang ab. Erbost über ihn schlossen die Brüder sich an den genialen Beherrscher der Sikhs an, Runjet Sing, dem sie dafür Peschawer und Kaschmir opfern mußten. Dost Mohamed aber entfaltete die Fahne des Propheten und brachte ein großes Heer zusammen, mit dem er die Eroberungen der Sikhs hemmen wollte. Auch schlug er seinen Bruder Schah Schudschah bei Kandahar, als aber der schlaue Runjet Sing durch Bestechung einen Theil der Truppen Dosts zum Abfall bewog, löste sich bald sein ganzes Heer auf und er mußte sich auf Kabul zurückziehen, 1834. In Folge der russisch-persischen Angriffe auf Herat fand sich aber Auckland bewogen, sich mit Runjet Sing persönlich zu besprechen und im Bunde mit ihm Afghanistan für Schah Schudschah zu erobern, um von hier aus Herat zu schützen.

Im Herbst 1838 machte das englische Occupationsheer große Parade bei Ferespur vor Lord Auckland und Runjet Sing, wobei die außerordentlichste Pracht entfaltet wurde. Der Löwe (Sing) war damals schon alt und einäugig und starb bald nachher. Runjet Sing wurde für die Hindus, was Mehemet Ali für die Muhamedaner war, ein moderner Reformator. Die Religion der Sikhs leistete ihm dabei Vorschub, denn sie war ein äußerst vereinfachter, gereinigter Brahmaismus, der auch keine Kasten an-

erkannte, jedem Gläubigen und Rechtschaffenen gleiches Recht verlieh und daher viele Proselyten machte. Hier begegneten nun auch der europäischen Bildung nicht so viele Vorurtheile, wie bei den Götzendienern und Muhamedanern, weshalb es Runjet Sing leicht wurde, durch die in seiner Hauptstadt Lahore unter ihm dienenden Europäer (die Generale Ventura und Allard) seine Armee ganz auf europäischen Fuß zu setzen und sie mit einer furchtbaren Artillerie auszurüsten. Seine Politik war England günstig, weil er im Bunde mit dieser energischen Macht viel zu gewinnen hoffte.

Der englische Heereszug gegen Afghanistan wurde mit vieler Unbesonnenheit unternommen. Man verlängerte die Operationslinie viel zu weit und bediente sich zu vieler und ungeschickter Führer. Die politische Leitung hatte Macnaghten als „Gesandter und Minister der indischen Regierung am Hofe Schah Schudschahs", unterstützt von Burnes, dem berühmten Reisenden, der diese Länder am besten kannte. Die militairische Leitung hatte Keane, der für sein Privatgepäck allein 400 Kameele brauchte (Macnaghten hatte deren gar 900), dessen Offiziere ebenfalls zahllose Luxusgegenstände mitschleppten, ungerechnet die vielen Weiber und Kinder der Unteroffiziere und Soldaten, deren ganzer Troß mitzog. Indessen streute Macnaghten Gold im Ueberfluß aus und bestach die Häuptlinge der Afghanen, daß Kandahar sich ihm ohne Schwertstreich ergab. Doch leisteten die fanatischen Muhamedaner in Ghazny einen verzweifelten Widerstand und ein Versuch, den in den Hindukusch entflohenen Dost einzuholen, mißlang durch die List des Inders, der die englischen Reiter führte. Kabul konnte sich jedoch nicht halten und die Engländer zogen mit dem Schattenkönig Schudschah daselbst ein, am 6. August 1839. Keane kehrte mit einem Theil der Truppen als Triumphator in die Heimath zurück, andere Truppentheile wurden ins Land geschickt, um die wichtigsten Puncte desselben zu besetzen und in Kabul selbst blieben nur etwa 6000 Mann unter dem alten unfähigen Elphinstone.

Anfangs ließ sich alles gut an. Die Engländer unter Willshire erstürmten das tapfer vertheidigte Khelat. Dost Mohamed und sein Sohn Akbar sammelten ein fanatisches Glaubensheer von Afghanen und Usbeken, die jedoch vor den englischen Kanonen auseinanderstoben. Hierauf verzweifelte Dost und gab sich freiwillig an Macnaghten gefangen, als derselbe gerade bei Kabul spazieren ritt. Dost wurde gut behandelt und nach Indien geschafft. Mit ihm schien der Aufstand der Afghanen seine Seele verloren zu haben. Nun wurde auch noch Todd mit englischen Geschützen und Geld nach Herat geschickt, um Pottinger daselbst zu unterstützen und Oberst Stoddart nach Bokhara, um auch dort der russisch-persischen Politik entgegenzuwirken. Aber der tyrannische Yar in Herat glaubte nicht an eine dauernde Herrschaft der Engländer in dem wild aufgereizten Afghanistan und lohnte ihnen mit dem gröbsten Undank, indem er sich mit Persien heimlich aussöhnte und Todd heimschickte. Schlimmer noch erging es Stoddart, der in Bokhara ermordet wurde.

Am Ende des Jahres 1840 brachen an verschiedenen Orten in Afghanistan Unruhen aus, welche durch die Generale Nott und Wylmer unterdrückt wurden, aber die längere Anwesenheit der Engländer nöthig machten, wenn Schah Schudschah geschützt bleiben sollte. Man richtete sich in Kabul so bequem als möglich ein. Die Gemahlinnen Macnaghtens, Sales und anderer wurden aus Indien herbeigerufen, um sich in der kühleren Luft und der reizenden Umgebung Kabuls zu erholen. Man ergötzte sich mit Pferderennen, Theater, Jagd, Fischerei, wie in Altengland, während das unterjochte Volk in verbissener Wuth erglühte. Doch erst als das Geld gespart zu werden anfing und die Häuptlinge nichts mehr empfingen, dachten auch diese an eine allgemeine Erhebung gegen die Fremden. Macnaghten merkte nichts davon und war so sicher, daß er einen Theil der Truppen unter Sale nach Indien zurückkehren ließ, Oct. 1841. Sale züchtigte unterwegs die Ghilzyes, die ihm den Paß verlegten, wobei er viele Leute verlor, und kam bis Dschellallabad. In Kabul selbst aber hatte sich Abdullah Chan verdächtig gemacht, die Ghilzyes

aufgehetzt zu haben. Burnes warf ihm das vor und nannte ihn einen Hund, erbitterte ihn tödtlich und sorgte nicht einmal für seine Verhaftung. Die Indolenz der Engländer war so groß, daß sie sogar das große befestigte Castell der Stadt, den Bala-Hissar, dem Schah Schudschah überlassen und das kleinere zwar zu ihrem Magazin gemacht, ihre Truppen aber, noch 6000 Mann, fern davon in einer tiefliegenden Ebene gelagert hatten, wo nur ein leicht zu überreitender Graben sie decken sollte.

Abdullah hatte längst einen allgemeinen Volksaufstand vorbereitet und zwar im Namen Schah Schudschahs, dessen großes Siegel er brauchte. Am 2. November 1841 sah man Zusammenrottungen in der Stadt. Man warnte Burnes, der mitten darin wohnte, und rieth ihm, sich rasch ins Lager vor der Stadt zu retten. Aber er blieb und wenige Minuten später wurde sein Haus vom wüthenden Pöbel umzingelt und er, sein Bruder und Lieutenant Broadford ermordet und in Stücken gerissen. Dasselbe Loos erlitten alle Engländer mit ihren Frauen und Kindern innerhalb der Stadt. Elphinstone wurde dringend aufgefordert, mit seinen Truppen in die Stadt zu kommen und zu helfen, aber er weigerte sich, „die Sache sey unbedeutend und werde bald vorbei seyn." Die Afghanen zauderten noch, aus Furcht, als sie aber nicht angegriffen wurden, liefen sie am 4. Sturm auf das kleine Fort, welches das Hauptmagazin der Engländer enthielt. Der hier die schwache Besatzung befehligende Lieutenant Warren bat um Hülfe und wehrte sich den Tag und die Nacht hindurch auf's verzweifeltste, aber Elphinstone schickte ihm keinen Mann zu Hülfe und vertröstete ihn auf morgen. Da in der Nacht fiel das Fort mit allen seinen Vorräthen den Afghanen in die Hände. Ganz dasselbe geschah mit einem kleinen Magazin, welches Capitain Colin-Mackenzie lange vertheidigte, aber eben so hülflos gelassen wurde. Erst am 10., als die Afghanen das Lager selbst aus dem Fort Rika-Bashie zu beschießen anfingen, raffte sich Elphinstone auf und ließ das Fort mit Sturm nehmen. Auch Macnaghten,

der den Kopf ganz verloren hatte, nur unterhandeln und den Rückzug erkaufen wollte, fand jetzt den Muth wieder. Um diese Zeit hatten die Afghanen auch die abgelegene Festung Charekur, welche Major Pottinger auf's heldenmüthigste vertheidigte, mit Sturm genommen und 600 Engländer getödtet, Pottinger selbst war verwundet und nur wie durch ein Wunder nach Kabul entkommen. Seine Entschlossenheit half aber nichts mehr, weil schon zu viel versäumt war. In einer blutigen Schlacht, die sich Engländer und Insurgenten vor Kabul am 22. November lieferten, fiel Abdullah, aber durch den Eigensinn des Generals Schelton, der nicht rechtzeitig eingriff, ging die Schlacht verloren und die Engländer wurden in ihr Lager zurückgeworfen.

Nach Abdullahs Tode trat Dost Mohameds energischer Sohn Akbar Chan an die Spitze des Aufstandes, schloß das englische Lager von allen Seiten ein und sperrte ihm jede Zufuhr ab, so daß sie gezwungen waren zu unterhandeln, und gegen freien Rückzug nach Indien die Auslieferung Dost Mohameds zusagten. Schah Schudschah sollte fortregieren und Akbar sein Vezier werden. Als aber diesem Vertrage gemäß die Engländer (noch 5000 Mann stark, von denen jedoch viele verwundet oder krank waren) am 22. December von Kabul auszogen und tiefer Schnee fiel, wurden ihnen die Lebensmittel und Zugthiere vorenthalten und umschwärmten sie raubgierige Schaaren. Am 23. begab sich Macnaghten zu Akbar Chan, der ihnen ebenfalls gefolgt war, und wollte strenge Einhaltung des Vertrags von ihm fordern, Akbar aber tödtete ihn mit einem Pistolenschuß. Die Erlaubniß, ungekränkt den Rückzug fortzusetzen, mußten die Engländer am folgenden Tage mit der Auslieferung ihrer Artillerie erkaufen, gegen Pottingers Willen, welcher verlangte, man sollte den Afghanen nie mehr trauen und sich bis zum letzten Blutstropfen wehren. Er täuschte sich nicht. Die Afghanen fuhren fort, mit wüthendem Geschrei die Engländer zu begleiten und zuerst die und das Gepäck zu plündern, dann in die marschirenden Colonnen

selbst zu feuern, während sich dieselben mühsam durch den Schnee fortarbeiteten. Auch Akbar blieb ihnen immer zur Seite. Als sie nun an dem Kurd-Kabulpaß angelangt waren, rieth Pottinger selbst, Akbar alle Frauen und Kinder als Geißeln zu übergeben, weil er hoffte, Akbar werde sie schützen um seines Vaters willen, der in der Gewalt der Engländer war. So wurde denn Lady Macnaghten dem Mörder ihres Gatten ausgeliefert, mit ihr Lady Sale, welche alle diese Dinge später beschrieben hat, und die andern Frauen und Kinder. In dem Engpaß selbst gingen die Engländer größtentheils vollends zu Grunde, obgleich sie mit äußerster Tapferkeit fochten. Nur 400 Mann waren am 10. Januar 1842 noch übrig. Elphinstone gab endlich Akbars Forderung nach, ihm Dschellallabad auszuliefern, wurde aber mit seinen besten Offizieren als Geißel zurückbehalten. Der Rest der Engländer ging ruhmvoll unter im Dschugdullukpaß, nachdem sie bis auf den letzten Mann ritterlich gefochten hatten; nur Einer, Cap. Souter, der durch die Brust geschossen war, fiel dem Feinde noch lebend in die Hände.

Sale wäre ihnen gern von Dschellallabad aus zu Hülfe gekommen, wurde aber selbst hart umdrängt von Feinden, während zugleich ein furchtbares Erdbeben die Stadt halb zerstörte. Eben so große Noth litt die kleine englische Besatzung des Fort Ali Musjid am Eingang der berüchtigten Khybur-Pässe unter Cap. Mackeson. Aber von Peschawer aus kam General Pollock mit einer kleinen, jedoch trefflich geführten Heeresmacht, entsetzte erst das Fort, dann Dschellallabad, und durfte, weil unterdeß der englische Gesandte Clerk die Sikhs glücklich beschwichtigte und General Nott noch immer Kandahar behauptete, sogar wagen, wieder gegen Kabul selber vorzugehen, um die Ehre der englischen Waffen wiederherzustellen. Nott sollte dabei helfen, mußte aber einstweilen zurückbleiben, weil General England, der aus Sind zu Hülfe kam, unterwegs im Bolanpaß eine Niederlage erlitt. In Kabul selbst wurde Schah Schudschah am 4. April ermordet und sein Sohn

Fatteh Jung blieb ohne alles Ansehen. Akbar wurde von den andern Häuptlingen beneidet, besiegte aber am 21. Juni den Usurpator Zemaun Chan, und anerkannte Fatteh Jung, nahm ihm aber seine Schätze und eignete sich selbst die höchste Gewalt an.

Während dieser Anarchie hatte Nott sich wieder gefaßt und rückte von Kandahar, wie Pollock von Dschellallabad aus gegen Kabul vor. Akbar bot dem letztern am 13. September bei Tezien eine Schlacht und wurde besiegt, worauf Pollock in Kabul einrückte, am 16. Am folgenden Tage kam auch Nott an, der unterwegs ein anderes Heer Afghanen zurückgeschlagen hatte. Von hier aus schickte Pollock sogleich seinen Secretair Shakspeare in das Gebirge Hindukusch, wo die gefangenen englischen Damen von Akbar dem Saleh Muhamed in einem Fort bei Bamian anvertraut worden waren. Nach Akbars Flucht bei Tezien nahm Saleh keinen Anstand, gegen 20,000 Rupien und eine Pension die Damen auszuliefern. Sale wurde ihnen entgegengeschickt, fand sie diesseits des 13,000 Fuß hohen Kalupasses, den sie eben herabgekommen waren, und umarmte seine Gemahlin. Die Gefangene waren gut behandelt worden, der alte Elphinstone aber gestorben.

Pollock hatte die Ehre der brittischen Fahne gerettet, bekam aber Befehl, Afghanistan zu räumen, welches für diesmal um so weniger behauptet werden konnte, als Runjet Singh auch unterdeß gestorben war und die Sikhs ziemlich viel Lust bezeigten, das Unglück der Engländer zu benutzen. Dost Mohamed kam dem Vertrage gemäß nach Afghanistan zurück und Akbar bereitete ihm die Herrschaft vor. In Calcutta war auf Lord Auckland 1842 Lord Ellenborough als Gouverneur gefolgt, der aber schon 1844 wieder abtrat, weil er die Mißbräuche in der Armee abschaffen wollte und auf allzuheftigen Widerstand stieß. Ihm folgte Lord Hardinge.

Zum Glück verhielten sich die Sikhs noch ruhig. Die Emirs der Beludschen aber, die sich in die Herrschaft von Sind (am Indus) theilten, wollten sich jetzt dafür rächen, daß die Engländer durch ihr Gebiet marschirt waren. Die Emirs hatten bisher

dazu geschwiegen, weil sie sich vor den Sikhs fürchteten, jetzt aber brachen sie los, vor allen Mussir Chan, wurden jedoch, zumal da nicht alle einig waren, von dem tapfern General Charles Napier im Frühjahr 1843 in zwei größeren Schlachten bei Minamie und Dubba geschlagen, obgleich sie fünfmal stärker waren als die Engländer (25,000 gegen 5000). Ganz Sind wurde dem indo-brittischen Staate einverleibt. Im Herbst desselben Jahres empörten sich auch noch einmal die Mahratten in Gwalior, als eben der Scindia gestorben war, und lieferten den Engländern unter General Gough eine blutige Schlacht, in der gegen 800 Engländer fielen. Im folgenden Jahre erneuerten die Mahratten in Kalapur, durch Bedrückungen aufs tiefste erbittert, den Kampf, wurden aber durch Oberst Outram besiegt.

Jetzt erst, schon zu spät, erhoben sich die Sikhs. Hätte dieses wohlgerüstete und tapfere Volk schon 1841 losgeschlagen, so würde die englische Macht im ganzen Norden Indiens rasch vernichtet worden seyn und eine Erhebung der Mahratten und Rajputen würde dann erst haben glücken können. Runjet Sing war am 27. Juni 1839 gestorben, sein schwacher Sohn Khuruk ließ sich durch seinen Vezier, den Rajputen Dscheian, leiten, einen Bruder des Gholab Sing. Diese beiden Brüder bemächtigten sich der Alleingewalt, ließen den Fürsten vergiften und setzten dessen Bruder Scher Sing an seine Stelle. Der aber mußte bald wieder der Tschund Kair, Runjets Wittwe, weichen, welche den Thron bestieg, nachdem sich Dscheians eigene Söhne Hira und Gholab für sie erklärt hatten. Die neue Rani (Königin) war im hohen Grade ausschweifend, machte sich bald verhaßt und mußte, als auch Gholab sich seinem Bruder wieder fügte, den Thron an Scher Sing zurückgeben. Dieser wurde durch Abschit, einen Sindawalla, umgebracht, Abschit selbst aber kam im Kampf mit Hira um, der sofort den jungen Dhulip Sing, einen von Runjet Sing adoptirten Knaben, auf den Thron von Lahore setzte. Dessen Mutter Mahe gewann aber einen Anhang und ließ Hira umbrin-

gen, 1844. Diese neue Rani schickte alle europäischen Offiziere fort und die Khalsas, der Prätorianerstamm Runjet Sings, begannen ein brutales Regiment und belagerten Gholab Sing in seiner Felsenfeste, blos um ihm seine Schätze zu nehmen. Er fertigte sie ab, indem er ihnen eine große Summe gab, ließ sie aber auf der Heimkehr durch tapfere Gebirgsstämme überfallen und ihnen den Raub wieder abnehmen. Die Rani hielt unterdeß eine Menge Liebhaber, unter denen Lall Sing vorragte, machte ihren Bruder Dschowahir zum Vezier und schwelgte in den niedrigsten Ausschweifungen. Peschora Sing, der Anspruch auf den Thron hatte und machte, wurde umgebracht. Das Heer aber murrte, tödtete den Dschowahir *) und bot das Vezieramt dem Meistbietenden aus. Als es niemand wagte, sich der unersättlichen Soldatesca hinzugeben, wollten sie einen Sohn des ermordeten Scher auf den Thron setzen, aber die Rani verhinderte es, indem sie den raubgierigen Schaaren rieth, ins englische Gebiet einzubrechen und dort Beute zu machen. Unter diesen Umständen begann der Kampf der Sikhs gegen die Engländer, wobei jedes sittliche, religiöse oder patriotische Motiv fehlte.

General Gough wurde den Sikhs mit 10,000 Mann entgegengeschickt und schlug sie am 18. December 1845 bei Mudkie, obgleich sie unter ihrem General Tetsch Sing viermal stärker waren. In dieser Schlacht fiel der tapfere Sale, auch nahm der in Indien reisende Prinz Waldemar von Preußen mit Auszeichnung daran Theil. Die Sikhs verstärkten sich nun auf 58,000 Mann, aber auch Gough erhielt 6000 Mann Verstärkung, und schon am 21. Dec. wurde die zweite blutige Schlacht bei Ferospur geliefert, in welcher die Engländer gegen dritthalbtausend Mann verloren, jedoch obsiegten. Einen dritten Sieg erfocht General Smith am

*) Die Rani beklagte ihn bitterlich. Vier seiner Frauen mußten sich nach der Sitte mit seiner Leiche verbrennen lassen und thaten es mit zärtlicher Hingebung und unter Lobpreisungen der Rani und ihres Bruders, unterbrochen von Verwünschungen gegen die Soldaten, die ihnen noch auf dem Scheiterhaufen das goldene Geschmeide abrissen.

28. Jan. 1846 bei Aliwal, und einen vierten Gough am 10. Febr. bei Sabraon. Die Sikhs fochten in allen diesen Schlachten wie wilde Teufel und ließen sich auf ihren Kanonen in Stücke hauen. Nach so großen Verlusten aber konnten sie das Feld nicht mehr halten und die geängstigte Rani bat Gholab Sing, den Zorn der Engländer zu beschwichtigen. Diese besetzten Lahore und schlossen einen Frieden nach ihrer Art, die Treulosigkeit und Immoralität der Hindufürsten immer wo möglich noch überbietend. Denn nachdem sie alles Land zwischen dem Sudletsch und Bejah an sich gerissen, bestätigten sie die elende Regierung der Rani, damit der Sikhstaat vollends zu Grunde gehe, und verkauften dem nichtswürdigen Tyrannen Gholab Sing das schöne Land Kaschmir, wofür er die Zahlung der Kriegskosten übernahm.

Im Jahre 1848 wurde Lord Dalhousie Gouverneur in Ostindien und gerieth bald in neue Kriege. Der schlechte Frieden trug seine Früchte. In Kaschmir empörte sich Imam Eddin gegen den Tyrannen Gholab, im geheimen Einverständniß mit Lall Sing, dem Liebhaber der Rani von Lahore. Oberst Lawrence, englischer Resident von Lahore, ließ nun nicht nur jenen Lall, sondern auch die Rani selbst verbannen und regierte selbst im Namen des Dhulip. Damals ließ Mulrai, Gouverneur der Provinz Multan, zwei englische Offiziere, denen er seine Festung zu übergeben versprochen hatte, grausam ermorden, 19. April 1848. General Whish sollte ihn bestrafen, konnte jedoch das feste Multan nicht einnehmen und erlitt große Verluste. Nun rührten sich auch die Sikhs wieder und verschworen sich mit Gholab Sing und Dost Mohamed, die Engländer aus Nordindien zu vertreiben. Wieder zu spät, nachdem die Afghanen den Sikhs in ihrem ersten Kriege nicht geholfen hatten. Gough rückte nun wieder gegen die Sikhs vor und lieferte ihnen bei Rammuggur ein so ungeschickt angelegtes Gefecht, daß er dabei ohne Noth viele brave Leute verlor. Doch wurde Scher Sing, der die Sikhs anführte, in einer zweiten Schlacht durch General Thakwell bei Sadulapur zum

Rückzug gezwungen, im December. Nun fiel endlich auch Multan nach harter Belagerung, 2. Jan. 1849. Mulrai wurde gefangen. Bald darauf mußte sich Gough wieder gegen die Sikhs wenden, die ihn am 13. Jan. bei Chilianwalla angriffen. Auch hier leitete er die Schlacht so ungeschickt, daß er nahe an 2400 Mann verlor und beinahe geschlagen worden wäre. Unterdeß hatte Dost Mohamed den Sikhs 3000 (warum nicht mehr?) Afghanen zu Hülfe geschickt. Aber in einer zweiten großen Schlacht, wo sich Gough von General Tennent besser berathen ließ, erfochten die Engländer einen glänzenden Sieg und zwangen den Rest der Sikharmee zu capituliren, 21. Febr. Dalhousie machte dem Reiche der Sikhs ein Ende, indem er den schwachen Dhulip Sing auf Pension setzte. Auch die Schätze des alten Runjet Sing fielen bei diesem Anlaß den Engländern in die Hände, und sein Diamant, der größte den man kennt, der weltberühmte Kohinur (Lichtberg), wurde der Königin Victoria nach London gesandt, wo er nun im Kronschatz Englands liegt.

Gholab Sing nahm die Miene an, als habe er die Treue nie gebrochen und wurde geschont. Auch Dost Mohamed ließ man gern in Ruhe, da er selbst nichts weiter unternahm. Die Gemüther blieben erhitzt. Im Jahre 1849 erhoben sich die Hindu's in der Waldgegend von Gangara (in Bengalen) unter Anführung des Schwärmers Chokro, weil die englische Regierung die Menschenopfer, durch welche man reiche Saaten von den Göttern zu erkaufen hoffte, verboten hatte. Im Jahre 1850 stand die Secte der Moplahs an der Küste von Malabar auf, gleichfalls Fanatiker, die keinen Pardon nahmen und gaben. Beide Aufstände wurden mit Gewalt unterdrückt. Die gefangene Rani von Lahore entfloh aus ihrer Haft und kam glücklich nach dem Gebirge von Nepal, von wo sie aber den Engländern wieder ausgeliefert wurde. Indem englische Agenten damals das hohe Himalayagebirge und die Grenzen Tibets untersuchten, entdeckte Hooker (1848) den höchsten Berg der Erde Kinchinginga von 28,178 englische Fuß oder von

26,438 Pariser Fuß Höhe, nachdem bisher der um mehrere tausend Fuß niedrigere Dhawalagiri für den höchsten gegolten hatte. — Um die wilden Afridies, die mit dem Pendschab annexirt waren, aber keine Steuern zahlen wollten, zu bändigen, wurde Colin-Campbell 1850 nach Kolat im Himalaya geschickt, konnte aber mit 5000 Mann nicht durchdringen und mußte umkehren.

Da man mit Goughs Kriegführung unzufrieden war, kam Charles Napier an seine Stelle, der sich jedoch mit Dalhousie überwarf und schon 1851 wieder nach Europa zurückkehrte, nachdem er vergeblich vor den Gefahren gewarnt hatte, welche die indo-brittische Regierung umgaben.*) Diese Offiziere versammelte er beim Abschied in Calcutta und hielt ihnen in ehrlicher Derbheit ihre Schwelgerei, ihr Schwimmen in Champagner, ihre Spielwuth, ihr Umherwerfen mit Goldhaufen, während sie Schulden über Schulden machen, und ihre verwerfliche Moral vor, welche auf die zwei Sätze hinausläuft: Bezahle nie Schulden, außer Spielschulden, und handle wie ein Schurke, schieße aber jeden nieder, der dich einen Schurken nennt! Aber Napier hatte selbst, weil er ein zu großer Hitzkopf war, die Offiziere verletzt und sein Nachfolger als Obergeneral, Sir William Gomm proclamirte den Offizieren: „Es ist meine Absicht, den Charakter der Armee auf seiner jetzigen beneidenswerthen Höhe zu erhalten."

Der Uebermuth, mit welchem die Engländer den Birmanen in Streitfällen das Recht versagten, veranlaßten einen neuen Krieg. General Godwin führte 1852 eine Armee nach Birma, erlitt aber viele Verluste, mußte Prome, nachdem er es genommen, zweimal wieder aufgeben und zum drittenmal nehmen und hätte, da das Volk wüthend war und die ganze Provinz Pegu, ehe sie den Engländern in die Hände fiel, lieber verwüstete, kaum einen Frie-

*) Ein Muhamedaner ermordete 1853 den Obersten Mackeson in Peschawer. Bei der Hinrichtung des Mörders lobte der Priester seine That und verkündete ihm, Muhamed werde ihm alle sieben Thore seines Paradieses öffnen.

den erlangt, wenn nicht in Ava selbst eine Palastrevolution ihm zu Hülfe gekommen wäre. König Therawaddy wurde wegen seiner angeblichen Wütherei für geisteskrank erklärt und ein Sohn von ihm bestieg den Thron, um rasch Frieden zu machen und den Engländern Pegu und einen großen Küstenstrich abzutreten, 1854.

Inzwischen starb die Mahrattendynastie von Nagpur aus und ihr Land fiel den Engländern zu. Dalhousie wollte nun auch das Königreich Oude (Audh) annexiren. Der König Mahomed Wadschid Ali Schah lebte in der größten Ueppigkeit und Schwelgerei und ruinirte das Land systematisch, so daß die Zemindars in ihren 246 Burgen ihm zu trotzen anfingen. Der Mollah Emir Ali regte die Muhamedaner gegen ihn auf, unterlag aber seinen Truppen. Es war ein kleiner Religionskrieg zwischen Hindus und Muhamedanern, dessen sich die Engländer erfreuten. Die siegreichen Soldaten des Königs aber plünderten das arme Land aus. Nun wurde Oberst Outram 1854 nach Lucknow, Oude's Hauptstadt, als englischer Resident geschickt und glaubte, es werde wohl für das Land am besten seyn, wenn der elende König pensionirt und sein Reich dem indo-brittischen annexirt werde. Dalhousie wollte durch diese neue Eroberung seinen Ruhm vermehren und annexirte wirklich, 1856. Dasselbe geschah auch dem kleinen Reich Tanjore nach dem Aussterben seiner alten Dynastie (1855).

Nach Dalhousie wurde Lord Charles John Canning, Sohn des berühmten Ministers (Georg), Gouverneur von Indien, und unter ihm sollten die größten Dinge geschehen. Schon 1855 standen die Santals auf, in gefährlicher Nähe von Calcutta selbst, ein armes fleißiges Völkchen, welche von den niedern Dienern der Compagnie, Steuereinnehmern und wucherischen Geldleihern, so hart gedrückt wurden, daß sie sich endlich empörten und, obgleich nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet, sich aufs tapferste gegen die Truppen unter General Lloyd wehrten.

Die allgemeine Erbitterung der einheimischen Bevölkerungen Indiens gegen die Engländer führte endlich zu der großen Re-

volution von 1857. Dieselbe war längst vorbereitet. Am glühendsten war der Haß bei den Muhamedanern, welche überall die meiste Energie zeigten und hauptsächlich von ihren Pilgerreisen nach Mekka den Stolz und Muth heimbrachten, der das Joch der Ungläubigen nicht länger ertrug. Zudem waren russische und persische Agenten thätig, das Feuer in Indien zu schüren, denn 1856 wurde der Krieg in Herat geführt und Outram drang mit einem Heere vom persischen Golf aus vor. Die Revolution in Indien sollte den Persern Luft machen. Aber auch abgesehen von diesen Anstiftungen reichte das Betragen der Engländer in Indien selbst hin, um zum unversöhnlichen Hasse zu reizen. Die eingebornen Inder waren im Recht. Die Engländer waren als Räuber in ihr Land gekommen, auf das sie nicht den geringsten Anspruch hatten, sogen es mit systematischer Arglist aus, entsittlichten und verwilderten es und wurden ihm in jeder Beziehung zum Fluche. Denn von der Einführung der christlichen Religion und des europäischen, germanischen Sittenadels war in Indien keine Rede. Es wird den Engländern zum ewigen Vorwurf gereichen, daß sie als mächtige Eroberer in den Hinduländern, doch die unterworfenen Völker nicht zum Christenthum bekehrt haben, hierin weit zurückbleibend hinter den Spaniern. Die ostindische Compagnie fürchtete, wenn sie bekehrend aufträte, den Glaubenseifer der Hindus und Muhamedaner allzustark aufzuregen, da sie im Gegentheil, wenn sie die religiösen Vorurtheile aller schonte, aus der Zwietracht der Parteien*) den größten Vortheil ziehen konnte. Sie garantirte daher Heiden und Muhamedanern ihre religiösen Rechte und strafte sogar christliche Missionäre wegen Verletzung derselben.**) Auch vermochten die Inder in einem Missionär, der

*) Am 22. und 23. Nov. 1851 gab es blutige Tumulte zu Bombay zwischen den Muhamedanern und Parsis. Die letztern hatten in ihrer Zeitung den Propheten Muhamed karikirt, was jene tödtlich beleidigte. Die Parsis leisteten zuletzt Abbitte.

**) In Calcutta ließ ein englischer Offizier seiner verstorbenen Mai-

mit seiner Lady auf Elephanten reitend, mit großem Troß und Gefolge daherkam, auch immer nur einen Lord und nicht einen demüthigen Apostel Jesu Christi zu sehen und ließen sich viel eher von einem barfüßigen Franziscaner bekehren, weil dieser in der Stärke der Weltentsagung und Demuth dem Fakir nicht nachstand. Die Achtung, welche die englische Regierung scheinbar dem Islam und dem Heidenthum erwies, war überdies nur erheuchelt. Offiziere und Beamte spotteten darüber. Man nannte die braunen Inder nur noch Niggers (Neger) und fing an sie wie Negersclaven zu behandeln. Man schimpfte und schlug sie ungestraft. Offiziere machten sich den Spaß, im Theater Stückchen von Schweine- und Rindfleisch über das Parterre voll Muhamedaner und Hindus zu werfen. Nachdem er das unglückliche Volk durch Mißhandlungen zur äußersten Wuth gereizt hatte, wagte der freche Engländer von diesem Volke noch folgende Schilderung zu entwerfen: „Das Ungeheuer ist schwarz, hat eine schwarze, von der unsern wesentlich verschiedene Seele, fühlt keinen Schmerz (?) und auch keine Wohlthaten (?), ist der Vater aller Lüge, feigherzig und doch blutdürstig. Seine Ergebenheit wird wie die des Wachtelhündchens durch Schläge genährt. Das Monstrum repräsentirt 180 Mill. Seelen und kommt in dem Erdstrich vom Cap Comorin bis zum Himalaya fort.“

Das Maaß der Mißhandlungen war voll. Muhamedaner und Heiden verständigten sich und zettelten durch ganz Indien eine Verschwörung an. Das Erkennungszeichen waren kleine s. g. Atta-Kuchen, welche im Januar 1857 von Hand zu Hand gingen. Zum Vorwand der Empörung diente beiden Parteien die bei den Seboys neueingeführten Patronen, in denen die Kugel mit Fett eingerieben war, mit Schweinefett, sagte man den Muhamedanern,

---

tresse, einem Hindumädchen, ein prächtiges Grab und auf demselben sogar einen heidnischen Tempel errichten. Zwei englische Missionäre, die ihn deshalb in einer Zeitung tadelten, wurden von ihm verklagt und zu 900 Pfund Sterling Strafe verurtheilt.

denen das Schwein verhaßt ist wie den Juden; mit Rindsfett, sagte man den Hindus, denen das Rind heilig ist und die keines tödten dürfen.

Die Sepoys waren aber um so geneigter, sich zu empören, als sie mit ihren englischen Offizieren schlecht standen. Mochte der eingeborne Inder noch so tapfer und einsichtsvoll seyn, er konnte doch nie über die niederen Chargen emporsteigen. Da ihm kein höheres Ziel der Ehre gesteckt war, wurde er geld- und beutegierig. Die englischen Offiziere aber hörten auf, ihm zu imponiren, da sie nur unter sich lebten und in einem unsoldatischen Luxus ganz zu verweichlichen schienen. Man hätte wirklich nicht glauben sollen, daß diese Schwelger, die schon Napier so scharf zurechtgewiesen, doch nachher beweisen würden, sie seyen immer noch die unentnervten todverachtenden Normannen.

Den 23. Juni 1857 gerade 100 Jahre nach der unglücklichen Schlacht bei Plassy, in welcher Clive die Unterjochung Indiens begann, war zum Tage der allgemeinen Erhebung bestimmt, allein die Ungeduld der Sepoys und der Zufall führte einzelne Ausbrüche schon früher herbei. Sie durften wohl Muth fassen, da ihrer so viele waren. Den Kern der indobrittischen Armee bildeten nur 30,000 Europäer, die übrigen Truppen, 250,000 Mann, waren $^1/_3$ Muhamedaner, $^2/_3$ Hindus. Sie hießen seit dem vorigen Jahrhundert Sepoys (Sipahis) und der Gemeine unter ihnen wurde in der Regel 36 Jahre alt, bis er Corporal (Naib), 48 Jahre, bis er Sergeant (Havildar), und 60 Jahre, bis er Hauptmann (Subadhar) werden konnte. Höher stieg keiner. Die Gemeinen blieben aber mit diesen ihren alten stammverwandten Offizieren immer allein, die englischen Offiziere hatten, von den Regimentern getrennt, ihre üppige Menage für sich, übten also keinen moralischen Einfluß auf ihre Truppen, sondern machten sich denselben nur durch ihre Hoffahrt verhaßt. Daher die Bequemlichkeit, mit der die Sepoys sich unter einander verständigen und complottiren konnten. Die Armee war nach den drei Regierungsbezirken getheilt in die

Bengal-, Madras- und Bombayarmee. Die erstere begann den Aufruhr zu früh, die beiden andern waren nicht genug bearbeitet, oder hielten an sich, weil sie den Erfolg in Bengalen abwarten wollten.

Am 9. Mai 1857 weigerten zu Mirut, unfern von Delhi, 86 Sepoys vom 3. Reiterregiment die Annahme der geschmierten Patronen und wurden deßhalb verhaftet, um bestraft zu werden, plötzlich aber von ihren Kameraden befreit, die englischen Offiziere verjagt oder getödtet, ihre Quartiere verbrannt, Frauen und Kinder ermordet. Eine kleine Zahl englischer Truppen wurde zwar auf kurze Zeit wieder Meister und verjagte die Rebellen. Diese aber eilten nun nach der großen Stadt Delhi und brachten am 11. auch hier alles in Aufruhr. Unverantwortlicherweise hatte die Regierung hier eine zahlreiche Artillerie und Armeevorräthe aller Art einer Besatzung anvertraut, die nur zum kleinsten Theil aus gebornen Engländern bestand, während zugleich viele englische Beamtenfamilien, Geistliche und Kaufleute in der Stadt wohnten. Vergebens wehrte sich eine Handvoll entschlossener englischer Offiziere und Lieutenant Willoughly sprengte sich und an tausend Rebellen mit einem großen Pulvermagazin in die Luft. Fast alle Offiziere des 54. Regiments wurden ermordet, alle Engländer mit ihren Weibern und Kindern, die nicht früh genug durch die Flucht entkamen, wurden unter gräßlichen Martern *) umgebracht. Die Meuterer erbeuteten 150 Kanonen, Pulver und Kugeln in Menge, in den Kassen 2 Mill. Pfund Sterling und machten noch durch Plünderungen so große Beute, daß sie die Last des Geldes nicht zu bergen wußten. Immer neue Rebellen strömten nach Delhi und beneideten die, welche sich in den ersten Tagen so sehr bereichert

*) Der blutgierigste Volkshaß verfolgte die stolzen Ladies, 48 englische Damen und Mädchen wurden erst von den Sepoys, dann vom Pöbel halbtodt geschändet, dann auf's gräßlichste gemartert. Man schnitt ihnen die Nasen ab oder den Leib auf 2c. Eine Dame, der man die Gesichtshaut ab- und über den Kopf gezogen hatte, wurde in diesem Zustand nackt umhergejagt.

hatten. Da keiner dem andern traute, trug jeder sein Geld bei sich, und mancher wurde von seinen eigenen Landsleuten umgebracht, um ihm die Beute wieder abzunehmen. Indeß suchten die Anführer der Anarchie Meister zu werden und Delhi zum unerschütterlichen Bollwerk des Aufruhrs zu machen. Die Stadt war von den Engländern auf's trefflichste befestigt und mit allem versehen worden, das kam nun den Rebellen zu gut. Um sich ein sichtbares und für ganz Indien passendes Haupt zu geben, zogen sie den längst vergessenen Großmogul aus dem Palast in Delhi hervor, in welchem er als englischer Pensionär lebte, den 92jährigen Akbar, der bereits vor Alter stumpfsinnig war, für den aber sein ältester Sohn Mirza Mogul eintrat, dem man vorwirft, bei der Mißhandlung und dem Morden englischer Damen mitgewirkt zu haben.

Gleichzeitig brach der Aufstand in allen bengalischen Garnisonen aus. Zu Indore, Azimgur, Sitapur wurden alle Engländer ermordet. In Dschihanpur brachte man sie alle in einer Kirche um. In Allahabad wurden 16 Offiziere beim Essen überfallen und ermordet, dann noch 10 andere, ihre Häuser verbrannt, englische Familien zu Tode gemartert. In Kokah, einer Rayputenstadt, wehrte sich Major Burton mit zwei schönen blühenden Söhnen auf dem Dach seines Hauses verzweifelt, bis das Dach unter ihnen zusammengeschossen wurde und alle umkamen. Das Gräßlichste geschah zu Cawnpur. Hier wurde die kleine Besatzung unter General Wheeler von einem großen Rebellenhaufen unter Nana Sahib überfallen. Dieser hatte eine feine Erziehung genossen und war im Umgang mit Europäern hochgebildet, haßte aber die Engländer unversöhnlich, weil sie seinen Anspruch auf das Erbe des Peischwa nicht anerkannt hatten. Als Wheeler seine tapfern Leute verloren und keine Lebensmittel mehr hatte, wagte er einen Ausfall, wurde aber durch die Uebermacht zurückgeschlagen und mußte capituliren. Nana Sahib gewährte ihm und den Seinen freien Abzug. Als sie nun ausgezogen waren und auf Kähnen den Ganges hinabfahren sollten, begannen die Inder auf sie zu

feuern und tödteten eine Menge. Die Engländer retteten sich an's andere Ufer, wurden aber hier eingeholt und gefangen nach Cawnpur zurückgebracht. Man glaubt, Nana Sahib sey durch das wüthende Volk zu diesem Treubruch gezwungen worden und würde für seine Person menschlicher gehandelt haben. Wheeler, bereits schwer verwundet, wurde ermordet, seine großherzige Tochter tödtete den Soldaten, der sie fortgeschleppt hatte, mit seiner ganzen Familie bei Nacht und stürzte sich in's Wasser. Alle gefangenen Männer wurden abgesondert, um erschossen zu werden. Ihre Frauen wollten sie nicht lassen und umklammerten sie. Alle wurden weggerissen, nur die starke Frau eines Doctors hielt ihren Mann fest und kam mit ihm um. Alle wurden erschossen, 88 Offiziere und 190 Mann, die noch übrig waren. Ihre 120 Weiber und Kinder blieben sodann in dem berüchtigten „gelben Hause" eingesperrt, aus dem sie nur hervorgezogen wurden, um nackt ausgekleidet abgeschlachtet und in einen großen Brunnen geworfen zu werden, am 17. Juli. — Im Norden Cawnpurs entbrannte der Aufruhr durch ganz Oude und im Süden in Gwalior, dem Reich des Scindia.

An andern Orten aber mißlangen die Aufstände der Sepoys, indem die englischen Offiziere noch rechtzeitig die nativen Regimenter entwaffneten. Dies wurde oft mit nur wenig englischen Soldaten bewirkt, so groß war das moralische Uebergewicht der weißen Race unter den dunkelfarbigen Indern, und die Furcht vor der Strafe. Denn unerschrocken pflegten damals kleine englische Garnisonen im Angesicht ungleich zahlreicherer Sepoybataillone die Unruhstifter aufzuhängen und die offenen Rebellen vor die Kanonen zu binden und in Stücke zu reißen. Und mitten in der äußersten Gefahr noch lustig nannten die Engländer jenes „auf nichts tanzen" und dieses „wegblasen". So wurde ganz nahe bei Calcutta in Berhampur der erste Aufstand unterdrückt. In Calcutta selbst bewaffneten sich die englischen Christen und unterdrückten die Gährung unter den Muhamedanern und Hindus. Der verdächtige König

von Oude*) aber wurde daselbst gefangen gesetzt. Man hat ihn fälschlich als einen Haupturheber des Aufstands bezeichnet, während allerdings ganz Oude gegen die Engländer empört war, nirgends aber die Fahne für den abgesetzten und verachteten König erhob. Henry Lawrence hielt den Aufstand in Lucknow mit eiserner Hand nieder, wurde aber in dieser Stadt durch die Rebellen von Oude und Nana Sahib eingeschlossen. In Benares, der heiligsten Stadt der Inder mit zahlreicher und fanatischer Bevölkerung, wurde der Aufstand durch die Treue einiger Sikhregimenter, unterdrückt. In der großen Stadt Agra retteten sich die Engländer in die Citadelle. In Patna wurden die Aufrührer überwältigt und 40 derselben von den Kanonen „weggeblasen". Ebenso in Firangpur und auf vielen andern Stationen. Der Aufstand blieb also auf Delhi und Oude beschränkt. In Lahore und dem Pendschab behaupteten die Engländer eine Macht, welche sie in den Stand setzte, von da aus Delhi wieder zu nehmen; ebenso in Calcutta, wohin eiligst aus England Verstärkungen geschickt wurden, um Lucknow zu entsetzen. Die Sikhs und Gorkhas hielten zu den Engländern. Also war nicht einmal die ganze Bengalarmee insurgirt, und in der Madras- und Bombayarmee wurden die Anfänge der Insurrection rechtzeitig unterdrückt.

Aber auch die Fürsten und Völkerstämme Indiens unterstützten die große Revolution der bengalischen Sepoys nur schwach. Außer Nana Sahib und den Prinzen in Delhi hielten sich alle übrigen Fürsten neutral oder halfen den Engländern. Scindia nahm am Aufstand der Gwaliortruppen keinen Theil und sammelte sogar ein Heer, um sie zu bekämpfen. Auch Holcar blieb treu, nachdem der Aufstand in seiner Hauptstadt Indore besiegt war, und der Nizam,

---

*) Während seine Mutter nach London ging, um wo möglich die Annexion des Reichs Oude rückgängig zu machen. Man gab ihr dort gar keine Audienz, bis die große Revolution begann. Da wurde sie von der Königin Victoria gütig empfangen, starb aber auf dem Rückweg in Paris.

in dessen Hauptstadt Hyderabad der Aufstand ebenfalls unterdrückt wurde, starb. Gholab Sing, bisher immer Freund der Engländer, wurde im Sommer 1857 durch Gift hinweggerafft, ohne daß dies eine Aenderung im Norden Indiens bewirkt hätte, denn die Sikhs und Beludschen des Pendschab und Sind blieben ruhig. Jung Behadur in Nepal hielt es mit England, der feurige Akbar war gestorben, sein alter Vater Dost Mohamed wollte keinen neuen Krieg mit England wagen. Auch die Birmanen hielten sich ruhig. Die bengalischen Sepoys blieben mithin isolirt, eine großartige Erhebung des ganzen indischen Volkes, aller Stämme und Confessionen, wovon Nana Sahib und einige Schwärmer geträumt hatten, kam wieder nicht zu Stande. An vielen Orten zeigte sich das Landvolk den Engländern sogar geneigt und half ihnen zur Flucht, weil es sich weniger vor diesen, als vor der Raubgier der Sepoys fürchtete.

General Anson, der oberste Anführer der englischen Truppen n Indien, wartete zu Simla, bis er aus dem Pendschab Truppen herabziehen konnte, um Delhi zu retten, worüber drei Wochen vergingen. Er selbst starb an der Cholera, die, um den Jammer der Lage voll zu machen, unter den schwachen Abtheilungen der Engländer wüthete. Sein Nachfolger Barnard kannte weder Indien noch die Armee und rückte zwar schon am 8. Juni vor Delhi, starb aber ebenfalls an der Cholera. Ihm folgte General Reed, der aber mit schwachem Geschütz die festen Mauern Delhi's nicht nehmen konnte, hinter deren zahlreichen Kanonen die Sepoys sich musterhaft vertheidigten. Doch behauptete sich das kleine Lager der Engländer gegen alle Ausfälle der Sepoys und brachte nach und nach mehr schweres Geschütz herbei. Nirgends zeigte sich die moralische Kraft und das taktische Geschick der Europäer so glänzend wie hier, da die Inder ihnen an Zahl und Rüstung in Delhi so sehr überlegen waren, und sie sich doch nicht von ihnen überwältigen ließen. Endlich am 5. Sept. hatten sie sich so weit verstärkt, um eine regelmäßige Belagerung Delhi's beginnen zu können, unter General Wilson. Am 14. aber liefen sie Sturm und drangen

mit großem Verlust (66 Offiziere und 1178 Mann), aber mit unwiderstehlicher Gewalt in die Stadt, in der sie sich großen Ausschweifungen überließen. In vielen Häusern mordeten sie alles, in andern fanden sie Weiber und Mädchen todt, weil ihnen die Männer, damit sie den brutalen Siegern nicht in die Hände fielen, die Hälse abgeschnitten hatten. In dem phantastisch gebauten alten Palast der Moguln ließ sich der greise Akbar ohne Widerstand verhaften, seine Söhne flohen, wurden aber eingeholt und ohne Gnade Mirza Mogul und Mirza Kisra, mit einem Enkel Mirza Abu Busar erschossen. Dasselbe Loos erlitten im October auch die Prinzen Mirza Buktawar und Mirza Mendhu. Der alte Akbar aber wurde nur gefangen nach Calcutta geführt. Das große Heer der Sepoys, welches Delhi so lange vertheidigt hatte, floh auf beiden Ufern des Dschuma gegen Agra und wurde rasch von den Engländern verfolgt, die eine Schaar durch Oberst Greathead, die andere durch General Shower, welche beide die Flüchtigen ereilten und wiederholt zersprengten. Der Rest derselben vereinigte sich mit den Insurgenten von Oude.

Während den ganzen Sommer über der heiße Kampf um Delhi entbrannt war, sammelte General Havelock eine kleine Schaar, um Lucknow zu entsetzen. Er konnte nur ein paar tausend Mann zusammenbringen, weil die wenigen Engländer in Indien die festen Plätze halten mußten und die Verstärkungen erst langsam ankamen. In Lucknow aber war Henry Lawrence mit der englischen Garnison und mehr als 400 Frauen und Kindern eingeschlossen, die man um jeden Preis vor dem traurigen Loose derer in Cawnpur schützen wollte. Ein ritterliches Gefühl erwachte diesmal in allen englischen Herzen. In Ostindien aber, wo jeder einzelne englische Mann täglich dem Tod in's Auge sehen mußte und wochen-, monatlang kaum eine Aussicht war, dem Untergang zu entgehen, bemächtigte sich der Herzen der rohen Soldaten auch eine religiöse Begeisterung. Havelock betete täglich mit ihnen, weßhalb man seine Leute die „Havelockheiligen" nannte. Eines solchen Aufschwungs der Seelen

aber bedurfte es auch, um das Ungeheure zu leisten, was diese eisernen Männer damals vollbrachten, indem sie gegen die enorme Uebermacht Nana Sahib's und der Rebellen von Oude kämpften und zugleich im Rücken von den Gwalior-Mahratten bedroht waren. Nach mehreren glänzenden Gefechten drang Havelock in Cawnpur ein und ließ die Leichen im großen Brunnen feierlich bestatten. Seine Hochländer (Schotten) wurden beim Anblick der ermordeten Weiber und Kinder so wüthend, daß auch sie in Cawnpur kein Geschlecht und Alter schonten und alles niederstießen. Von hier versuchte Havelock nach Lucknow vorzudringen, sah sich aber gezwungen wieder umzukehren, weil er nicht stark genug war und sein kleines Corps durch die Hitze und durch die Cholera schrecklich litt. Am 13. Juli hatte er bei Futtipur gesiegt, da hielt ihn die am 25. zu Dinapur ausgebrochene Revolution auf.

Zu Segawlie an der Grenze von Nepal meuterte ein Native-Regiment und mordete den Stationskommandanten Major Holnes mit seiner Familie. Das rückwirkte auf die nächste Hauptstation Dinapur, wo drei Native-Regimenter von einem englischen entwaffnet werden sollten, aber durch die Fahrläßigkeit des General Lloyd, der sich gar nicht blicken ließ, entkamen, am 25. Juli. Als ihnen nun das englische Regiment nachsetzte, gerieth es in der Nacht bei Arrasch in einen Hinterhalt, und erlitt schrecklichen Verlust. Man fand später die todten und verwundeten Engländer reihenweise an den Bäumen des Waldes aufgehenkt. Nun meuterten auch andere benachbarte Stationen zu Gya und Hazarabaugh und General Havelock wurde durch diesen Aufstand eine Zeitlang gehindert, gegen Lucknow zu marschiren. Lloyd wurde abgesetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Unterdeß rüstete General Outram, um Havelock zu helfen, und Major Eyre schlug die Rebellen vor Dinapur.

Als Outram mit Havelock zusammentraf, ließ er ihm hochherzig den Oberbefehl und beide rückten vor Lucknow, wo eine fürchterliche Noth herrschte. Sir Henry Lawrence war mit Männern, Weibern und Kindern in der Citadelle (der s. g. Residency) ein-

geschlossen, rings umlagert und umheult von wüthenden Rebellen, unter denen die Begum von Oude (Gemahlin des gefangenen Königs) und ihr Liebhaber vorragten. Am 30. Juni machte er einen großen Ausfall, wurde aber von der Sepoy=Artillerie, die bisher bei ihm geblieben war, verlassen und mit großem Verlust zurückgetrieben. Nun konnte er auch das zweite Fort, das er noch besetzt hatte, nicht mehr halten und sprengte es mit 250 Centner Pulver in die Luft. Aber der Feind beschoß nun in dichter Nähe die Citadelle und ein Bombensplitter verwundete ihn tödtlich, 2. Juli. Major Banks, der ihn im Oberbefehl ersetzte, fiel am 31. durch eine Flintenkugel. Für diesen trat nun Inglis ein, während Cap. Fulton mit dem größten Geschick die Hauptsorge der Vertheidigung besorgte. Der Feind feuerte unaufhörlich, so daß Weiber und Kinder, sich an die Kugeln gewöhnten und sich nicht mehr darnach umsahen, wenn sie ihnen in's Zimmer flogen. Die Menge der Todten und Verwundeten mehrte sich, die Cholera raffte viele Menschen hin, auch die Blattern zeigten sich. Die Hitze und der Gestank in so engem Raume wurde unerträglich. Der Feind legte Minen, um die Citadelle in die Luft zu sprengen, unermüdlich aber gruben die Engländer Gegenminen. Am 20. Juli, 10. August und 5. Sept. liefen die Rebellen Sturm und brachten die Citadelle in die äußerste Gefahr, wurden jedoch immer wieder abgeschlagen. Aber die Noth hatte den höchsten Grad erreicht. Da nahte endlich die Hülfe.*)

*) Eine Dame, welche beim Entsatz von Lucknow gegenwärtig war, erzählt denselben in folgender Weise: Wir sahen den Augenblick herannahen, wo wir von der Erde Abschied nehmen sollten. Wir waren entschlossen, lieber zu sterben, als uns zu ergeben, und wußten, daß in 24 Stunden alles vorbei seyn würde. Die Männer ließen uns leichte Arbeiten verrichten, von einer Batterie zur andern Befehle und Proviant tragen, besonders Kaffee. So ging ich mit meiner Gefährtin, Jessie Brown, Frau eines Corporals aus. Die arme Jessie hatte während der ganzen Belagerung keine Ruhe genossen, und in den letzten Tagen zehrte sie auf erschreckende Weise ab. Von Müdigkeit überwältigt, legte sie sich, in ihren Plaid eingehüllt, auf die Erde nieder. Sie schlief endlich ein, ihren Kopf

Havelock hatte am 21. September die Insurgenten bei Mundurwar zurückgeworfen und sich dadurch den Weg nach Lucknow gebahnt. Aber er hatte nur 2800 Mann und die Rebellen in der Stadt waren 50,000 Mann stark. Es war mithin keine Möglich-

---

auf meine Kniee gestützt, tief und fest, ohne Bewegung, ohne lautes Athmen. Auch ich konnte dem Schlafe nicht mehr widerstehen, trotz des unaufhörlichen Kanonendonners. Plötzlich wurde ich durch einen gellenden, übernatürlichen Schrei dicht vor meinen Ohren aufgeweckt. Meine Gefährtin stand neben mir, die Hand nach dem Horizont ausgestreckt, und neigte sich in horchender Stellung nach vorn. Ein Lächeln der Freude verklärte ihr Gesicht; sie faßte meine Hand, zog mich zu sich hin, und rief: „Hört Ihr ihn; hört Ihr ihn endlich? O nein, es ist kein Traum; er ist es, der Hochländer; wir sind gerettet!“ Nach diesen Worten stürzt sie auf die Kniee nieder, und dankte Gott mit inbrünstigem Gebete, während ich ganz verwirrt dastand. Meine englischen Ohren hörten nur den Kanonendonner, und ich glaubte meine arme Jessie noch immer im phantasirenden Zustande. Aber sie flog nach der Batterie hin, und ich hörte sie beständig rufen: „Muth, Muth, Muth! Hört Ihr? Wir bekommen endlich Hülfe.“ Es war unmöglich die Wirkung dieser Worte auf unsere Soldaten zu beschreiben. Einen Augenblick hörte das Feuern auf, und Jeder horchte aufmerksam. Allein ein Gemurmel der Enttäuschung bewies bald, daß man nichts hörte, und die Klagen und das Geschrei der in Masse herbeigestürzten Frauen verdoppelten sich nur, als der Oberst den Kopf schüttelte. Noch einige Minuten — dieser tödtlichen Erwartung, dieser Hoffnung, welche tödtet —, und Jessie, welche beschämt und erschöpft auf der Erde lag, sprang von neuem auf, wie ein wildes Thier, und schrie mit einer so hellen schrillenden Stimme, daß man es auf der ganzen Linie hörte: „Wollt Ihr auch jetzt noch leugnen? Die Campbell kommen, hört Ihr?“ Und in demselben Augenblicke schien es uns, als spräche die Stimme Gottes aus der Ferne, als ob der „Pibroch“ der Hochländer uns die Gnadenbotschaft brächte; denn es war kein Zweifel mehr, dieses durchdringende, unaufhörliche kreischende Geräusch, das aus weiter Ferne ertönte, es war der Klang der schottischen Sackpfeife. Niemals auf der Erde sah man eine solche Scene. Im Fort von Lucknow gab es nicht ein einziges Herz, das in diesem Augenblicke nicht ganz Gott angehörte. Alle warfen sich gleichzeitig auf die Kniee, und man hörte nur das Schluchzen der Frauen und das Gemurmel ihrer betenden Lippen.

keit, eine so große und von so viel Truppen besetzte Stadt zu nehmen. Havelock konnte nur hoffen, die Citadelle zu erreichen, um vielleicht dort die Besatzung zu befreien und mit sich zurückzunehmen. Am 25. September schlug er sich durch die Stadt hindurch, wobei er 600 Mann und den General Niell verlor, und kam wirklich in die Citadelle. Aber er konnte sie nicht mehr verlassen, er hatte schon zu viel Verlust erlitten, um noch mit dem Rest der alten Besatzung und den Weibern und Kindern den Rückweg durch die Unzahl der Feinde erzwingen zu können, die sich um die Mauern der Citadelle wieder wie ein brausendes Meer zusammenschlossen. Er selbst war nun mit denen gefangen, die er hatte befreien wollen. Aber schon war Colin Campbell als Oberbefehlshaber in Calcutta angekommen und führte 7000 Mann herbei, ihn und Outram zu befreien. Ohne durch das Gwaliorheer gehindert zu werden, kam er am 14. November nach Lucknow, versuchte aber nicht mehr wie Havelock durch die Stadt zu dringen, sondern näherte sich der Citadelle von der Seite, wo sich die Rebellen durch zwei große Gebäude geschützt glaubten, erstürmte diese letzteren und reichte endlich am 16. Havelock und Outram die Hand. An eine Eroberung der volkreichen Stadt durfte auch Campbell noch nicht denken, aber er hatte genug erreicht, indem er die Eingeschlossenen befreite und glücklich aus der Citadelle brachte, die er dem Feinde sofort überließ. Havelock starb am 25. November an der Cholera, sein Andenken wurde in England hochgeehrt.

Zwei Tage nach dem Tode des Helden wurde ein vorgeschobenes Corps der Engländer unter General Windham von den Gwaliortruppen überfallen und geschlagen, sein Lager von 3000 Zelten erobert, am 27. Aber Campbell rächte diese Niederlage durch einen glänzenden Sieg am 7. December, und kämpfte mit Outram den ganzen Winter hindurch gegen die Reste der Gwaliortruppen, die Rebellen von Oude und die aus Delhi Geflüchteten. Er selbst siegte am 27. December und 11. Januar 1858, Outram am 22. Dec., 12. und 16. Jan. Die anfangs große Zahl

der Sepoy-Insurgenten schmolz nun nach und nach zusammen, indeß Campbells Heer sich mehrte. Man schickte ihm immer mehr Verstärkungen aus Calcutta und er commandirte endlich 25,000 Engländer, während ihm aus dem Pendschab 15,000 Sikhs und aus Nepal von Jung Bahadur*) entsendet 20,000 Gorkhas zuzogen. So gelang es ihm, nach einem hartnäckigen Kampf vom 10. bis 13. März Lucknow zu erobern, sodann Indore zu säubern, wo er 200 Gefangene henken ließ, und durch die Generale Hugh Rose und Inglis Jhansi und Calpi den Gwaliortruppen zu entreißen. In Bithore wurden in einem Brunnen Nana Sahibs Schätze entdeckt und erbeutet. Die Rebellenhaufen wurden allmählig immer dünner, die Kanonen ihnen größtentheils abgenommen. Der Krieg engte sich auf Oude und Rohilcund ein und wurde immer mehr nur Guerillakrieg. Einen bedeutenden Sieg erfocht Hope Grant bei Nawabgunge im Sommer, und General Michel bei Bohahg im Herbst über Tantia Topi, dem letzten großen Helden des indischen Aufruhrs. Von nun an wurden die Rebellen nur noch wie Räuber verfolgt, führten aber noch manchen kühnen Streich aus, da sie in den undurchdringlichen Dschungeln des Landes Oude Verstecke genug fanden. Tantia Topi ließ sich im December durch den General Park 451 englische Meilen weit im unwegsamsten Terrain verfolgen und entkam ihm dennoch, eben so im Januar 1859 dem General Shower, aber am 7. April wurde er durch einen Verräther gefangen und den Engländern ausgeliefert. Er war ein

---

*) Jung Bahadur ist ein Gentleman wie Nana Sahib. Er war in England und verliebte sich hier in eine schöne Dame. Nach langen Bitten nahm sie einen kostbaren Ring von ihm an, und er schwor ihr, zu thun, was sie wolle, wenn sie ihm je diesen Ring als Wahrzeichen überschicke. Nun habe, berichten englische Blätter, die Dame ihm den Ring geschickt und von ihm verlangt, er solle ihren Landsleuten beistehen und die in Lucknow eingeschlossenen Damen retten helfen, und als echter Ritter habe er ihrem Befehl gehorcht.

echter Mahratte mit kühnen dunkeln Augen, Achtung gebietend als Krieger und Patriot, aber die Engländer ließen ihn unbarmherzig henken, zu Sipri am 18. April. Auch alle übrigen Häuptlinge unterlagen, am 9. Nov. 1857 Nan Sing bei Kudry, am 17. Dec. Feroze Schah, ein entkommener Sohn des Königs von Delhi, bei Ramonda, am 5. April 1858 Rao Sahib bei Voroda, am 9. Mai Kner Sing in den Dschungeln von Dschadschpur, am 11. Mai der Prophet Mulawi bei Schadschampur. Im Juni wurde dieser Unglückliche, der sein Volk noch in der letzten Stunde zu begeistern suchte, und auf dessen Kopf 100,000 Rupien gesetzt waren, von einem Verräther ermordet und sein Kopf den Engländern gebracht. Auch Rao Ram wurde gehenkt, der Raja von Shorapur erschoß sich, als man ihm Ketten anlegte, die Rajahs von Naggar und Satasi entleibten sich im Kerker. Surforaz Chan nahm Gift. Nur Nana Sahib und die beiden heroischen Frauen, die Begum von Oude und die Rani von Jhansi, entkamen nach Nepal, von wo Jung Bahadur sie nicht auslieferte.

Das war das klägliche Ende des großen Aufstands. Die Engländer blieben überall Meister. Das am 28. Juli 1859 veranstaltete Dankfest für die Besiegung des Aufruhrs bildet dessen Schlußpunct. Schon während des Kampfes hatte Canning ein milderes System empfohlen, die grausamen Hinrichtungen mißbilligt und die Inder zu beruhigen gesucht. Der greise König von Delhi wurde zu Calcutta vor Gericht gestellt und mit allen Formalitäten der altenglischen Justiz verhört, wobei herauskam, ein persischer Agent habe ihn zum Aufruhr verleitet, eine werthlose Notiz, da Persien nichts that, um den Aufruhr zu unterstützen. Man begnügte sich, den alten Mann auf eine Insel zu verbannen. Dasselbe widerfuhr dem Nabob von Farakabad, der erst gehenkt werden sollte, weil er am Morde vieler Engländer Schuld war. Dagegen wurde Jung Bahadur von Nepal durch einen 200 englische Meilen langen Strich Landes, für seine Hülfe belohnt.

In England wurde lebhaft gestritten, wie man Ostindien

jetzt behandeln solle. Die ostindische Compagnie schien sich überlebt zu haben, mit Zustimmung des Parlaments hob daher die Königin das Privilegium derselben auf und nahm selbst die Regierung Ostindiens durch einen Staatssecretair für Indien in die Hand, 8. Aug. 1858. Am meisten Bedenken erregte die dem Ministerium zufallende Patronage, sofern die Besetzung aller Stellen in Indien künftig Parteisache der jeweilig Ministeriellen werden müsse. Daß die bisherige Absperrung Indiens ein Ende nahm und die Concurrenz im Handel dahin frei gegeben wurde, schien die englischen Niederlassungen in Indien vermehren zu müssen. Neu war auch die Errichtung eines vierten Gouvernements im Pendschab neben Calcutta, Madras und Bombay. Die neue Regierung sicherte überall den einheimischen Religionen, Gesetzen und Sitten Schutz zu, wie bisher.

Die Auflösung der Compagnie hatte auch rechtlich die Entlassung ihres Heeres zur Folge. Welche Soldaten in Indien blieben und der Königin Victoria dienen wollten, mußten eine neue Huldigung leisten. Man verlangte nun aber, sie sollten ohne Handgeld fortdienen. Eine große Menge von ihnen aber wollte nach so entsetzlichen Anstrengungen und Leiden in die Heimath zurückkehren. Die Regierung dagegen brauchte Truppen, suchte daher die Soldaten auf alle Art zurückzuhalten, und als dennoch 5000 Mann nicht nachgaben, wurden diese Tapfern, welche England so große Dienste geleistet hatten, mit schnödem Undank gelohnt, indem man sie auf den Schiffen so elend hielt, daß ihrer 600 unterwegs verschmachteten und die übrigen als Bilder des Elends in Liverpool landeten. Der Dienst in Indien ist auch im Frieden wegen der Hitze des Climas so verderblich, daß von 10 Mann daselbst jährlich einer stirbt, die ganze Armee also alle zehn Jahre vollständig erneuert werden muß. Um Ostindien gegen die Rebellen behaupten zu können, hatte England um jeden Preis mit Frankreich Frieden zu erhalten gesucht und nach und nach 110,000 Mann nach Indien geschickt. So viele und mehr braucht es jetzt, um die 180 Mill. Eingebornen in Unterwürfigkeit

zu erhalten, nachdem es sich der Sepoys nicht mehr bedienen kann und auch die Sikhs, Gorkhas ꝛc. unzuverlässig sind. Man muß beinahe zweifeln, ob England auf die Dauer so viele europäische Truppen in Ostindien wird unterhalten und regelmäßig erneuern können.

Die Unzufriedenheit im indischen Volk hat nicht aufgehört, weil auch seine Mißhandlung immer noch fortdauert. Aller Grund und Boden gehört der Regierung, es gibt keine Grundbesitzer in Indien, nur Pächter und Afterpächter. Die ärgsten Schinder des Volks aber sind die Zemindars oder Pachteintreiber, Steuerpächter, und die Producenten im Großen, welche bedeutende Flächen Landes durch gemeine Arbeiter (Reyols) mit Baumwolle, Opiummohn, Indigo ꝛc. bebauen lassen. Diese Producenten und ihre Verwalter sorgen dafür, daß die armen Reyols ihnen immer schuldig bleiben und sich daher viel von ihnen müssen gefallen lassen. Ihr unerträglicher Druck hat die Reyols in Bengalen seit 1859 zu einem Aufstand gebracht. Auch gibt es immer noch patriotische Schwärmer in Indien, die auf eine neue große Erhebung des Volks hoffen und unter den Mahratten soll 1860 ein mysteriöser Topf, wie 1857 die Kuchen, von Dorf zu Dorf gehen.

Wir werfen nur noch einen Blick auf die ostindischen Inseln. Die große Insel Ceylon wurde 1798 den Holländern durch die Engländer abgenommen, beide aber besaßen nur die zimmetreichen Küstenstriche, im Innern des Landes behauptete sich noch immer der einheimische König von Candy. Erst 1815 gelang es den Engländern sich des weltberühmten Buddha-Zahns zu bemächtigen, an dessen Besitz nach dem Volksglauben die Herrschaft über die Insel geknüpft ist. Der König wurde gefangen. Im Jahr 1848 ließ sich ein Nachkomme dieses armen Fürsten krönen, wurde aber von Lord Torrington, dem englischen Gouverneur der Insel, bald wieder gestürzt.

Die große Insel Borneo wurde den Engländern durch die von dort ausgehende Seeräuberei gefährlich, weßhalb Lord Cochrane 1846 den dortigen Sultan durch einen Küstenangriff züchtigte. Der

englische Resident Brookes in Sawarak führte als Rajah förmliche Kriege auf der Insel und erwarb England 1849 das kohlenreiche Labuan als Station. Auch unterdrückte er 1857 einen Aufstand der chinesischen Colonisten. Doch wurden 1859 eine Anzahl Missionäre, darunter vier mit Frauen und Kindern von den Eingebornen ermordet.

Auf der Insel Java haben die Holländer immer noch ihre Hauptniederlassung mit der großen Handelsstadt Batavia. Nur während der Kriege unter Napoleon kam die Insel eine kurze Zeit unter englische Herrschaft, wurde jedoch im Frieden den Holländern zurückgegeben. Diese bestanden zuweilen einen Krieg mit den Eingebornen und mit dem kleinen Inselreich Bali, immer glücklich. In Batavia häufte sich großer Reichthum, der aber die nüchternen Holländer, zumal in diesem heißen Clima, ziemlich sittenverderbt machte. Am meisten bekamen sie auf der benachbarten großen Insel Sumatra zu kämpfen. Hier besaßen sie schon längst das kleine Königreich Palembang. Sie wurden 1819 durch einen Aufstand von dort vertrieben und konnten es nach hartnäckigem Kampf und mehrfachen Niederlagen erst 1822 wiedererobern. Um sich hier auf Sumatra zu verstärken, verkauften sie den Engländern ihre Besitzungen auf dem Festland von Malakka für Benkulen auf Sumatra, kamen aber dadurch seit 1824 in neue Kämpfe mit den benachbarten Popen, während ihnen gleichzeitig auf Java selbst die Empörung des Diepo Negoro viel zu schaffen machte. Aber 1830 nahmen sie diesen letzteren gefangen und erfochten zugleich glänzende Siege auf Sumatra, indem sie Kandies und 1833 Linda, 1837 auch Bonjol und endlich 1838 Dulodulo, die Hauptstadt der Kottaländer, und somit die ganze Westküste Sumatras eroberten. Während dieser Landkriege vernichteten sie 1835 auch die Seemacht des Corsaren Depik. Die Kämpfe und kleinen Eroberungen auf Sumatra dauerten bis auf die neueste Zeit fort. Der merkwürdigste Volksstamm auf dieser großen Insel sind die Battas, welche mancherlei Spuren von Verstand und Bildung zeigen und doch noch

Menschen fressen. — Auch auf Borneo und Celebes mußten die Holländer zuweilen kleine Kriege mit den Piraten führen; 1859 verjagten sie die einheimische Königin aus Bari auf Celebes.

Auf dem Festland von Hinterindien an der Ostküste Asiens liegen noch zwei Reiche, in denen wie die Bevölkerung, so die Verfassung eine Mischung des indischen mit dem chinesischen Wesen darstellt. Die Religion ist buddhistisch und sehr ceremonienreich, die Verfassung despotisch. In Siam wird ein weißer Elephant als Verkörperung des Gottes Buddha angebetet. Die Hauptstadt Bongkok zeigt phantastische von Gold strahlende Paläste, das Volk aber wird in der tiefsten Erniedrigung gehalten, jeder Mensch ist dort Sclave und nirgends in der Welt wird so viel geprügelt, wie hier. Doch zeigte sich der allgebietende Monarch Sombetsch Phra im Jahr 1856 den Europäern geneigt und schloß Handelsverträge mit England, Frankreich und den V. Staaten ab.

Das benachbarte Reich Cochinchina zeigte sich nicht so freundlich. Im Anfang dieses Jahrhunderts ließ König Minh Menh alle christlichen Missionäre, namentlich französische und spanische, grausam hinrichten. Von diesem Fürsten wird bemerkt, er habe ein eigenes Religionssystem erfunden, d. h. einen moralischen Katechismus in der langweiligen chinesischen Manier. Ihm folgte 1842 Thiron-tri, der viel mit Siam zu kämpfen hatte, dessen Nachfolger Tuduk aber die Christenverfolgung erneuerte, so daß 1856 eine französische Flotille unter Cap. Collier und 1858 eine noch größere französisch-spanische Expedition unter Admiral Rigault die Cochinchinesen züchtigen sollte. Allein obgleich ihre Schiffe die Städte Turan und Hue beschossen, konnten sie doch nicht ins Innere des Landes eindringen und litten sehr durch das Clima.

Elftes Buch.

China und Japan.

Die große mongolische oder gelbe Menschenrace, die zahlreichste auf Erden, bewohnt den weiten Osten Asiens und hat ihren politischen Mittelpunct in China. Das chinesische Reich besteht aus den weiten und fruchtbaren Ebenen, welche von den vorderindischen Gebirgen und von der Wüste Gobi aus zwischen prächtigen Strömen sich bis zum stillen Meere hin erstrecken, und sodann aus den nördlich und westlich dieses üppige Culturland umgebenden Hirten- und Steppenländern der Mandschurei, Mongolei, Songarei und Bucharei. Ferner gehört zu ihm der wunderbare buddhistische Priesterstaat Tibet mit ungeheuren Gebirgen, nordwärts vom indischen Nepal, und gegen Japan hin die cultivirte Halbinsel Korea. Dieses chinesische Gesammtreich ist von 350—400 Mill. Menschen bewohnt.

Das chinesische Volk ist seit viertausend Jahren hochgebildet und hat seine Geschichte in einer reichen Literatur aufgezeichnet. Es kannte den Bücherdruck, das Papier, das Schießpulver und

den Compaß schon lange vor den Europäern. Seine Industrie ist eben so alt und im höchsten Grade vervollkommnet. Man findet noch in ägyptischen Gräbern von viertausendjährigem Alter chinesische Porcellangefäße von derselben Schönheit, wie die heutigen, ganz verschieden von den ägyptischen, aus China selbst stammend. Im 13ten Jahrhundert führten die Mongolen, als sie verheerend in Europa einfielen, chinesische Kanonen mit sich, welche man für feuerspeiende Drachen hielt. Dieses uralte Culturvolk hätte demnach Anspruch darauf gehabt, seine Bildung über die ganze Welt zu verbreiten. Allein ein sonderbarer Instinkt trieb es an, sich nach außen abzuschließen, jeden Verkehr mit dem Ausland und andern Racen zu meiden. Und bei allem seinem Wissen entbehrt es doch die Gemüthstiefe und Charaktergröße der weißen Race, sowie deren natürliche Schönheit. Die schiefen Augen, Stumpfnasen und breiten Backenknochen des Mongolen verrathen auf den ersten Blick eine vom Menschheitsideal abweichende Specialität, welche zwar nicht so tief steht, wie die dunkleren Racen, aber auch nicht zur höchsten Race und zur eigentlichen Weltherrschaft berufen ist.

Nirgend in der Welt ist der Ackerbau und auch die Industrie so verfeinert, wie in China, weil das Land ungeheuer übervölkert ist und man alles benutzen muß, um sein Leben zu fristen. Daher ist auch hier der Luxus und die Verweichlichung der Reichen eben so groß, wie das Elend der Armen, und das Laster, dem beide verfallen. Das dauert nun schon Jahrtausende so fort. China ist längst durch und durch blasirt. Es kann keine andere Regierung ertragen, als die despotische. Es ist keiner sittlichen Reform fähig. Von Zeit zu Zeit gelingt es einer verhältnißmäßig kleinen Horde, welche beutegierig aus dem hohen Steppenlande daherbraust, das ganze wohlorganisirte, aber altersschwache und entnervte Reich zu erobern und eine neue Dynastie zu gründen, die aber auch bald in Wollüsten untergeht und von einer neuen verdrängt wird. Der jeweilige Kaiser herrscht durch seine Beamten (Mandarinen), die aus den Schulen hervorgehen. Einen Adel oder Kastenunterschiede,

wie in Indien, gibt es hier nicht. Jeder kann emporsteigen, wenn er einen guten Kopf oder Glück hat. Die Religion der Mongolen war ursprünglich Schamanismus, ein rohes und grobes in Nordasien noch jetzt herrschendes Heidenthum, dessen Priester aus den Tönen einer Zaubertrommel weissagen. Aber schon lange hatte der weise Kon=fu=tse (Confutius) den Chinesen ein pantheistisches Religionssystem aufgedrungen, welches mit dem nüchternsten und geistlosesten Rationalismus eine kühle Moral verband und ganz zu ihrem Naturell paßte, bis von Indien herüber der Buddhismus einen großen Anhang beim Volke fand. Der Buddhismus, der in Indien selbst alle Casten aufgelöst hatte und nur eine völlig gleiche Gemeinde unter dem ewig lebenden (immer wiedergebornen) Gottkönig Buddha mit weltlicher und Klostergeistlichkeit bildete, empfahl sich durch seine Humanität und Milde. Seine Hierarchie bildete sich am vollkommensten in Tibet aus, wo zu Lassa der Gott allstets in einem schönen Knaben (dem Dalai Lama) wiedergeboren wurde und nie das reifere Alter erreichte, sondern immer wieder bald in einen andern schönen Knaben überging. Im Cultus wurden keine Menschen= noch Thieropfer geduldet, er näherte sich vielmehr auffallend dem christlichen. Der Altardienst, eine Art Abendmahl, die Blumen und Lichter in der Kirche, die Gesänge, die Glocken, endlich die Mönchs= und Nonnenklöster des Buddhismus haben viel dem Katholicismus Verwandtes.

Im 17. Jahrhundert war die Ming=Dynastie gestürzt worden durch eine Horde wilder Mandschuren, welche von Nordosten her eingedrungen waren und Peking zur Hauptstadt des Reichs gemacht hatten. Im Anfang des 19. Jahrhunderts regierte hier Kia=king. Nur Portugiesen und Holländer hatten eine Handelsniederlassung zu Macao, alle andern Europäer waren ausgeschlossen. Mehrere Versuche der Engländer, hier anzubinden, mißlangen. Lord Amherst, der Gesandte, der 1816 ins Land kam, wollte sich dem Ceremonial, das man ihm vorschrieb (neunmal mit der Stirn auf den Fußboden zu stoßen) nicht unterwerfen und reiste ohne

allen Erfolg wieder ab. Kia-king starb 1820. Ihm folgte Tao-kuang. Dieser liebenswürdige Fürst begünstigte den Handel und übte Duldung gegen die fremden Kaufleute und Missionäre, die alsbald wieder nach China strömten. Eine große Empörung der Muhamedaner in der Bucharei unter Dschehangir besiegte nicht ohne viele Mühe sein tapferer General Tschangting. Dschehangir wurde in einem Käfig nach Peking gebracht, um dort in Stücke gehauen zu werden, 1828. Eine Empörung in Kaschwar wurde durch Bestechung der Häuptlinge unterdrückt. Eben so mußte auch das Bergvolk der Jao, als es sich 1832 empörte, mit Geld abgefunden werden.

Mittlerweile waren die Engländer von Ostindien aus in immer lebhafteren Handelsverkehr mit China getreten. Der Thee, welcher allein in China wächst, war immer mehr in Europa zum Bedürfniß geworden, und die Engländer hatten das Mittel gefunden, ihn in ungeheuren Massen zu erwerben, ohne Silber dafür zahlen zu müssen. Englische Industrieartikel konnten in China, welches selbst die vollkommenste Industrie besitzt, nicht abgesetzt werden, also hätten die Engländer den Thee um Geld kaufen müssen, wenn sie nicht auf einem der Mohnpflege äußerst günstigen Boden Indiens den Mohnsaft, das süßberauschende Opium, der Chinesen höchste Wollust, erzeugt hätten, das sie sofort in Macao gegen den Thee austauschten. Dieser Handel hatte, obgleich die chinesische Regierung das Opium als ein entnervendes Gift aufs strengste verbot, doch durch eine unglaublich freche und öffentliche Schmuggelei bereits den größten Umfang gewonnen, und das Bedürfniß einer Aufsicht desselben von Seiten der ostindischen Compagnie wurde immer lebhafter empfunden. Da nun mit den Gesandtschaften bisher nichts auszurichten gewesen war, schickte die Compagnie ohne weiteres den Lord Napier als Oberaufseher des englischen Handels nach Canton, 1834. Die chinesischen Behörden erklärten ihm, er sey ein ungebetener Gast und solle gehen. Als er sich darum nicht kümmerte, schloß man ihn in seiner Wohnung ein, um ihn auszuhungern. Englische Schiffe kamen ihm zu Hülfe,

von beiden Seiten wurde gefeuert, Napier aber war zu schwach, um sich länger zu behaupten, und kehrte nach Macao zurück, wo er starb. Ihn ersetzte 1836 Capitain Elliot, der unbekümmert um die chinesischen Behörden den Opiumschleichhandel im großartigsten Maßstabe leitete, und den dabei die halbe chinesische Bevölkerung unterstützte, weil sie beim Schmuggeln großen Gewinn hatte.

Der Kaiser war ein äußerst gewissenhafter und edler Mensch. Das Wohl seiner Völker lag ihm am Herzen und er hatte seinen geliebten ältesten Sohn, einen vielversprechenden Jüngling, in Folge des Opiumgenusses sterben sehen müssen. Das Opium entnervte zuerst den Leib und betäubte zuletzt den Geist, es wirkte wie ein langsames, aber sicher tödtendes Gift und demoralisirte die Menschen dergestalt, daß sie beim Genuß des Opiums alle Pflichten vergaßen und um sich diesen Genuß zu verschaffen, jedes Verbrechens fähig waren. Seitdem das Opium nicht blos von den Vornehmen und Reichen, sondern auch von den Massen genossen (in mancherlei Modeformen gegessen, getrunken und geraucht) wurde, bemerkte man eine auffallende Erschlaffung des Volkes, was sich am deutlichsten bei den Recrutirungen zeigte. Von Entsetzen ergriffen über die Nachrichten, die ihm aus Canton zukamen, indem ihm das Geheimniß des ungeheuren Schleichhandels nach und nach immer deutlicher enthüllt wurde, befahl der rechtschaffene Regent, alles anzuwenden, um China von der Pest des Opiums und der Engländer zu befreien und erließ desfalls Edict über Edict. Weil aber der Theilhaber an dem verbotenen Handel allzuviele waren und sie in den Gewässern von Canton alle Schliche kannten, ja die Mandarinen selbst bestochen waren, blieb es beim Alten und immer mehr englische Schiffe kamen an, von denen keines heimkehrte, ohne sein Opium abgeladen, um reichlichen Preis verkauft und den armen Kaiser von China ausgelacht zu haben.

Um endlich das Uebel mit der Wurzel auszurotten, sandte der Kaiser den energischen Gouverneur Lin nach Canton, 1839. Dieser Ehrenmann untersagte den Gebrauch des Opiums bei To-

desstrafe, ließ alle Häuser nach Opium durchsuchen, allen gefundenen vernichten, alle Schuldigen hinrichten und theilte das Volk in je 10, 100, 1000, die einander gegenseitig überwachen mußten, um den Gebrauch des Opiums zu verhüten. Allein das Volk war bereits so sittlich verdorben und arglistig, daß es die Schuldigen verbergen half und Unschuldige, denen man heimlich Opium ins Haus legte, der Strafe überlieferte. Das Wichtigste war, die Schiffsladungen zu controliren, aber da ließ sich der Betrug noch weniger überwinden. Die Untersuchungsbeamten selbst verkauften das Opium aus den confiscirten Kisten und ließen dieselben mit Steinen füllen. Elliot wurde in Canton festgehalten, bis er die 20,283 Opiumkisten, die auf englischen Schiffen angelangt waren, ausgeliefert haben würde. Er lieferte sie wirklich aus, kam aber weniger dabei zu kurz, als wenn er sie nach Indien zurückgeschickt hätte, denn mit Beihülfe der bestochenen Beamten wurde das meiste Opium doch auf die Seite geschafft und um so besser verwerthet, als der Preis desselben unter der Verfolgung ungeheuer gestiegen war. Was übrig blieb oder wenigstens für Opium ausgegeben wurde, ließ Lin mit Kalk vermischt ins Meer laufen. Damit war aber der Handel nicht beendigt, sondern kam vielmehr in neuen Schwung, denn der hohe Preis lockte immer mehr Verkäufer aus Indien herbei und ehe Lin nur erfahren konnte, es sey wieder ein Opiumschiff angekommen, war dasselbe schon von den Schmugglern ausgeleert und wieder auf dem Rückwege. Die fremden Matrosen, immer in großer Zahl anwesend, erwiesen den chinesischen Beamten begreiflicherweise keinen Respect und dem chinesischen Volk überhaupt eine grenzenlose Verachtung. Der Todschlag eines Chinesen durch einen Yankeematrosen gab das Signal zu gegenseitigen Feindseligkeiten. Lin ließ nicht mit sich scherzen und hoffte, eine chinesische Flotte unter dem Admiral Kuan werde hinreichen, die Engländer zu vertreiben, aber Elliot spottete ihrer und ließ die Junken, aus denen jene Flotte bestand, zusammenschießen. Da warf sich Lin jammernd auf die Erde,

indem er erkannte, die Feinde seyen zur See unüberwindlich und durch die See stehe ihnen die Küste immer offen. Lin wurde damals in den englischen Berichten auf alle Art verhöhnt als ein dummer Barbar und schmählicher Wütherich, und selbst der berühmte Missionair Gützlaff entblödete sich nicht, in dieses Urtheil einzustimmen, da doch denen, welche den Chinesen die Wohlthat des Christenthums bringen wollten, eine ganz andere Auffassung der Opiumfrage geziemt hätte. Leider war die christliche Mission hier nur das Aushängeschild des Opiumhandels.

Im Jahr 1840 erschien Admiral Elliot, Vetter des Capitän, mit einer englischen Flotte und legte sich zunächst vor die Stadt Amoy, um hier ein Schreiben an den Kaiser mit den englischen Forderungen abzugeben. Das Schreiben wurde nicht angenommen und Elliot fuhr, nachdem er auf die unschuldige Stadt gefeuert hatte, davon, um die Insel Tschusan zu besetzen, von der alle Einwohner flohen, und von der er bald die Truppen wegen Hunger und Krankheiten wieder zurückziehen mußte. Als er hierauf keck an die Mündung des Peiho fuhr, nahe bei Peking, kam ihm vom Kaiser gesandt, der Mandarine Kischen entgegen, der ihn geschickt mit Unterhandlungen hinhielt. Unterdeß wurde der bedauernswürdige Lin abberufen und degradirt, wahrscheinlich nicht in Ungnade, sondern nur, um durch diese Concession die Engländer auch ihrerseits zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Als aber Cap. Elliot (der Admiral reiste heim und wurde durch Gough ersetzt) allzu lange mit Kischen nicht zu Stande kam, hielten die Engländer wieder eine Drohung für nöthig und zerstörten mit dem furchtbaren Feuer ihrer Dampfer, indem sie dicht an die Verschanzungen der Chinesen am Ufer heranfuhren, die Forts Tschuenpi und Taikokteu mit ungeheurem Verlust der Chinesen, die sich nicht ergeben wollten und freiwillig verbrannten oder ertranken. Kuan, ihr Admiral, baute an den Bocca Tigris vor Canton mit großer Energie neue Befestigungen, aber auch sie wurden von den Engländern zerstört und er selbst fand hier, da er nicht weichen wollte, den Heldentod.

Als der Kaiser von diesen Unglücksfällen unterrichtet wurde, ergrimmte er gegen Kischen, daß er nicht besser mit den Engländern fertig geworden war, und ließ ihn in Ketten nach Peking bringen. Den Engländern aber sollte auf ewige Zeiten der Handel mit China verboten seyn. Da segelte Elliot mit dem feuerspeienden Dampfschiff Nemesis bis vor Canton und erklärte seinerseits volle Handelsfreiheit und unbeschränkten Verkehr. Noch einmal rafften die Chinesen alle Kräfte zusammen, angeführt von Jukien, und rüsteten furchtbare Brander, um die englische Flotte zu verbrennen. Ein englischer Capitän, der in ihre Hände fiel, wurde zum abschreckenden Beispiel lebendig geschunden. Am 17. Mai 1841 in der Nacht wurden die Brander ganz heimlich losgelassen, aber von den Engländern, obgleich diese vorher nichts davon geahnt hatten, geschickt ab- und gegen die Forts und Schiffe der Chinesen zurückgetrieben, die nun in Feuer aufgingen. Die Dampfer unter Gough folgten und halfen alle Schanzen der Chinesen an beiden Ufern des Flusses vor Canton zerstören. Aus den chinesischen Schiffen und Uferbefestigungen erbeuteten sie nicht weniger als 1200 Kanonen. Am 24. wurde diese große Stadt selbst angegriffen, aber schon am 27. ein Waffenstillstand geschlossen. Canton zahlte 6 Millionen Dollars Brandschatzung und Elliot befahl den Rückzug.

Elliot wurde desavouirt wie Kischen, weil auch er von einer friedlichen Ausgleichung mehr gehofft hatte, als von dem fortwährenden Blutvergießen. Der neu ankommende englische Admiral Parker hatte Befehl, die Feindseligkeiten fortzusetzen, bis die Chinesen sich allen englischen Forderungen fügen würden, und nahm am 27. August Amoy weg, wo die Chinesen wieder schreckliche Verluste erlitten und der tapfere Commandant Jen sich, als er alles verloren sah, ins Meer stürzte. Das gleiche Schicksal erlitt sodann die Insel Tschusan, auf der die Chinesen unterdeß mit ungeheuren Kosten neue Befestigungen angelegt hatten. Dagegen liefen die Chinesen aus Ningpo davon, als Parker dort ankam. Ein verzweifelter Versuch derselben, diese Stadt während des

Winters wieder zu nehmen, mißlang. Im Frühjahr 1842 hatte Parker noch Verstärkungen an sich gezogen und wagte auf dem Flusse Jan-tse-kiang ins Innere des reichbevölkerten China mitten hineinzufahren. Ueberall wehrten sich die Chinesen mit edler Aufopferung, so in der großen Handelsstadt Tschepu am 18. Mai, wo 300 Mandschuren sich in einem Tempel bis auf den Tod vertheidigten. Eben so in Tschang-kiang-fu, wo die Einwohner ihre Weiber und Kinder ermordeten, damit sie nicht in die Hände der fremden Teufel fielen. Aber auch die Engländer erlitten in diesen Kämpfen beträchtlichen Verlust. Am 6. Juni kamen sie vor die weltberühmte Stadt Nanking, die zweite des Reichs. Nun gab der Kaiser nach und ließ, damit die herrliche Stadt nicht zerstört werde, mit Sir Henry Pottinger, dem englischen Bevollmächtigten, unterhandeln. Da kam am 29. August der Frieden zu Stande, in welchem China sich verpflichtete, 21 Millionen Dollars Kriegskosten zu zahlen, fünf Häfen dem Handel aller Nationen zu öffnen und die Insel Hongkong den Engländern abzutreten. Es blieb also mit dem Opiumhandel beim Alten. Die tiefe Immoralität von Seiten eines christlichen Volks trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolks. Die zarte Königin Victoria in London mußte ihre Hand leihen, um den schändlichen Opiumhandel dem Kaiser in Peking aufzuzwingen, dem Asiaten und Heiden, dessen Redlichkeit und Ehrgefühl seine großbrittanischen Besieger nur allzu tief beschämte und der in seinem Schmerz sich mit dem wieder zu allen Ehren erhobenen Lin zu trösten suchte. Der Kaiser starb am 25. Februar 1850 und ihm folgte sein Sohn Szi-hing, der den Namen Hien-fang annahm.

Die Ohnmacht des Kaisers im Kampf mit den äußern Feinden ermuthigte die stets im Innern lauernde Revolution wieder hervorzutreten. Die Chinesen waren mit den Europäern näher bekannt geworden, hatten deren Energie schätzen gelernt und in der christlichen Religion das Mittel erkannt, dessen sie sich bedienen müßten, um einen erfolgreichen Kampf mit den Mandschuren bestehen zu können.

Deshalb behielt zwar die nun beginnende große Revolution den nationalen Charakter, indem die eigentlichen Chinesen sich gegen die herrschenden Mandschuren empörten, nahm aber zugleich einen neuen religiösen und zwar halb-christlichen Charakter an. Hung-siu-tsiuen, im Jahr 1813 als Sohn eines armen Bauern geboren, widmete sich den Studien, fiel aber 1837 zu Canton im Examen durch und wurde sofort Visionär und Prophet. Wie Muhamed erfreute auch er sich der Gnade, daß ihm alles Böse aus dem lebendigen Leibe ausgeschnitten und nur Gutes dafür hineingelegt wurde. Das göttliche Wesen aber, mit dem er am meisten zu verkehren vorgab, war Christus, der sich seinen älteren Bruder nannte und ihm die Weihe ertheilte, um seine Religion zu verbreiten und nach Vertreibung der Mandschus und Ausrottung des gesammten bisherigen Heidenthums Kaiser von China zu werden. Durch Bekanntschaft mit Engländern in der Nähe von Canton wurde der Prophet noch genauer mit der h. Schrift bekannt und bildete darnach sein System immer christlicher aus, ja er würde sich vielleicht rein auf dem christlichen Standpunct erhalten haben, wenn der Missionär Roberts ihm nicht aus einem gewissen Mißtrauen die Taufe, um die er bat, versagt hätte. Er taufte sich daher selbst und handelte fernerhin ohne Zuziehung von europäischen Christen. Seine „Erklärung des himmlischen Willens" erschien 1852 gedruckt. Darnach datirt er seine neue Aera vom 3. April 1848, an welchem Tage Gott Vater selbst zur Erde herabgekommen sey, um sie zu begründen; Christus aber, sein älterer Bruder, sey erst im October gekommen. Ein Pinsel*) in der Form eines Kreuzes wurde das merkwürdige Symbol der neuen Religion. Der Zopf, das Kennzeichen der Mandschus, der den besiegten Chinesen nur aufgezwungen worden war, wurde abgeschafft und langes Haar die Auszeichnung der christlichen Insurgenten.

*) Die Chinesen bedienen sich statt der Feder zum Schreiben eines Pinsels, daher der Pinsel überhaupt die Schrift, Gelehrsamkeit und Weisheit bedeutet. Die Akademie der Wissenschaften in Peking heißt: der Pinselwald.

Des Reformators erste Anhänger waren Yang-siu-tsing, der Mund, durch den Gott Vater, und Siao-tschao-hoei, der Mund, durch den Gott der Sohn zu ihm sprachen. Bis zum Jahr 1850 blieben sie nur eine religiöse Secte, von dieser Zeit an aber kamen sie in Kampf mit den Beamten und die offene Rebellion begann. Land- und Seeräuber, gleichfalls von den Beamten verfolgt, schlossen sich ihnen an, die Gebirge von Kwangsi gewährten ihnen Schlupfwinkel und von hier aus begann ihr bilderstürmerischer Zug durch alle Provinzen des Südens und der Mitte. Ueberall schlossen sich ihnen die Unzufriedenen an. Wei-tsching führte ihnen einen ganzen Stamm zu. Sie nannten sich aber die Taiping (Männer des allgemeinen Friedens), sofern sie das weichliche und philisterhafte Volk am leichtesten zu gewinnen hofften, indem sie ihm versprachen, es werde nach so vielen Leiden der Fremdherrschaft und Beamtendespotie ewigen Frieden erlangen, sobald die Mandschus vertrieben und die neue christliche Dynastie begründet wäre. Hung-siu-tsiuen selbst aber nannte sich Tien-te, d. i. himmlische Tugend. Wie es scheint, gesellten sich ältere Revolutionsparteien zu ihnen, jedenfalls wurde ihre Fahne als die nationale gegenüber den Mandschus anerkannt. Daher die erstaunlichen Fortschritte, welche der jüngere Bruder Christi machte, nachdem er sich, um die alten Lliarden an sich zu ziehen, für einen Nachkommen der Ming ausgegeben hatte. Die Geschichte dieser Kämpfe im Innern China's ist sehr dunkel. Die Mandarinen berichteten immerfort, die Rebellen seyen geschlagen und auf dem Rückzug begriffen, aber die Puncte, von wo aus sie den angeblichen Rückzug antraten, rückten unglücklicherweise Peking immer näher. Mit großer Klugheit schonte Tiente alle Chinesen und verfolgte nur die Mandschu und die Bonzen (Priester und Mönche). Bald war der ganze Süden, selbst die Mitte des großen chinesischen Reichs in seinen Händen und nur der Norden hielt noch fest zum Thron des Mandschukaisers. Am 8. März 1853 erschienen die Taiping vor Nanking, erstürmten die große Stadt, brachten dort eine Menge

Menschen um und zerstörten unter andrem auch den berühmten Porzellanthurm, weil derselbe dem Buddha geweiht war.

Hier in Nanking, wo er am 31. März seinen Triumpheinzug gehalten hatte, ließ sich Tiente förmlich zum Kaiser ausrufen und ernannte neben sich die Vierfürsten 1) des Ostens, Yang-siu-tsing, 2) des Westens, Siao-tschao-hoei, 3) des Südens, Fung-jun-san, 4) des Nordens, Wei-tsching. Auch schärfte er allen „langhaarigen Brüdern" die Zehngebote und die Verehrung des Heilands Jesu Christi ein, der für sie alle gestorben sey. Opium und Tabak, sowie alle geistigen Getränke wurden von ihm verboten, desgleichen der Unsittlichkeit und Armuth vorgebeugt. Wer in einer eroberten Stadt Frauenzimmer entehrte, wurde mit dem Tode bestraft. In Nanking mußten alle Weiber die Häuser, in denen sie bisher gewohnt hatten, verlassen und wurden alle Arme und Nothleidende in besondere Quartiere gebracht, aber sogleich gespeist und gekleidet. Die Weiber des ganzen langhaarigen Rebellenheeres wurden in Divisionen von je 13,000 eingetheilt und mußten kämpfen wie die Männer. Alle Gläubigen waren unter einander gleich, Priester gab es nicht.

Als die Taiping 1854 Schanghai und Amoy fast ohne Widerstand einnahmen, indem die Chinesen sich überall ihnen anschlossen und nur die Mandschuren, Beamten und Heidenpriester erschlagen oder fortgejagt wurden, kamen sie auch in jenen durch den Frieden dem europäischen Handel gesicherten Häfen in Berührung mit den Engländern. Diese letztern verfehlten nicht, sie artig als Mitchristen zu begrüßen und Sir G. Bonham, der nach Nanking zum Kaiser geschickt wurde, hatte das Vergnügen, den Strom von Nanking abwärts voll von großen und kleinen Götzenbildern zu sehen, welche man aus den zerstörten Tempeln gerissen und ins Wasser geworfen hatte. Meadow, der ihn begleitete, hat über die Taiping ein anziehendes Buch geschrieben. Tiente bewilligte den europäischen Kaufleuten Schutzwachen und duldete ihren Handel, nur das Opium verbot er. Im Uebrigen verlangte er, die Eng-

länder sollten ihm huldigen, sofern sie Christen seyen, weil er als Bruder des Heilands nicht blos China, sondern die ganze Welt, also auch England zu regieren in die Welt gekommen sey. Bonham lehnte die Zumuthung höflich ab, Tiente aber erließ im Herbst 1854 einen offenen Brief an die Engländer, worin er ihnen ihre gottlose, durch und durch unsittliche und völkerrechtwidrige Handlungsweise vorhielt und ihnen mit der Rache des Himmels drohte. — Auch Canton wurde von den Taiping bedroht, aber durch den neuen Gouverneur daselbst, den schrecklichen Yeh, vertheidigt, welcher die Einwohner, die zum Abfall neigten, in Masse hinrichten ließ. Man rechnete 30,000, noch andere sogar 70,000 Hinrichtungen. Auch Schanghai fiel den Kaiserlichen wieder in die Hände.

Während Tiente in Nanking blieb, drangen seine siegreichen Heere nordwestlich vor nach Fong-jang, dem alten Sitz der Ming. Ohne Zweifel war seine Absicht, den ganzen Umfang des weiten Reichs zu erobern und dann erst über die Hauptstadt Peking herzufallen. Als aber seine Truppen über den gelben Fluß setzten, um in den Norden einzudringen, erlitten sie ihre erste Niederlage, denen noch andere folgten. Hier im Norden entwickelte die kaiserliche Partei der Mandschuren, Mandarinen und Bonzen auf einmal eine unerwartete Energie und hier fand die Rebellion ihre Grenze, obgleich sie auch ihrerseits nicht überwunden wurde. Beide Parteien machten sich, um das Volk auf ihre Seite zu ziehen, merkwürdige Concessionen. Kaiser Hien-fang ließ, um die bei den Taiping hochgeehrten Weiber auf seine Seite zu ziehen, seine schöne Gemahlin feierlich als Mitkaiserin krönen; Tiente aber erklärte trotz seines Christenthums, der Drache, das alte heilige Panier China's, solle beibehalten werden.

Daß der Aufruhr stockte, hatte seinen Grund zum Theil in der Uneinigkeit der Führer. Yang, der König des Ostens, war eifersüchtig auf Tiente und wollte ihm den Rang abgewinnen. Als er aber gar zu

unverschämt *) wurde und auch durch sein üppiges Leben Anstoß gab, ließ ihn Tiente durch Wei, den König des Nordens, plötzlich in seinem Palast überfallen und mit allen Lebendigen, was darin war, niedermetzeln, nachher aber denselben Wei, der ihm ebenfalls gefährlich schien, rasch hinrichten, 1856. So war er sie beide los, die andern Könige waren aber auf dem Schlachtfeld gefallen. Tiente ernannte nur zwei neue, einen König der Ruhe und einen der Glückseligkeit.

Jung Bahadur in Nepal benutzte die chinesische Rebellion, um mit seinen tapfern Gorkhas nochmals in Tibet einzufallen, dieses reiche Bonzenland zu plündern und in Lassa eine Besatzung zurückzulassen, 1856.

Auch die Seeräuber wurden damals in den chinesischen Gewässern so üppig, daß sich die Engländer genöthigt sahen, gegen sie einzuschreiten. Admiral Stirling zerstörte 1855 viele ihrer Schiffe. Man bemerkte übrigens, daß die Beamten chinesische Regierungsschiffe an die Seeräuber verpachtet hatten und einen Antheil vom Gewinn zogen. Durch die Noth, in welcher der Kaiser von China während der Rebellion schwebte, zur Selbsthülfe genöthigt und gegen die Beamten erbittert, geberdeten sich die Engländer in China wie die Gebieter und verachteten die Gesetze des Landes. Das ließ sich aber Yeh in Canton nicht gefallen und als er einmal zwölf schuldige Chinesen, die auf einem englischen Schiffe Schutz gefunden, gewaltsam von dort wegholen ließ (8. Oct. 1856), kam es schon wieder zu Feindseligkeiten. Admiral Seymour forderte von Yeh Genugthuung wegen der Beleidigung der englischen Flagge. Yeh trotzte, Seymour aber schmetterte die neuerrichteten Forts von Canton nieder und zerstörte am 27. den Pallast Yehs in Canton selbst, wurde aber plötzlich zurückberufen. Erst am 3. Nov. begannen die Engländer ein regelmäßiges Bombarde-

*) Yang sprach als Mund Gott des Vaters, Tiente solle 40 Stockstreiche bekommen. Tiente war schlau genug, sich wirklich der Strafe zu unterziehen, um Yang durch diese Demuth zu entwaffnen.

ment der Stadt und zerstörten einige Tage später die Schiffe der Chinesen. Da bequemte sich Yeh endlich, die zwölf Chinesen, die er von dem englischen Schiffe genommen hatte, wieder herauszugeben, wollte sich jedoch zu keiner Entschädigung verstehen, und ließ am 14. December alle fremden Factoreien bei Canton heimlich bei Nacht in Brand stecken. — Um diese Zeit herrschte auch unter den 80,000 Chinesen, die nach und nach in Singapore eingewandert waren, eine große Aufregung gegen die Engländer, deren in dieser wichtigen Station nur 300 waren. Man hegte in England große Besorgnisse, dieser Platz werde verloren gehen, aber es glückte, die Bewegung niederzuhalten.

England rüstete im Lauf des Jahres 1857 eine Expedition unter Lord Elgin aus, um Canton zu erobern. Merkwürdigerweise blieb der Krieg auf diesen Punct beschränkt, während in den anderen chinesischen Häfen der Handel mit den Engländern, wie mit den übrigen Fremden nicht gestört wurde. Im März war noch in der Nähe Cantons ein englisches Dampfschiff von den Chinesen überfallen und genommen worden, aber am 2. Juli erschien Elgin in Hongkong und sein Unternehmen gegen Canton erhielt noch mehr Bedeutung dadurch, daß sich ihm eine französische Expedition unter Baron Gros anschloß. Napoleon III. wollte den Engländern nicht sowohl helfen, als sie überwachen, ihre Erfolge und ihren politischen Einfluß in China theilen. Die Engländer würden auch allein mit Canton fertig geworden seyn, mußten sich aber die französischen Bundesgenossen gefallen lassen, weil Palmerston die Allianz mit Frankreich damals noch nicht entbehren konnte. Elgin hatte 41 Schiffe mit 574 Kanonen und 6000 Mann Landungstruppen, Gros 12 Schiffe mit 193 Kanonen und 1000 Mann. Dem Feuer der Schiffe konnten die Verschanzungen am Ufer nicht widerstehen, aber die ungeheure von einer dicken und 40 Fuß hohen Mauer umgebene Stadt Canton mit fast einer Million Einwohnern und Zuzügen vom Lande her hätte sich einem Belagerungsheer von nur 7000 Mann nicht ergeben sollen.

Gleichwohl blieb, als die Belagerung am 28. December begann, die Vertheidigung so erbärmlich, daß Elgin und Gros schon am 31. Herren der Stadt waren und doch nur 20 Todte und 100 Verwundete eingebüßt hatten. Es war von Seiten der Chinesen nicht Feigheit, sondern böser Wille gegen den tyrannischen Yeh, wenn sie sich nicht besser wehrten. Yeh selbst wollte eben über eine Mauer entwischen, als ihm der englische Kapitän Key bei seinem Zopfe zurückriß und gefangen nahm. Die Engländer staunten über die Körpergröße und das majestätische, aber abschreckende Wesen dieses Mandarinen, besonders über seinen dicken Kopf und seine brutalen und schrecklichen Blicke. Er wurde auf ein Schiff gebracht, der mitgefangene Untergouverneur Pikhwei aber zum provisorischen Civilverwalter der Stadt ernannt mit der Weisung, das Volk den Engländern zu befreunden. Aber es hielt schwer, eine so große Einwohnerschaft zu regieren. Die Engländer durften sich nicht einzeln ins Innere der Stadt wagen. Eine Bande von „Tapfern" unter den Chinesen verschwor sich, jeden Engländer zu ermorden. Ein Maueranschlag dieser Tapfern nannte alle Britten „rothhaarige Hunde", wie sie früher in den offiziellen Zeitungen Pekings „rothborstige Barbaren" genannt worden waren. Pikhwei selbst ließ heimlich alle Chinesen verhaften, welche sich mit den Engländern einließen. Diese Arglist wurde entdeckt und veranlaßte eine Untersuchung der Gefängnisse in Canton, in denen die Engländer die Gefangenen im gräßlichsten Zustande fanden. Yeh wurde nach Calcutta gebracht, wo er 1859 gestorben ist.

Elgin erhielt Befehl, mit seiner Flotte an die Mündung des Peiho zu segeln und entweder hier schon den Kaiser von China so sehr zu schrecken, daß er nachgebe, oder den Peiho hinaufzusegeln und in Peking selbst einzudringen. Baron Gros blieb auch hier wieder sein Schatten, aber auch die Russen und Nordamerikaner fügten seiner Flotte einige Schiffe hinzu, um der Expedition den Charakter einer gemeinschaftlichen zu geben und England nicht allein den Vortheil zu lassen. Der russische Agent Putiatine stand in enger

Verbindung mit dem Hof in Peking und bot demselben den russischen Schutz an unter der Bedingung, daß der Kaiser keine Fremden in Peking zulasse, außer Russen. Auch der amerikanische Agent Reed arbeitete dem englischen Interesse entgegen. Beide wurden von der chinesischen Regierung sehr höflich und rücksichtsvoll behandelt und schlossen gute Verträge mit ihr ab. Um England und Frankreich schien sich dagegen der Kaiser gar nicht bekümmern zu wollen und lehnte jeden unmittelbaren Verkehr mit ihren Gesandten als seiner unwürdig ab. Sie durften höchstens mit den Mandarinen in Verkehr treten, aber auch von diesen wurden sie nur hingehalten. Am 24. April 1858 langte die Flotte an der Mündung des Peiho an und Elgin und Gros schickten ihr Ultimatum nach Peking mit der Androhung, wenn sie keine entsprechende Antwort erhielten, binnen zwei Wochen die Feindseligkeiten zu beginnen. Sie bekamen keine Antwort, ließen daher am 20. Mai die Forts an der Mündung des Peiho angreifen. Die Soldaten und Matrosen mußten, um die vom Kanonenfeuer zerrütteten Mauern zu erstürmen, durch einen Sumpf waten, ließen sich aber durch keine Hindernisse abschrecken und nahmen alle Verschanzungen der Chinesen rasch und unter lautem Jubel ein. Jetzt erst bequemte sich der Kaiser, eine Besprechung zwischen Elgin und Gros einerseits und einer chinesischen Gesandtschaft, deren Haupt Kweiliang war, in Tientsin zu bewilligen, wo sie am 8. Juni begann. Hier kam nun am 7. Juli ein neuer Vertrag zu Stande, worin China den Engländern 2 Mill., den Franzosen 1½ Mill. Pfund Sterling Entschädigung, alle Handelsfreiheit und Schonung der Christen im Lande gewährte. Die Ratification sollte erst in Jahresfrist erfolgen.

Mittlerweile zeigten sich die Cantonesen immer ungeberdiger und die Engländer mußten sich sogar die Grobheiten Pikhweis gefallen lassen, weil sie doch nicht Mittel genug hatten, die Riesenstadt zu besetzen, und es ihnen eigentlich nur darum zu thun war, ihren Handel zu schützen und zu mehren. Als sie sich einmal beschwerten, warum die Antwort aus Peking so lange ausbleibe,

antwortete Pikhwei: ein Courrier braucht 8 Tage von Peking bis Canton, aber man schickt ihn nur in wichtigen Angelegenheiten ab, ihr Fremden mit euren unwichtigen könnt warten.

Lord Elgins Bruder, Bruce, zum englischen Gesandten in Peking ernannt, und de Bourboulon, französischer Bevollmächtigter, segelten am 15. Juni 1859 von Schanghai ab, um in Peking die Verträge ratificiren zu lassen. Am 18. kamen sie an der Mündung des Peiho an, welche diesmal mit Bäumen, Ketten und Pfählen gesperrt war und deren früher zerstörte Forts widerhergestellt waren. Sie verlangten sofort, man solle die Hindernisse wegräumen und sie in den Peiho einlaufen lassen. Ein Mandarin erschien, um ihnen höflich zu bedeuten, sie möchten zehn Meilen weiter nördlich landen, wo ihrer die vom Kaiser ernannten Mandarinen harrten, um sie nach Peking zu begleiten. Bruce jedoch achtete darauf nicht, denn er wollte wissen, ob und wie weit er auf dem Flusse gegen Peking vordringen könne. Eine Rücksicht auf das Recht der Chinesen zu nehmen, fiel den Engländern niemals ein. Als man ihnen daher den Fluß nicht öffnen zu dürfen wiederholt erklärt hatte, schritten sie zur Gewalt, am 25. Diesmal aber wurden sie mit einem so sichern Feuer aus den verdeckten chinesischen Batterien empfangen, daß vier ihrer Kanonenböte in den Grund gebohrt, die andern sehr verletzt wurden. Dennoch landeten sie etwa 1300 Mann, welche die Forts stürmen sollten, weil aber die Ebbe eingetreten war, im Schlamm stecken blieben und durch das immerwährende Feuer der Chinesen übel zugerichtet und mit Verlust von 464 Todten und Verwundeten, als alle ihre Anstrengungen nichts fruchteten und es schon Nacht geworden war, zur Flucht gezwungen wurden. Der Held, der die Chinesen hier befehligte, war Senvan. Die chinesische Regierung ließ nachher ihr Bedauern ausdrücken, der Vorfall sey nicht ihre Schuld, der Gesandte hätte der Einladung des Kaisers folgen und nicht eigenmächtig handeln sollen.

England sann auf Rache, verzögerte sie aber, weil es nicht hoffen konnte, den Peiho und Peking zu forciren ohne großen

Kraftaufwand, und weil es sich, in Rücksicht auf einen möglichen Krieg mit Frankreich, nicht von Truppen entblößen konnte. Einen vergeblichen Sühneversuch machte der kürzlich in England entstandene Anti-Opium-Verein, indem er am 4. August 1859 den Sir C. Wood, Minister für Indien um Abstellung des Opiumhandels bat, den schon Metternich und Montalembert einen „Schandfleck auf Englands Wappen" genannt hätten, und statt des Mohnbaus in Indien den Bau anderer Nutzpflanzen vorschlug. Wood aber meinte, wenn die Chinesen das Opium nur mäßig genießen wollten, würde es ihnen nicht schaden, der Gewinn aber aus dem Opium könne durch nichts ersetzt werden und sey dem englischen Handel unentbehrlich. — Im Jahr 1860 rüsteten England und Frankreich wieder gemeinschaftlich eine Expedition gegen China aus und unterdeß erfuhr man, auch die Taiping seyen wieder rührig und hätten neue große Siege über die Kaiserlichen erfochten.

Eine der merkwürdigsten Folgen der längeren und näheren Verbindung Englands mit China war der Culihandel. Eine Menge armer Chinesen ließen sich freiwillig von den Engländern dingen, um in deren ostindischen Colonien zu arbeiten, da sie viel geschickter und fleißiger arbeiten, als die Neger. Speculative Engländer verführten diese chinesischen Arbeiter bald auch nach Cuba, Peru und Californien, mit großem Gewinn. Deshalb wurden nach und nach die Culi's auch gepreßt, durch falsche Vorspieglungen auf die Schiffe gelockt und wie Sclaven entführt. Ueber die grausame Behandlung derselben hörte man laut klagen. Ein englisches, nach Cuba bestimmtes Schiff „Gulnare" führte eine Menge Culi's, welche gleich Negersclaven im Schiffsraum zusammengepreßt, sich empörten, aber von Flintenschüssen niedergeschmettert wurden, am 11. März 1857. Ein zweites Schiff „Carmen", nach Peru bestimmt, wurde von den verzweifelnden Culi's in Brand gesteckt und alle kamen um. Hierauf erging von der Republik Peru aus ein Verbot der Culieinfuhr.

Japan ist in allen Beziehungen China verwandt, die Ein-

wohner stammen von den Chinesen ab, sind aber wenn auch eben so industriös und reich, gebildet und schriftkundig, doch noch nicht so verweichlicht. Es war ursprünglich ein Priesterreich, wie Tibet. Der eigentliche Beherrscher Japans ist der Daïri, abstammend von der Sonne, unvergänglich, immer wiedergeboren. Wenn der Daïri kein eigenes Kind hat, so findet man eines an seiner Pforte, das ihm aus der Sonne geschickt wird. Er hat zwölf rechtmäßige Frauen, weil die Sonne durch zwölf Thierzeichen geht. Er muß als Sohn der Sonne immer gleichsam schweben, ohne je die Erde berühren zu dürfen, weshalb er auch niemals geht oder auf seinen Füßen steht, sondern immer sitzt oder getragen wird. Er darf niemals dasselbe Kleid zweimal tragen, von demselben Teller zweimal essen. Alles an ihm gilt für heilig, selbst seine Excremente. So vegetirt der lebendige Götze heute noch, wie vor uralter Zeit. Aber im 16. Jahrhundert ist ihm die Regierungsgewalt abgerungen worden durch den Seogun (Feldherrn). Der Daïri gilt jetzt nur noch als Papst, der Seogun aber als der weltliche Kaiser. Der Daïri residirt in Mikao, der Seogun aber in der großen Hauptstadt Japans, Jeddo, die wenigstes 1½ Mill. Seelen zählt.

Das Reich blieb den Europäern lange unbekannt. Erst der berühmte h. Franz Xaver, der Apostel Hinterasiens, öffnete es der christlichen Bekehrung, die aber 1638 mit der unbarmherzigen Hinrichtung aller Christen endete. Nur den Holländern, welche hier wie in China ihr Christenthum aus kaufmännischem Interesse verleugneten, wurde in einem Hafen zu landen und Handel zu treiben, seit 1743, jedoch nur mit einem einzigen Schiffe gestattet.

Erst im letzten Jahrzehent ist Japan dem Handel anderer Nationen geöffnet worden und zwar durch die Nordamerikaner, welche 1853 den Commodore Perry mit einer Flottille nach Jeddo schickten, um den Seogun zu einem Handelsvertrag zu zwingen. Ohne Zweifel hatte das glückliche Beispiel der Engländer in ihrem ersten Kriege mit China die Yankee's überzeugt, der Widerstand der Japaner werde eben so leicht zu besiegen seyn, wie

der in China. Und wie es scheint, übte dasselbe Beispiel auch Einfluß auf den Seogun, dessen Namen Cassaduco war. Derselbe fürchtete nämlich einen Krieg mit den feuerspeienden Eisenschiffen der Fremden, oder hatte er bereits begriffen, daß sich die Absperrung Japans doch nicht ewig würde durchführen lassen und daß dieses Land durch den Verkehr mit Fremden zuletzt nur gewinnen würde. Die Opposition des Daïri und der Priesterpartei, welche die gänzliche Absperrung des Reichs beibehalten wollten, erklärt seine lange Zurückhaltung. Dennoch gab er nach, schloß am 31. März 1854 mit den V. Staaten einen Handelsvertrag und öffnete ihnen zwei Häfen.

Sogleich folgten Rußland und England diesem Beispiel. Dabei ereignete sich der interessante Fall, daß, indem der russische Admiral Putiatine während des Krimmkriegs vor der ihm weit überlegenen englischen Flotte unter Admiral Stirling sich in einen japanischen Hafen versteckte und nicht von demselben bemerkt wurde, jeder von beiden mit dem Seogun einen günstigen Handelsvertrag abschloß, ohne daß einer es vom andern wußte, England am 14. Oct. 1854, Rußland am 26. Jan. 1855.

Diese für Japan erstaunliche Neuerung, der freie Verkehr mit den Fremden, scheint im Innern des Reichs lebhafte Antipathieen gefunden zu haben. Ein furchtbares Erdbeben, welches 1855 in Jeddo 30,000 Menschen verschlang, scheint als Wirkung göttlichen Zorns angesehen worden zu seyn. Man erfuhr, 1859 sey Casaduco gestorben, die Partei des Daïri habe sich stark geregt, der neue Seogun sey von Mördern bedroht und verwundet worden. Inzwischen langte im Laufe dieses Jahres der japanische Fürst Semme Buzen Uo Kami in San Francisco an, um von da nach Washington zu reisen und dem Präsidenten Buchanan Japans enges Freundschaftsbündniß anzutragen.